

Ingo Donnhauser

Oves non sunt illi curae

Einsprüche gegen die Reformation von oben

Inhalt

Einleitung	5
-------------------	---

1) Falsch abgebogen

Heilige Volksgeister?	7
Leiber Christi?	15
Progressistische Projektionen	24
Warum 500 Jahre Bauernkrieg kein Anlass zum Feiern sind	30
Wer weht hier, wo er will?	34
Geschlossene „Kulturen“, geschlossene „Kirchen“	42

2) Im Weltgewirr

Der „eigenen Art“ entfremdet?	46
Antiimperialistische Rhetorik in der NS-Propaganda	49
„Befreiung“ – wer oder was von wem und wozu?	54
Macht und Wahrheit	71
Links nur noch Misanthropen?	75
Gegen den „abendländischen“ Neo-Integrismus	83
Die „Theologie des Volkes“ ist völkische Theologie	87
Nationalliberaler Blutdurst	91
Die deutschen Wurzeln konformistischer Verwilderung	98
„Artgerechtigkeit“ in der Kultur?	104
Dekonstruktion des <i>sex</i> durch Rekonstruktion der <i>race</i> ?	109

3) Geistige Wende

Böser Familialismus?	117
Antiklerikaler Realitätsverlust	120
Wahre Reform	131
Herz Jesu statt „Organische Gemeinde“	141

Einleitung

Der übernationale Charakter der katholischen Kirche, der sich aus dem römischen Zentralismus ergibt, verleiht ihr eine Grunddistanz gegenüber nationalen Partikularismen – eine aus dem Monotheismus des Judentums übernommene Universalität, welche die allgemeine Humanität höher schätzt als „Rasse“ und Kultur, ja letzteren gegenüber zurückhaltend bis skeptisch gegenübertritt. Das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965), maßgeblich von deutschen Theologen aus dem Umfeld völkischer Reformbewegungen geprägt, leitete eine bedauerliche Aufwertung der behaupteten „kulturellen Eigenheiten“ der „Völker“ ein, die einhergeht mit der Aufwertung des „Kirchenvolks“ gegenüber der römischen Zentrale.

Unter Papst Franziskus erreichte der Kult um „Volk“ und „Völker“ seinen bisherigen Höhepunkt. Um der Kirche eine „synodale“ Form aufzuoktroieren, versammelte er 2023/24 ausgewählte Bischöfe und Laien zur „Welt-Synode zur Synodalität“. Die Versammlung sah den „Konsens“ der (nach Völkern aufgetrennten) Gläubigen als Kriterium für Glaubensfragen an und strebte daher nach weiterer Dezentralisierung der Kirche, Stärkung der unseligen nationalen Bischofskonferenzen, Abbau von „Klerikalismus“ durch institutionelle Einbindung von Laien (wie in finstersten Unterdrückungszeiten der Kirche), und natürlich: möglichst viel „kultureller Vielfalt“ und Bruch mit „kolonialistischer“ Geschichte. Wenn aber das Tradierte und Missionarische verdammt, dafür ein neuer „Geist“ beschworen wird – inwiefern steht diese Kirche dann noch in der Nachfolge ihres Gründers? Ist die Kirche etwa am Ende? Nein, denn jenseits der progressistischen Machtzirkel gibt es noch das, was die Kirche zur Kirche macht: den Glauben. Der Auftrag der Kirche ist es, das himmlische Jerusalem stetig zu vergrößern – Seelen zur Heiligkeit zu führen, zur Verherrlichung, zur Vereinigung mit ihrem Heiland, zum ewigen Glück. Ihre Geschichte ist der Epilog der Heilsgeschichte (der großen Geschichte der Menschheit) und erzählt, wie wir in Tod, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi und der Aussendung des Heiligen Geistes ruhen dürfen, ohne zukünftige Herrlichkeiten auf Erden erwarten zu müssen. Das Ende der Kirchengeschichte ist in der Bibel zwar spektakulär geschildert, aber doch letztlich banal: irgendwann wird die letzte Seele in die Herrlichkeit eingegangen sein. Diese Geschichte ist keine „große“ Geschichte, wie sie die Nationalgeschichtsschreibung kennt, mit Aufstieg und Fall, mit Höhepunkt, mit Hymnengeschmetter und Fahnenmeeren; sie ist die Geschichte der Heiligen. Sie ist die Summe von Millionen Geschichten, die allesamt die Lieblingsgeschichten Jesu Christi sind. Sie ist nicht die Geschichte hirtenamtlicher Entscheidungen oder gelehrter theologischer Wortmeldungen. Solches ist nur in Hinblick darauf relevant, wie es den Heiligen zu ihrer Heiligung geholfen hat. Bringt es niemanden näher zu Christus, erzählt es auch nicht die Geschichte der Kirche weiter. Weitererzählt wird sie durch jene Menschen, die Ihm nachfolgen wollen und sich dafür an das halten, was die Tradition sie lehrt. Wichtig sind nicht das neueste Interview, die neueste „Ratssitzung“ oder der neueste Hirtenbrief – wichtig bist Du.

Einige der hier zusammengestellten Texte wurden in den Jahren 2023-2025 auf meinem Internet-Blog (<https://ingod.webnode.page>) oder in anderen Publikationen veröffentlicht. In diesem Buch sind sie demgegenüber teilweise ergänzt oder gekürzt. Viele der Aufsätze richten sich direkt gegen die seit über 60 Jahren andauernde und in den letzten Jahren des Pontifikats von Franziskus nochmal extrem intensivierte Reformation von oben, gegen den Skandal, dass „Hirten“ ihren „Schafen“ Anhänglichkeit an das Profane, Niedrige, an Blut und Boden aufzwingen und sie somit (sei es auch unbewusst) in die Dornenbüsche führen wollen. Andere Texte behandeln jene Reformation, die parallel auf weltlicher Ebene stattfindet und die westliche Zivilisation, das Nebenskapitel der Kirchengeschichte, zu vernichten gedenkt. Die Geschichte der Zivilisation ist ebenso fertigerzählt wie die Heilsgeschichte, nur noch am Ausklingen. Wie Calvin Coolidge erklärte: die Erklärung der Gleichheit aller Menschen und ihrer unveräußerlichen Rechte ist final, hier kann es keinen Fortschritt mehr geben, nur Rückschritte. Wir sind derzeit allesamt Zeugen solcher Rückschritte. Warum? Weil so viele Menschen nicht verstehen, dass das wichtigste Wort längst gesprochen ist und sie es nur noch anzuhören brauchen.

Es macht keine Freude, zu kritisieren. Es ist schöner, all dem Falschen, das uns umgibt, einfach das Richtige entgegenzusetzen. Dennoch ist auch Kritik nötig, um Irrwege zu erkennen und jene zu warnen, die sie einschlagen. Mögen sie den Weg zurück auf die Weide finden.

Waldshut-Tiengen, am Fest der heiligen Maria Magdalena 2025

Falsch abgebogen

Papst Franziskus bemühte sich mit seiner „Weltsynode zur Synodalität“ (2023/24) um eine strukturelle Umgestaltung der katholischen Kirche, die eine „neue Form“² annehmen soll, eben eine „synodale“, wodurch das „Volk“ mehr Mitsprache bekäme. Nun ist die Kirche bekanntlich keine Demokratie, die einfach einen willkürlichen „Volkswillen“ umsetzt – vielmehr wurde das „Volk“ von den am Umgestaltungsprozess Beteiligten zum Sprachrohr Gottes erklärt.

Franziskus behauptete, der Heilige Geist sei Protagonist des Prozesses, der im Wesentlichen darin besteht, die von nationalen Bischofskonferenzen gesammelten Anliegen katholischer Laien anzuhören und die handverlesenen Synodenteilnehmer über Grundsatzfragen (derzeit vornehmlich hipbes „Diversity“³ und Antikolonial-Gedöns) abstimmen zu lassen. Auch der Chefkoordinator der Veranstaltung, der Luxemburger Kardinal Jean-Claude Hollerich, der sich u.a. für verheiratete sowie weibliche Priester einsetzt und die kirchliche Sexualmoral grundüberholen will, erklärte die Synode für unzweifelhaft vom „Heiligen Geist“ gelenkt. Für Franziskus nämlich war das „Volk“ der eigentliche Träger der kirchlichen Macht. Jenes werde vom Heiligen Geist schon zu den richtigen Einsichten getrieben. Im „Volk“ die Quelle des in der Kirche wirkenden Heiligen Geistes zu sehen (dem als Irrlehre verurteilten Konziliarismus⁴

entsprechend) steht im direkten Widerspruch zur auf dem Ersten Vatikanischen Konzil vertretenen Lehre, wonach dem Papst als Stellvertreter Christi diese Rolle zukommt⁵. Der Kirche als „Ganzheit“ kollektiv die höchste Lehrautorität zuzuschreiben war charakteristisch für den in Opposition zum Konzil getretenen theologischen Modernismus (etwa bei George Tyrrell⁶). Dessen Verklärung und Überhöhung des „Volkes“ stammt aus einem nationalistischen Volksbegriff, welcher im 20. Jahrhundert in der Kirche immer weiter verbreitet wurde, besonders durch die neuen deutschen, antiindividualistischen Theologen. Reformkatholik Romano Guardini etwa bezeichnete 1932 das Volk als „Inbegriff alles menschlich Echten, Tiefen und Tragenden“, Heideggerschüler Karl Rahner träumte von einer vom „Volk“ übernommenen Kirche. Das Zweite Vatikanische Konzil stellte dann hierfür die Weichen. Insbesondere der Konzilstext „Lumen Gentium“ liefert Volksideologen wie Franziskus die Argumente; er interpretierte LG 12 („Die Gesamtheit der Gläubigen [...] kann im Glauben nicht irren“) so, als seien versammelte Christen vom Heiligen Geist ohne jede Vermittlung geleitet. Eindeutig wird vom Konzil zumindest die Bedeutung des Papsttums relativiert. LG 22 behauptet, der „Bischof von Rom“ und die übrigen Bischöfe (der sogenannten „Teilkirchen“) bildeten ein „Kollegium“, dem höchste und volle Gewalt in der Kirche zukomme, ja Unfehlbarkeit (LG 25)⁷.

¹ Zuerst in jeweils leicht abgewandelter Version veröffentlicht am 11. April 2024 auf <https://ingod.webnode.page>, sowie in: Bahamas 94 (2024), S. 56-60.

² Dies gab etwa Impulsgeberin Maria Grazia Angelini auf der Synode offen als Ziel an.

³ Das Arbeitspapier für die Welsynode wünschte sich z.B. die Schaffung von „Räumen“ für Menschen, die sich aufgrund ihrer „Rasse“/„Ethnie“ gesellschaftlich diskriminiert fühlten – ein solcher Raum sollte die ganze Kirche sein, gerade keine abkapselnde Nische! Die Kirche ist so gut durch das Zeitalter der barbarischen Rassentrennung gekommen – will sie nun alle nicht gemachten Fehler nachholen?

⁴ Der seit der Zeit Philipps des Schönen dem „Volk“ (durch ein Konzil „repräsentiert“) die oberste Gewalt in der Kirche andichtet (der Klerus sei von jenem beauftragt, das Papsttum nicht göttlichen Ursprungs). Der griechische Begriff der Synode meint nichts anderes als das lateinische *concilium* – ein dem Papst untergeordnetes und von ihm in Sonderfällen

einberufenes Beratungsorgan, das allein kein verbindliches Urteil fällen kann.

⁵ Der Papst nimmt auf Erden als *vicarius Christi* ganz die Stelle des eigentlichen Hauptes der Kirche ein; er hat den Beistand des Heiligen Geistes, um Hirte und Lehrer aller Christen (Bischöfe inklusive) zu sein (so etwa die Dogmatische Konstitution *Pastor Aeternus* von 1870). Der Heilige Geist, so lehrten die alten Katechismen, ist Lehrer und Schützer der Kirche, doch wirkt Er durch die Hirten, die *dispensatores mysteriorum Dei*; dem Papst aber kommt die alleinige Fülle der (durch ihn weiter verteilten) Hirtengewalt mitsamt dem Charisma der Unfehlbarkeit zu.

⁶ Welcher Vorwürfe, seine Theologie sei „individualistisch“, angesichts seines kollektivistischen Kirchenbildes zu Recht zurückwies.

⁷ Kirchenrechtlich umgesetzt ist dies im neuen CIC in den Canones 330 (Papst und Bischöfe seien als ein Kollegium miteinander verbunden) und 331 (der

Die Autorität des Papstes wird vom „Kollegium“ (das als solches eine Erfindung des Konzils ist bzw. seiner reformorientierten Vordenker wie Yves Congar) hergeleitet, von dem er nicht mehr getrennt zu denken ist⁸. Dieser Episkopalismus⁹ ist offensichtlich von außerkatholischen Ekklesiologien abgeschaut und führte folgerichtig zur Konstruktion weitgehend autonomer Nationalkirchen, die sich zueinander eben „kollegial“ verhalten¹⁰. Größte Sorge ist in Rom seither, in „Papalismus“ zurückzufallen; die Papstkrönung wurde unter Paul VI abgeschafft, weitere Insignien fielen unter den Nachfolgern, zuletzt (2020) erklärte Franziskus (der sich nur noch als „Bischof von Rom“ bezeichnete) gar *vicarius Christi* zum „historischen Titel“¹¹. Er führte die auf dem Konzil eingeleitete Dezentralisierung der Kirche sogar noch bedeutend weiter. Nationale Sonderregeln und Synoden¹² bekamen unter ihm zunehmendes Eigengewicht, was inzwischen selbst die episkopale Struktur aufweicht. Für die Synodalitätssynode holten nationale „Teilkirchenverbände“ zunächst Meinungen von Gläubigen ein, fassten sie zusammen zu nationalen Stellungnahmen; aus der ursprünglich geplanten Bischofssynode (als Organ des „Bischofskollegiums“) wurde dann bald eine allgemeine Versammlung mit Laienbeteiligung –

Bischof von Rom sei Haupt des Kollegiums, *deshalb* komme ihm höchste Gewalt zu).

⁸ Zwar könne er auch ohne konkreten Einbezug des „kollegialen Verbands“ aktiv werden – dennoch leitet sich seine Autorität offenbar von diesem her.

Entscheidet er etwas allein, dann nicht mehr aus eigener Kraft als Stellvertreter Christi, sondern als „Haupt des Kollegiums“, seine Macht leitet sich von der Macht der Gemeinschaft ab, nicht mehr unmittelbar von Christus, eine Sonderstellung existiert nur noch als Repräsentant der Gruppe.

⁹ Laut LG 21 würde die Bischofsweihe, nicht erst die apostolische Sendung, automatisch ein Leitungsamt übertragen und in das neuerfundene „Kollegium“ eingliedern; die höchste der sieben Weihestufen war bis dahin i.Ü. das Presbyteriat, die dem Bischof vorbehaltenen sakralen Gewalten (Spendung der Firmung, des Weihesakraments u.a. Weihen) wurden durch die Konsekration, als Sakramentale, lediglich entbunden.

¹⁰ Der DBK-Vorsitzende Bätzing betrachtete sich offenbar schon als eine Art Bundesbischof und warf seinem rechtgläubigen (und damit deutschenkritischen) polnischen Kollegen nach Abschluss der ersten Synoden-Sitzung vor, dass der so unbrüderlich Vorgänge in „einer anderen Kirche“ (!), der deutschen eben, verurteilen würde.

eben eine „Volks“-Versammlung. Oder doch eher „Völker“-Versammlung?

Franziskus betrachtete das Kirchenvolk programmatisch unter der Voraussetzung nationaler Zersplitterung, die von ihm uneingeschränkt positiv gewertet wurde. Das von ihm etwa in der Enzyklika „Fratelli tutti“ gewählte Bild der Kirche als Polyeder erhebt die Inhomogenität zum Ideal – das betrifft Lehre wie Kult. Die Einheit der Kirche wird zum Patchwork. Vom katholischen Universalismus fehlte Franziskus das Verständnis, weshalb er den Begriff ständig pervertierte und in sein Gegenteil verkehrte. Ähnlich wie der postkoloniale „Memory Studies“-Professor und Autor Michael Rothberg vertrat er einen „Universalismus des multidirektionalen Standpunkts“¹³, womit eine allgemeine Akzeptanz partikularer Besonderheiten gemeint ist. Ein Gegen-Universalismus (das Böse ist ebenso etwas Allgemeines wie das Gute), eine Universalisierung des Dummen und Verderblichen, des Aberglaubens an „Nationen“ eben. Franziskus wollte die „Katholizität“ als eine Universalität betrachtet wissen, welche nicht „homologiere“ (also: dem Allgemeinen zur Annahme verhilft), keinen bösen „Proselytismus“ betreibe, sondern „inkulturiere“¹⁴.

Damit war er freilich nicht der erste auf dem Stuhle Petri. Bereits Johannes Paul II rief in den 1980er

¹¹ Dafür nahm er 2024 wieder denjenigen des „Patriarchen des Okzidents“ an, der unter Benedikt XVI abgelegt worden war, weil die „lateinische Kirche“ ja mit den nationalen Bischofskonferenzen und internationalen Versammlungen inzwischen eine „moderne kanonische Form“ angenommen habe; Franziskus dürfte gerade der trennende Charakter dieses aus „ultramontaner“ Sicht nicht weiter zu vermissenden Titels gefallen haben, sich gleichsam eine Stufe herab auf gleiche Ebene mit „den anderen Patriarchen“ begebend.

¹² Der Kanadier Gilles Routhier, der auf der Synode die Kritiker weitreichenderer Unabhängigkeit nationaler „Kirchen“ zurechtweisen sollte, dozierte im Oktober 2024, lokale Konzile hätten doch früher auch Lehrautorität in der Kirche gehabt – womit er einen Missstand zum Ideal erhob; die Kirche hat nicht ohne Grund diese Praxis untersagt, lokale Synoden behandeln ausdrücklich keine Lehrfragen mehr und dürfen nicht im Widerspruch zum allgemeinen Kirchenrecht stehen, sie bedürfen der Autorisation durch den Papst und ihre Dekrete dessen Bestätigung.

¹³ Vgl. Marlene Gallner: Einheit des Reichs. Über den Vorwurf des Provinzialismus im Historikerstreit 2.0, in: sans phrase 23 (2024), S. 37-40.

¹⁴ So z.B. seine Rede im September 2023 in der Mongolei.

Jahren in mehreren Ansprachen etwa „indigene“ Christen in Amerika dazu auf, „authentische Native Americans“ zu bleiben, und in seiner Enzyklika *Redemptoris Missio* (1990) forderte er Missionare ausdrücklich zur Inkulturation auf; die Kirche solle in die „Kulturen der Völker“ eingefügt werden, die „authentischen kulturellen Werte“ sollten eine „innere Umwandlung“ im christlichen Sinne erfahren, wodurch das Evangelium „in den verschiedenen Kulturen lebendig“ würde. Die „Kulturen“ sollten damit „von innen her erneuert“ werden. Ausdrücklich ist auch von Kult und Theologie die Rede (RM 52). Missionare sollen sich in die jeweilige „sozio-kulturelle Welt einfügen“, die „Werte“ der jeweiligen „Kultur“ entdecken; dann würde das Christentum der neuen Gemeinden „harmonisch mit den eigenen kulturellen Traditionen“ sein (RM 53), was offenbar ein ganz tolles Ziel sei. Erst recht wollte Franziskus regional und kulturell unterschiedliche „Wege des Glaubens“ fördern, keineswegs Einförmigkeit; letztere sei „ein Verrat am Heiligen Geist“, der seiner Meinung nach sogar die Ursache kultureller Unterschiede sein soll (die klassischerweise, ganz im Gegenteil, auf die *Sünde*, die in Babylon gestraft wurde, zurückgeführt werden¹⁵). Ja, in seiner Theologie geht es gleichsam nur noch um „Kulturen“, die auch so „faszinierende“ Neuinterpretationen der Evangelien zuließen, wie er sie etwa beim Ökoesoteriker Leonardo Boff (1965-1970 Student bei Karl Rahner) lobte. Sein während der Synodalsynode 2023 veröffentlichtes *Motu Proprio „Ad theologiam promovendam“* ruft zu „kontextueller“ Theologie je nach „geographischer“ und „kultureller“ Umgebung auf, „die als Vorbild die Menschwerdung des ewigen Logos hat, indem sie in die Kultur, die Weltsicht und die religiöse Tradition eines Volkes eintritt“. Damit ist, das Judentum abwertend und trivialisierend, gesagt: Jesus sei damals gleichsam in eine beliebige „Kultur“ hineingeplatzt und habe eben deren Vorstellungen angenommen (inklusive „religiöser Traditionen“), hätte aber auch genausogut zu allen anderen kommen können (alle „Kulturen“,

„Weltsichten“ und „religiösen Traditionen“ seien ja gleich gut und offen für den Logos) – da Er das nicht tat, solle nun halt die Kirche diesen Job übernehmen. Gemäß klassischer Lehre hingegen kam einst der Logos zu *Seinem* Volk, zu jenen, die exklusiv *Seine* selbst angeordneten religiösen Traditionen befolgten, die von *Ihm* exklusiv die wahre, ungetrübte Weltsicht erhalten hatten und deren Kultur also aufgrund göttlicher Weisheit und Anordnung entwickelt wurde, was auf sämtliche anderen Kulturen nicht zutrifft, an denen nichts Göttliches ist und die keinerlei „Erfüllung“ durch den Messias oder Seine Kirche harren.

Bereits das Konzil sorgte in dieser Frage für eine Revolution. In LG 17 wird behauptet, der „Same des Guten“ liege schon in den „eigenen Riten und Kulturen der Völker“, die Kirche würde nur „erheben und vollenden“. Und *Gaudium et Spes* 22 glaubt, Christus habe sich in der Menschwerdung schon mit jedem Menschen vereinigt; in jedem „Menschen guten Willens“, auch wenn er ein Heide ist, würde die Gnade wirken, er sei mit dem „österlichen Geheimnis verbunden“ und gehe „der Auferstehung entgegen“¹⁶. Dementsprechend waren für Franziskus nicht mehr Lehre und Kult der existierenden Kirche (aufgrund ihres universellen Wesens, dem die Realität entsprechen sollte) zu verbreiten, sondern es sei, im Gegenteil, überall das außerkirchliche „Gute“ zu entdecken und zu bewahren. Das Allgemeine (Katholische) ist nicht mehr das, was vom einen, wahren Gott kommt und durch Seine Kirche der gespaltenen und verwirrten Menschheit zugeführt wird, sondern die Kirche soll *sich selbst* allgemein machen und der angeblich bereits total guten Welt unterwerfen: in allem, was irgendein selbsternanntes „Volk“ als das „Eigene“ ansehe (was also auch nicht allen gemein werden kann), solle sich die katholische Gemeinschaft „inkarnieren“, was nichts anderes heißt, als dass jeder, ohne dass er sich in irgendeiner Form verändert, als erlöster Mitbruder zu gelten hat, dabei aber den einengenden (und gänzlich anderer Quelle entstammenden) Kontext seiner „Volksgemeinschaft“ nicht verlässt¹⁷. Universalität ist bei Franziskus Allererlösung der „Kulturen“ (die

¹⁵ Die Sprachverwirrung war nur der Anfang der viel umfassenderen Kulturverwirrung, die Menschen einander entfremdet, gemeinsames Handeln verunmöglicht, gegenseitiges Ausschließen bedingt.

¹⁶ In der Interpretation von Theologen wie Rahner und seinen Jüngern heißt das ganz offen, allen Religionen komme eine positive Rolle im Heilsplan zu, wie es

Franziskus mit seiner Abu-Dhabi-Erklärung 2019 (alle Religionen seien gottgewollt) bestätigte.

¹⁷ Dies entspricht ganz dem „woken“ Zeitgeist, wonach der Einzelne ja nicht glauben soll, sich verbessern, ja überhaupt verändern zu können – man sucht nur noch „sich“, sprich seine angeblich „wesensgemäße“ Zugehörigkeit (wie und was „bin“ ich), schottet sich

ja alle gleich gut seien) und „Nationen“ durch sich selbst. Es sind bei ihm die *Missionare*, die lernen, nicht die anderen: so viel Schönes und Gutes sei in der „Religiosität“ der Heiden zu entdecken, „wir“ (Christen) seien es, die unseren „Horizont erweitern“ und einfach selbstzweckhaften „Dialog“ führen sollten. So fand Franziskus etwa am „mongolischen Volk“ (Buddhisten und Animisten) so lobenswert, wie es kollektiv „seine Wurzeln und Traditionen“ pflege und „in Harmonie mit der Umwelt“ lebe, dabei „den Blick nach oben“ richte, zum „Licht des Guten“; hier wird wieder die schon im Amazonas-Kontext unerträglich gewesene Blut- und Boden-Mystik exerziert, einem Erdteil (mit dem man „in einen Dialog treten“ könne) mitsamt seinen dorthin angeblich natürlicherweise „gehörenden“ Bewohnern zu unterstellen, „Botschaften“ und „Weisheit“ zu haben, eine ureigene Art, „die Dinge zu betrachten“ – und diese dürfe natürlich keinesfalls geändert werden. Die Vorstellung, ein „Volk“ sei eine nicht zu spaltende Einheit und müsse mit einem an den „Volkscharakter“ angepassten und entsprechend abgekürzt-vereinfachten Christentum ausgestattet werden, entspricht letztlich dem Konzept des „dynamischen“, sprich: angepassten Christentums, wie es insbesondere unter NS-freundlichen deutschen Katholiken entwickelt wurde¹⁸. Alles nach seiner „Art“. Franziskus‘ Vorstellungen¹⁹ lesen sich teilweise wie alte Programmschriften der „Deutschen Christen“, die ebenfalls von einer Offenbarung Gottes in Natur und Geschichte fabulierten (und daher die Reinheit der „Rasse“ sowie völkische Eigenheiten des „Glaubens“ hochhielten) und das Alte Testament bestenfalls zu

dabei gegen das ab, was man vormals als das Bessere (von außen kommend) angestrebt hätte. Das ist gerade nicht individualistisch, sondern Unterwerfung.

¹⁸ Etwa der badische Gaubeauftragte der „Arbeitsgemeinschaft katholischer Deutscher“, Kuno Brombacher (der später altkatholisch wurde und 1937 die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ scharf kritisierte), sah sich in Deutschland explizit als Vertreter eines „dynamischen“ Katholizismus an (Brombacher 1934), als Gegner die „Konservativen“.

¹⁹ Zum ökoesoterischen Blut- und Boden-Geschwurbel der Enzykliken „Laudato si“ (2015) und „Fratelli tutti“ (2020), in denen das Ideal des „wurzelbewahrenden Indigenen“ beschworen wird, vgl. mein Buch „Der Westen macht das Licht aus“ (2023), S. 13f.

²⁰ Wenn nicht gleich das Märchen von der Anpassung an europäisches Heidentum aufgetischt wird.

irrelevanter Geschichte eines „fremden Volkes“ herabstufen.

Für die Propagierer „kontextualisierender“ Mission ist das traditionelle Christentum nur *eine* mögliche Spielart, eben an die jüdische Kultur angepasst²⁰; in anderen kulturellen „Kontexten“ könne es ganz andere Inhalte bekommen. Jede Nation solle also selbst entscheiden, was „Christentum“ (wenn „es“ schon angenommen wird) konkret für sie bedeutet. Die klassische Mission war nicht „kontextualisierend“, sondern wusste, dass es ja gerade der „Kontext“ der jeweiligen Heiden ist (ihr kulturelles Umfeld), der sie von Gott fernhält und aus dem sie befreit werden müssen²¹. Für die „Progressiven“ in der heutigen Kirche hingegen ist die Vermittlung der alten apostolischen Lehren irrelevant geworden, „Mission“ solle einfach zu mehr „Gemeinschaftsgefühl“ führen, zum besseren „Volksgenossen“ machen (man richtet sich ja nicht mehr an Individuen, die dann ausscheren aus der trauten weltlichen Gemeinschaft, sondern an „Völker“). Franziskus war sich dementsprechend nicht zu schade, 2023 die chinesischen Katholiken ausdrücklich aufzufordern, bitteschön „gute Bürger“ zu sein – gerade als die staatlichen Schikanen gegen die Religion auf neue Höhepunkte zusteuerten, Priester und Bischöfe, die nicht in der „Patriotischen Vereinigung“ (in der z.B. Minderjährigen, im Sinne der Parteiideologie, der Zutritt zu Kirchen verwehrt wird) registriert sind, inhaftiert und sonstwie verfolgt wurden²². Im selben Jahr, inmitten des russisch-nationalistischen Angriffskrieges gegen ein in nicht unwesentlichen Teilen katholisch geprägtes Land, sprach er russische Katholiken (die „auf ihre Art russisch“ seien) als „Erben der großen Mutter Russland“,

²¹ Das gilt auch bei der „Neuevangelisierung“ in vormals christlichen Ländern: Menschen, die sich tagein, tagaus mit wertlosem Unfug beschäftigen, müssen erstmal lernen, die richtigen Fragen zu stellen, sprich: das Denken derer erlernen, von denen später die Antworten kommen können.

²² 2024 wurde in Hongkong gar ein neues Gesetz präsentiert, wonach Priester „verpflichtet“ werden, in der Beichte gestandene „Hochverrats“-Verbrechen den Behörden zu melden (wobei davon auszugehen ist, dass Spione die Gesetzestreue der Geistlichen in fingierten Beichten testen werden). 2025 brachten demokratische Senatoren im US-Bundesstaat Washington (Hochburg des antiamerikanisch-totalitären Progressismus) einen ähnlichen Gesetzesentwurf in Bezug auf „Kindesmissbrauch“ ein.

„Erben des großen Russlands Peters des Großen und Katharinas II“ an, dessen Vermächtnis („von großer Kultur“ usw.) unbedingt weitergeführt werden müsse²³.

Die Unterwerfung unter nationale „Kulturen“ und Befindlichkeiten geht logischerweise einher mit der Aufhebung allgemeiner Moral bzw. Gesetzmäßigkeit²⁴. Das umstrittene Dokument *Fiducia supplicans* von Kardinal Fernández (2023) legt z.B. größten Wert darauf, „Skandal“ und „Verwirrung unter den Gläubigen“ (FS 30+39) zu vermeiden; ob die im Text behandelten kirchliche Segenshandlungen vollzogen werden oder nicht, wird von den subjektiven Befindlichkeiten vor Ort abhängig gemacht. Maßgeblich ist also nicht die objektive Gutheit bzw. Schlechtigkeit einer Handlung, sondern die Meinung der jeweiligen „Gemeinde“ oder gar „Nation“. Solches beschleunigt rasant den kirchlichen Zerfall – Kardinal Ambongo (Präsident des Symposiums der afrikanischen Bischofskonferenzen) hat bereits unter Verweis auf das unsägliche Kap. 19 der Zusammenfassung der ersten Sitzung der Synodalitätssynode (Bischofskonferenzen und kontinentale Sektionen sollen die „Kultur der Völker“ schützen, damit ja nicht wieder „Uniformität“ und „Zentralismus“ in der Kirche entstehen könnten) die Ablehnung des Dokuments in Afrika verteidigt (der Vorwurf der „kulturellen Kolonisierung“ durch „den Westen“ durfte natürlich auch nicht fehlen) – nach dem Motto: Afrikaner haben halt eine „homophobe“ Kultur, das muss man in Europa akzeptieren, aber in Europa gilt natürlich eine andere Moral, da ist dann halt auch ein „Homosegen“ völlig OK. Es wäre nun völlig falsch, im Akzeptieren der afrikanischen Ablehnung von *Fiducia supplicans* (oder auch der deutschen Ablehnung von grundsätzlich allem, was aus Rom kommt) eine Schwäche Roms zu sehen (wie es ein FAZ-Kommentator tat) – für Franziskus war solche an ethnisch-kulturellen Grenzen ausgerichtete Ungleichheit völlig in Ordnung, er schaffte die Relevanz seines Amtes bewusst ab,

wollte eine in jeder Hinsicht „dezentrale“ Kirche. Seine Kirche lehrt nicht, sie „hört“. So doziert auch der im Kontext der Synode entstandene „Brief an das Volk Gottes“ von Ende Oktober 2023, die Kirche müsse künftig mehr „hören“, z.B. auf Arme, auf „die Jugend“, auf „indigene Völker“ – jene Gruppen also, welchen die wohlhabenden, alten, weißen Progressisten, die hinter dem Schreiben stehen, in einem Anfall von Projektion unterstellen, „ganz andere Sorgen“ zu haben als solche, die von den bösen Konservativen in der Kirche als allgemeinmenschliche verstanden werden. Die konservative Position ist die universalistische: die Kirche soll alle Menschen von ihren jeweiligen irdischen Scheinproblemen wegführen und für das einzig wahre Problem in unser aller Leben sensibilisieren: den Kampf um das ewige Heil der Seele. „Aufgeklärte“ Theologen können damit nichts anfangen; geprägt von deterministischer Weltanschauung und Verdiesseitigung, sehnen sie sich nach mehr Heil inmitten der Profangeschichte der Zeit des Neuen Bundes, welcher doch mehr „Sinn“ (jenseits der steten Vergrößerung des ewigen Gottesreichs) zukommen müsse, insbesondere ein immanentes Ziel, eine Perfektionierung, ja ein „Zeitalter des Heiligen Geistes“, wie es bereits der Häretiker Joachim von Fiore im 12. Jahrhundert (dessen Armutsideal dem bergoglionischen Kirchenbild sehr nahe kommt) erwartet hatte, später der Protestantismus (insbesondere im Pietismus), dann, in säkularisierter Version, die deutsche Aufklärung (etwa bei Lessing, der 1780 ein aufsteigendes Stufenmodell geschichtlicher Zeitalter mit Vollendungsziel annahm und sich explizit auf joachitisches Schrifttum bezog). Sie rückte als „neuentdeckte“ Akteure der Geschichte die „Nationen“ in den Fokus²⁵ – das Gegenbild zur Kirche, die ihr Heil bereits gefunden hat, die irdische „Gesellschaft“, die ihrer eigenen Befreiung noch harre. Für den deutschen Idealismus (besonders bei Schelling und Hegel) „entfaltet“ sich Gott in der Welt durch dieselbe, die Dinge gehen

²³ Seine bizarre Russlandbegeisterung mag freilich mit der spezifischen Ordensgeschichte verknüpft sein, verdanken die Jesuiten doch ihr Überleben in der Verbotszeit 1773-1814 der zaristischen Bildungspolitik.

²⁴ Wenn Moralrelativist Vincenzo Paglia, von Franziskus zum Vorsitzenden des Päpstlichen Rates für das Leben erhoben, 2023 gar Verständnis für „assistierten Suizid“ bei angeblich „unerträglichem Leid“ zeigte (die Legalisierung sei für das

„Gemeinwohl“ am besten!), ist eine Tiefebene erreicht, auf der selbst in Nazideutschland „Inkulturation“ in Reichweite gewesen wäre.

²⁵ Ansätze gab es bereits in der italienischen Renaissance, besonders beim revolutionären „Volkstribun“ Cola di Rienzo, der sich unter joachitischem Einfluss als „Candidatus Spiritus Sancti“ bezeichnete und als Vorbild der späteren Faschisten angesehen wird.

wie von selbst aus Ihm hervor (Emanation); diese Welt sei zwar „abgefallen“ von ihrem göttlichen Urbild, kehre jedoch in der Geschichte wieder zu Ihm zurück, gewinne die verlorene Einheit wieder (Schelling bezog sich explizit auf die Zeitalterlehre Joachims, das „dritte Reich“ ohne kirchliche Hierarchie, dafür mit reiner Vernunft, würde das himmlische Jerusalem auf Erden realisieren, in dem Juden- und Heidentum gleichberechtigt nebeneinander stünden). Dieses falsche immanente Gottesbild (wie es im Wesentlichen von Karl Rahner, als einem der bedeutendsten Konzilstheologen, geteilt wurde) lässt die Welt zum Ort des verwirklichten Heils werden, welches konkret wohl in der trauten Einigkeit friedlich nebeneinander herumfolklorisierender erleuchteter „Völker“ bestehen soll, ungetrübt von jedem Bekenntnisstreit. Hierfür benötigte man ein „neues Pfingsten“ (dieser das „alte“ Pfingsten herabwürdigende Begriff wurde bereits von Johannes XXIII 1961 in Bezug auf das Konzil gebraucht, ebenso von Paul VI und Hypermodernist Suenens, dessen maßgeblicher Einfluss hinter Kollegialitätsprinzip, Lumen Gentium sowie Gaudium et Spes steht), das besonders im allseitigen „Dialog“ Früchte trage²⁶. Durch Christi Erlösungswerk sei die ganze Welt ja eigentlich schon mit Göttlichem erfüllt, das müsse bei jedem Menschen nur noch zur Entfaltung herausgekitzelt werden – am besten mit Hilfe der jeweils volkseigenen „spirituellen Tradition“. Da Gott hinter allem stünde, so das protestantische Fundament der ökumenistischen Häresie (längst ausgeweitet auf sämtliche „spirituellen Traditionen“ der Welt), könnten Menschen anderer Religionen ja gar nicht wirklich „falsch“ liegen.

²⁶ Wenn in der Bibel von *dialégomai* die Rede ist, geht es um das gemeinsame Erlangen eines tieferen Verständnisses von einer Sache. Hintergrund ist aber die Weisung Jesu, zu lehren: die Apostel quatschten nicht ziellos drauflos, sondern wollten bekehren. Paulus z.B. führte in Thessaloniki (Apg 17,2ff) und Korinth (Apg 18,4f) einen „Dialog“ mit den Gelehrten in den Synagogen über die Schriften, aus denen er darlegte, dass der Messias leiden und auferstehen musste und dass Jesus dieser Messias ist. Viele konnten überzeugt werden und nahmen den Glauben an (Paulus lernte auch dabei, nämlich wie wahr seine Überzeugung war). Der Dialog, das gemeinsame Studieren und Argumentieren aus der Bibel führte hier zum Missionserfolg. Nur der kann sein Ziel sein.

²⁷ Grün kann sich auch nicht vorstellen, Gott könne „den Tod Seines Sohnes wollen“ (die Bibel dagegen:

Was ist das für ein Geist, der das „neue Pfingsten“ bringen soll, welches die Menschheit vereint, indem es sie zur Aufgabe des Bewusstseins für weltanschauliche Widersprüche führt? Sicher nicht derselbe, den traditionelle Christen als den „Heiligen“ ansehen (welcher u.a. zur *Unterscheidung* der Geister begabt). Mit dem monistischen „Weltgeist“ Hegels (welcher wiederum in den verschiedenen „Volksgeistern“ als Subjekten der Geschichte am Wirken sei) bestehen schon wesentlich mehr Gemeinsamkeiten. Es geht aber noch schlimmer. Im März 2024 traf sich Franziskus mit dem deutschen „spirituellen“ Bestsellerautor Anselm Grün, den er für sein Werk lobte und zum Weitermachen ermutigte. Grün freilich (der, ausgerechnet, im Wallfahrtsort Todtmoos bei einem Esoteriker, dem Ex-Naziokkultisten Dürckheim, Zen-Meditation „erlernt“ hat, mit dem wenig christlichen Ziel der „Selbstfindung“ und „Rückbindung an den eigenen Wesenskern“) ist ein Pantheist; Gott ist für ihn „Energie“, die in allem fließe, Christus ist nichtmal mehr Erlöser, sondern Gelehrter, nicht anders als Buddha, Gott wirke schon immer „Erlösung“, auch in anderen Religionen, durch deren „Weisheit“ (die in Wahrheit rein menschliches Stochern im Nebel ist, ohne jede Selbstoffenbarung Gottes)²⁷. Grün ist Paradebeispiel für Franziskus' Maßgabe, Christentum in eine fremde Kultur (in dem Fall: die der „New Age“-Bewegung²⁸) zu „inkarnieren“ – und für das notwendige Scheitern derselben, denn vom Christentum übrig bleibt maximal Terminologie. Interpretieren wir: die Zacken von Franziskus' „Polyeder“ (die „Kulturen“) sind ihm vom „Weltgeist“ geformte Schönheiten; was ist,

„Der Vater liebt Mich, weil Ich mein Leben lasse“, Jo 10,17); Gott lässt bekanntlich *alle* Menschen sterben, Jesu Tod ist insofern der Menschennatur angepasst, und Er macht daraus den stärksten Liebesbeweis gegenüber dem, mit dem die Menschheit die Versöhnung ersehnt.

²⁸ Deren astrologisches Zeitalter-Konzept (um Christi Geburt ende das Zeitalter des „Widders“ – des alttestamentarischen Opfertiers –, jenes der „Fische“ – der Kirche – beginne, um wiederum 2000 Jahre später durch das des „Wassermannes“ abgelöst zu werden) bezieht sich z.T. auch auf die joachitische Vorstellung des „johanneischen Zeitalters der Bruderliebe“, ein kollektives Gutwerden der Menschheit in Weisheit und Gerechtigkeit, wodurch sich der Kreis bei „christlicher Esoterik“ der Marke Grün wieder schließt.

solle sein, und diese Erkenntnis sei dann Ausdruck vollkommenen Geistesfülltseins.

Das vollkommen traditionswidrige Universalismusverständnis des „Bischofs von Rom“ erklärt sich durch seine Prägung als argentinischer Jesuit. Tiefverwurzelte antiwestliche Vorurteile kennzeichneten seine Vorstellung von Kultur und dem, was sie „gefährdet“. In Argentinien herrscht seit dem 19. Jahrhundert ein vollkommen entfesselter Nationalismus, der sich mangels nationaler Spezifika in erster Linie über den Aufbau eines gemeinsamen Feindbildes konstruierte – das ist: der böse „Ausbeuter“²⁹. Kosmopolitismus und Imperialismus waren damals die großen Feindbilder der „Montoneras“, der populistisch-linksfaschistische Peronismus wollte dann im 20. Jahrhundert „Gerechtigkeit“ schaffen. Von links wie rechts war allen klar: die „Ausbeuterstaaten“ Großbritannien und USA (beide von „jüdischen Finanzinteressen“ gelenkt) würden die armen „Drittwelt“-Länder ebenso unterdrücken wie die bösen wurzellosen Reichen die (aus vulgärchristlicher Perspektive zu Heiligen und zum „wahren“ Volk verklärten) Armen innerhalb der trauten Heimat. Nach dem vorübergehenden Sturz des Peron-Regimes blieben insbesondere die sich als „progressiv“ verstehenden Kräfte ihrer Führergestalt treu. Auf die historischen Montoneras bezogen sich damals zuerst die pronationalsozialistischen und extrem antisemitischen Tacuara-Guerillas von José Baxter; aus dieser Gruppe gingen wenig später die Führungskräfte der sich „Montoneros“ nennenden Linksguerillas hervor, die enge Beziehungen zu Befreiungstheologen bzw. dem Movimiento de Sacerdotes para el Tercer Mundo und der Zeitung Cristianismo y Revolución pflegten und auf die Rückkehr ihres Führers hinarbeiteten³⁰. In diesem Klima musste sich damals Jorge Bergoglio als Jesuitenprovinzial des Landes positionieren. Wer

waren damals in Südamerika die populären Stimmen in der Kirche? Einer der einflussreichsten Befreiungstheologen war Linksperonist Enrique Dussel (sich 1973 enttäuscht vom Idol abwendend, welchem sein gleichfalls peronistischer Kollege Bergoglio treu blieb), Argentinier mit deutschen Vorfahren, zur Konzilszeit in Deutschland wissenschaftlicher Mitarbeiter vom nazifreundlichen Ökumenisten Joseph Lortz. In seinem Werk wird, wenig überraschend, obsessiv die „Abhängigkeit“ bestimmter „Völker“ von irgendwem zum Grundübel erklärt, der Nationalismus, die nationale Unabhängigkeit (in jeder Hinsicht) glorifiziert; im Denken der Befreiungstheologie geht Einsatz für die Armen nicht ohne Nationalismus und Antiimperialismus, aufgrund der falschen Analogie, mit welcher von Individuen auf Nationen geschlossen wird. Und in Bergoglios Orden selbst? 1965-1981 war der Baske Pedro Arrupe General der Jesuiten; er hatte in den 1930er Jahren in den Modernistenhochburgen der Niederlande und Belgiens studiert und stand der Theologie Karl Rahners nahe: die Welt sei in Wahrheit bereits versöhnt, müsse das nur (vermittels der Missionare) kapierten und sich dann in hippiesker Schunkellaune an dieser frohen liberalprotestantischen Botschaft delectieren. Arrupe erklärte bereits auf dem Konzil, katholische Mission müsse die „uralten Kulturen“ integrieren; die „materialistische“, fusionierte Kultur der Moderne sei seelenlos, die Kultur der real existierenden Christen nicht „überlegen“. 1977 rief er auf einer südamerikanischen Synode zur Inkulturation auf, niemandem dürfe eine „fremde Kultur“ aufgedrückt werden; der Glaube würde lediglich eine vorhandene Kultur „reinigen“ und lehren. Er folgte Rahner darin, dass in anderen Religionen „erlösende Elemente“ seien, sie letztlich Teil von Gottes Plan wären. Die Kirche müsse sich mit den örtlichen Kulturen identifizieren, sich

²⁹ Vgl. im Folgenden Lukas Böckmann, <https://jungle.world/artikel/2014/06/hochmuetigehalbgoetter>, abgerufen 11.04.2024.

³⁰ Nach Meinung vieler jüdischer Argentinier waren die antiimperialistischen linken Kräfte jener Zeit ebenso radikale Judenhasser wie die Rechten und hätten sicher alles, was ihnen irgendwie „zionistisch“ anmutete, im Fall einer Revolution standrechtlich erschossen. Rodolfo Walsh, einer der vielen Montoneros mit stramm faschistischem Hintergrund, baute für den nach eigenen Angaben „blutdürstigen“ Che Guevara („Vaterland oder Tod!“) eine Nachrichtenagentur auf,

veröffentlichte 1974 eine Reportage über Palästina, die vor antisemitischen Verschwörungstheorien nur so strotzte – und gilt heute als glorreicher linker Märtyrer, weil er 1977 von der Militärjunta ermordet wurde. Der wichtigste politische Publizist jener Tage war Juan José Hernández Arregui, 1960 über die „Entstehung des nationalen Bewusstseins“ philosophierend und Ideengeber für die Montoneros. Der nordamerikanische Imperialismus sei der schlimmste der Welt, der innere Feind wären die international agierenden, entnationalisierten Juden, die das Finanz- und Wirtschaftswesen beherrschten.

hinein „inkarnieren“, partikularisieren – ausgerechnet dadurch würde sich ihre „Universalität“ zeigen³¹. Die Kirche solle nicht mehr kulturbildend wirken, die vorhandenen Kulturen seien ausnahmslos gut und gottgewollt. Bereits in den Augen Arrupes also war katholischer Universalismus nicht mehr, allen (das gleiche) zu geben, sondern alle und von allen zu nehmen, es sei ohnehin schon alles „anonymes Christentum“. Bergoglio selbst organisierte bereits 1985 eine Konferenz zum Thema „Die Evangelisation der Kultur und die Inkulturation des Evangeliums“, ausgerechnet zum Anlass der 400jährigen Präsenz der Jesuiten in Argentinien³².

Diese krankhaft „antiimperialistischen“ Züge des südamerikanischen Katholizismus der Nachkonzilsära prägen die dortige Kirche bis heute und zerstören rücksichtslos die alte „ethnien“übergreifende Einheit, für welche gerade jener Kontinent von kosmopolitischen Katholiken einst so sehr bewundert wurde. Selbst in Mexiko möchte die dortige Bischofskonferenz inzwischen eigene liturgische Elemente (etwa Tänze) für „Indigene“ einführen, 2023 wurde ein kompletter synkretistischer „Maya-Ritus“ mit heidnischen Elementen getestet. Laut Kardinal Arizmendi Esquivel habe das nichts mit „Folklorismus“ zu tun, sei auch keine „klerikale Erfindung“ eines „indigenen Ritus“ (seine vehemente Abwehrreaktion verdeutlicht umso mehr das Gegenteil), sondern man wolle einfach die „Arten der Beziehung zu Gott dieser Völker“ in die Liturgie integrieren³³. Wozu nur? Warum sollte

man götzendienerische Handlungen plötzlich dem wahren Gott darbringen, anstatt sich in jene langbewährten Formen hineinzuleben, welche diejenigen, die den Glauben lehrten, bereits erfolgreich anwenden? Antwort: weil es den klerikalen Machern, im völkischen Wahn, um eine Heiligung des alten Heidentums geht³⁴, gerade nicht um ein tieferes Verständnis und Ausleben des katholischen Glaubens, der als solcher eben nicht mehr „allgemein“ zu sein hat.

Passend eine Anekdote: im Mai 2023 zog der Vatikan eine Sonderbriefmarke nach wenigen Tagen zurück, die Franziskus an der Stelle Heinrichs des Seefahrers auf dem „Denkmal der Entdeckungen“ in Lissabon zeigte. Bischof de Pinho Moreira Azevedo (Delegat des Päpstlichen Komitees für Geschichtswissenschaft) fand, solches widerspreche ausgerechnet „der universellen Brüderlichkeit“. Den Entdeckern aber ist es zu verdanken, dass die Kirche Millionen Menschen fand, die ihren Erlöser noch nicht kannten. Wie soll „universelle Brüderlichkeit“ herrschen, wenn der eine den anderen nicht nur nicht versteht, sondern (mangels Entdeckern) sogar niemals kennengelernt hätte? Wer soll überhaupt nach „universeller“ Verbrüderung streben, wenn er nicht die Existenz universeller Werte (wie das klassische Christentum sie, im Gegensatz zu „ethnischen“ Religionen, postuliert) vermittelt bekam? Der genannte „Geschichtswissenschaftler“ sagte zudem den Abermillionen katholischen „Mischlingen“ in Lateinamerika mit seiner Verdammung des Entdeckens durch die Blumen, dass es sie gäbe sei

³¹ In Wahrheit baut sogenanntes „inkarnierendes Christentum“ nie das Reich Gottes auf, denn es führt nicht Menschen zusammen, die vorher einander fernstanden, sondern lässt Spaltungen bestehen bzw. gründet nur neue spalterische Gemeinden. Es fördert „alte Sitten“ und damit Synkretismus.

³² Jener Orden, einst geradezu Verkörperung des römischen „Zentralismus“, hatte im 20. Jahrhundert ausgerechnet jene Aspekte der eigenen Geschichte zur besonders zentralen Tradition hochgejubelt, die schon immer falsch und irrig waren; im Dezember 2022 wurde folgerichtig der synkretismusfördernde China-„Missionar“ Matteo Ricci vom Franziskus als „verehrungswürdig“ erklärt, was zur skandalösen China-Politik des Heiligen Stuhls passt; seit der Coronazeit wird in China die „Sinisierung der Religion“ zum Zweck der „nationalen Einheit“ und „religiösen Harmonie“ (so die entsprechenden Vorschriften) rigoros forciert. In Japan noch herrschte beim Orden im 16. Jahrhundert die Erkenntnis, dass das Christentum nicht

mit den dort vorherrschenden Vorstellungen vereinbar war. Ein persönlicher Gott, noch dazu einer, der den Menschen Freiheit zum Bösen lässt, war in ganz Asien etwas vollkommen Fremdes.

³³ Im November 2024 wurde dies vom Vatikan für fünf „ethnische Gruppen“ offiziell gewährt und somit z.B. „ritueller Tanz“ (begleitet von „traditioneller Musik“) zum Offertorium und nach der Kommunion auf die Ebene des Liturgischen gehoben; anstelle des Priesters übernehmen Laienfrauen (weil diese auch in „traditionellen Gebeten“ inzensieren würden) jegliche Beweihräucherung, mit einem „für ihre Kultur passenden Weihrauchgefäß“. Arizmendi wird nicht müde zu betonen, mit Synkretismus und Überbleibseln „vergangerer Zeiten“ habe das alles nichts zu tun (stattdessen also offenbar mit überzeitlich-überindividuellem „Volksgeist“).

³⁴ Sinnfällig etwa im päpstlichen Segen über dem Pachamama-Götzenbild während der Amazonas-Synode im Oktober 2019.

bedauerlich, statt ihrer solle es wohl lieber nur reinrassige, heidnische, möglichst „primitiv“ lebende Stämme in ihren Ländern geben.

Man scheint in Rom bei so viel Idealisierung völkischer Stammeskirchen zu ignorieren, dass die schlimmste Unterdrückung der Kirche heute gerade vom wieder modern gewordenen Modell der Stammesgesellschaft (gerne euphemistisch „community“ genannt) ausgeht. Die postmoderne Aufspaltung der vormals unter *einem* Recht stehenden Gesellschaft führte in Lateinamerika zu der menschenunwürdigen Situation, dass innerhalb der „indigenen Gemeinschaften“, die wieder von der Restgesellschaft abzuschotten seien, eigene Quasibehörden und „Stammesführer“ ein separates (Un-)Rechtssystem aufgebaut haben, in welchem die Wahrung der „eigenen Identität“ oberste Priorität hat. Mission ist dort natürlich verboten, und wer die religiösen bzw. kulturellen Praktiken des Stammes aufgibt, wird de facto als rechtlos angesehen: die „indigenen“ Institutionen verhängen Strafen, und die Betroffenen können sich nicht mit

Hilfe der staatlichen Gerichte dagegen wehren, da diese die „eigene Gerichtsbarkeit“ jener totalitären Gruppierungen (denen Autonomie zugestanden wird) „respektieren“. Religionsfreiheit gibt es also nicht für jene Menschen, die als „Indigene“ kategorisiert werden! In Mexiko (z.B. Chiapas, Yucatán und anderswo) werden christlichen „Indigenen“ die Kinder weggenommen, wenn sie den Glauben der „Gemeinschaft“ verlassen, in Cauca (Kolumbien) erregte 2022 ein Fall Aufsehen, wo „Indigene“ ausgepeitscht wurden, weil sie christliche Lehrinhalte verbreiteten.

Solche Verhältnisse müssten von der Kirche, die doch behauptet, sich für Menschenrechte einzusetzen, aufs Schärfste verurteilt werden; stattdessen kommt man mit Hohlphrasen vom „Kontext“ und predigt den geschilderten antiuniversalistischen Pseudo-„Universalismus“ einer an manchen Ecken eben auch mal bluttriefenden „polyedrischen“ Menschheit. Eins ist klar: ein „Heiliger Geist“ ist hier definitiv nicht im Spiel.

Leiber Christi?

Es muss Außenstehenden unverständlich vorkommen, wenn Christen nahezu sämtlicher Denominationen z.T. schon seit Jahrzehnten so uneins über den Weg ihrer jeweiligen Gruppierung sind. Ob bei Anglikanern, Altlutheranern, Methodisten, bis hin zur Evangelischen Allianz und leider auch in der katholischen Kirche: lähmender Richtungsstreit an allen Orten. Als ehemals neutraler Beobachter, der keineswegs schon als „Traditionalist“ geboren wurde, erlaube ich mir das Urteil: die ausschließliche Schuld daran trägt die jeweilige „progressive“ Partei, die, anstatt auszutreten und sich einer der vielen „liberalen Kirchen“ anzuschließen, wo sie auf Gleichgesinnte trüfe, ihre „angestammte“ Denomination von Grund auf verändern will. In der katholischen Kirche ist den Progressiven die Machtübernahme geglückt, auch wenn sie in den Augen der Welt noch zu den „konservativeren Kirchen“ gezählt wird. Diese Machtübernahme äußert sich nicht darin, dass nun überall Häresien gelehrt würden, sondern im Verzicht auf das Verkündigen derjenigen Lehrinhalte, welche der Ökumene abträglich wären oder sonstwie in der jeweiligen Gesellschaft aneckten. Historischer Hintergrund ist der

Irrglaube, es sei etwas Schlechtes, wenn Völker ihrem Glauben nach „gespalten“ seien – ein Erbe von Nationalismus und Totalitarismus. Fatal ist insbesondere der Verzicht auf die überlieferte Sakramentenlehre, so dass die Heilmittel der Kirche vor allem in Deutschland keinerlei Wertschätzung mehr erfahren bzw. ihre Bedeutung gar nicht mehr gekannt wird. Was diese Krise im Vergleich zu früheren, inhaltlich vergleichbaren so gravierend macht, ist die Tatsache, dass es diesmal nicht allein um individuelles Versagen geht, sondern strukturelle Veränderungen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine konservative Wende extrem erschweren. Die jedem „Traditionalisten“ schmerzliche Distanz zum aktuellen Leitungspersonal der Kirche kann, aus meiner Sicht, nur durch einen Rücktritt von pluralisierenden nachkonziliaren Reformen überwunden werden – nicht diejenigen, die den alten, universell gelehrt Glauben bewahren wollen, sind in der Pflicht, sich zu bewegen, sondern jene, die dessen Beschweigen tolerieren.

1.

Am 13. Juni 2024 veröffentlichte der Vatikan ein Schreiben mit dem vielsagenden Titel „Der Bischof von Rom“, welches nichts weniger als die Abschaffung des Papsttums, wie es die katholische Kirche vormals verstand, ankündigte. Franziskus wollte, um sämtliche getrennten Christen wieder zur selbstzweckhaften „Einheit“ in der „Gemeinschaft“ zu locken (und den inneren, „synodalen“ Umbau zu beschleunigen³⁵, welchen ein starkes Papsttum behindern würde, das ja künftig sogar „Rechenschaft“ vor den Bischöfen ablegen soll), in Zukunft nur noch den Ehrenvorsitz in „der Gemeinschaft der westlichen wie der östlichen Kirchen [sic!]“ haben, „konfessionsübergreifenden Konzilen“ vorsitzen und sich ansonsten mehr auf sein Bistum und seine kürzlich wiedereingeführte (wie auch immer konkret auszufüllende) Rolle als „Patriarch des Okzidents“ (auf Augenhöhe mit den schismatischen Ostkirchen) konzentrieren. Abgesehen davon, wie falsch die leider weitverbreitete Vorstellung ist, die Kirche (ein weltweites Volk) müsse nach flüchtigen und vergänglichen „Kulturen“ unterteilt werde (als hätte Jesus z.B. eine „Ost-“ und eine „Westkirche“ gewollt, mit unterschiedlichen Riten, Lehren und getrennten Hierarchien³⁶): dieses Vorhaben widerspricht offensichtlich den Festlegungen des Ersten Vatikanischen Konzils (Unfehlbarkeit, universelle Jurisdiktion) – deren vorgeblich

angestrebte „Integration“ in die „neuere Theologie“ (gemeint ist die modernistische, volks- und völkerselige „Gemeinschafts“-Ekklesiologie) kann weder auf intellektuell redliche Weise geschehen noch wäre sie überhaupt gestattet (Dogmen einen anderen Sinn als den ursprünglichen verleihen zu wollen führt laut Konzilsdokument *Dei Filius* zum Kirchenbann)³⁷. Hyacinthe Destivelle vom „Dikasterium zur Förderung der Einheit der Christen“ verabschiedete sich bereits von der universellen Jurisdiktion, die Aufgaben des „Bischofs von Rom“ sollen im Rahmen einer „ökumenischen Synodalität“ mit einer neuen Kirchenverfassung stärker „differenziert“ werden, was nur heißen kann, dass Rom Häresie als zur Kirche gehörig betrachten will, Teile der „Kirche“ bestimmten Gläubigen (mit der „falschen“ Herkunft) offiziell Irrlehren aufnötigen dürfen, wenn diese eben „nationaler“ Tradition oder Befindlichkeit entsprechen.

In der „synodalen“ Kirche grassiert die Auffassung, die katholische Kirche sei nur eine Abteilung der „eigentlichen“ Kirche, nur eine Gruppe von Christen unter vielen, die zudem nicht durch gemeinsamen Glauben, sondern durch bloße Organisation zusammengehalten wird. Beides hat z.B. Pius XI 1928 in seiner gegen die ökumenische Bewegung gerichteten Enzyklika „Mortalium Animos“ ausdrücklich verurteilt³⁸, und doch lässt es sich mühelos aus zweideutigen Texten des Zweiten

³⁵ Die historische Kirche hatte für Franziskus gegen die Synodalität „gesündigt“, was er die Teilnehmer vor Beginn der zweiten Sitzung der Synodalitätssynode im Oktober 2024 gar in einer Bußliturgie öffentlich kollektiv „bekennen“ ließ; in Wahrheit ist der angeblich synodale Charakter der Kirche eine Erfindung ihres derzeitigen modernistischen Führungspersonals. Die „pyramidenförmige Ausübung von Autorität“ (Kardinal Hollerich) in der Kirche soll (so wolle es der „Heilige Geist“) nun beendet werden – womit sie ihre wesenseigene Form (Jesus berief sowohl Papst wie Apostel) verlieren würde.

³⁶ Anstatt kulturbildend zu wirken und kulturelle Unterschiede (zum allgemeinen Wohl der davon befreiten Menschheit) missionarisch aufzuheben.

³⁷ Franziskus selbst hatte der Verkündigung der christlichen Heilsbotschaft konsequenterweise längst abgeschworen; in Singapur bezeichnete er im September 2024 alle Religionen als Wege zu Gott, verglich sie mit verschiedenen Sprachen und Dialekten, niemand solle seine Religion für besser halten; eine authentische Auslegung seiner Abu-Dhabi-Erklärung, deren Aufnahme in die Lehrpläne Osttimors er kurz zuvor gelobt hatte. Christus lehrte das Gegenteil.

Franziskus gebrauchte gerne die monistische „Einheit in Vielfalt“-Floskel, alles sei jeweils volksspezifische Ausformung des „Einen“ (wie es auch völkische Sekten wie die Deutschen Unitarier lehren). Das biblische Weltbild hingegen unterscheidet klar zwischen Gut und Böse, Wahr und Falsch, sieht die Welt als Ort des Kampfes, von dem nur die Gnade des Schöpfers erlöst (keine „diplomatische“ Einigung auf Erden). Juden- und klassisches Christentum sind im monistischen Verständnis daher (absterbende) Entartungen, weil sie sich mit ihrer Idee des Bösen „erheben“ würden: als Harmoniestörer hätten sie kein Existenzrecht. Nichtchristliche Religionen sind insofern „böse“, als sie von Christus als dem einzigen Erlöser wegführen; wer nicht mit Mir ist, ist gegen Mich (Mt 12,30).

³⁸ Die eine Kirche Christi ist sichtbar durch Führung des Papstes, verbindliche Lehre und die Sakramente (MA 6); sie ist nicht in nebeneinander bestehende Sektionen unterteilt (MA 7), die Einigung der Christen kann ausschließlich durch den individuellen Eintritt in die katholische Kirche erreicht werden (MA 10). Der mystische Leib Christi ist nicht zusammengesetzt aus Nichteinigen (ebd.). Auch das Konzept des „Ehrenprimats“ für den Papst in einer ökumenischen,

Vatikanischen Konzils herauslesen. In Einheit mit Rom zu stehen, mag man nur noch als eine Option, einen Heilsweg unter vielen ansehen (vgl. LG 8: „die Kirche“ sei in der katholischen Kirche „verwirklicht“, außerhalb dieser gäbe es aber durchaus auch Wahrheit und Möglichkeiten zur Heiligung). Hauptsache, in einer Gemeinschaft wirke der „Heilige Geist“³⁹; alles Defizitäre wird ausgeblendet, „der Geist“ würde ja eh alle „Jünger Christi“ nach Einheit in der „einen Herde unter dem einen Hirten“ streben lassen (vgl. LG 15), womit offenkundig nicht der Papst gemeint ist – der wird bei einem allgemeinen „Neuen Pfingsten“ ja überflüssig. Ja, es gäbe Christen, für die der „Nachfolger Petri“ und die mit ihm in Einheit stehenden Bischöfe per se nicht zuständig seien: plötzlich ist die Rede von „Kirchen“ (im Plural) neben der katholischen (LG 15). Sah sich vor dem Konzil die katholische Hierarchie als *eigentlich* für alle Getauften zuständig, werden nun schismatische Gruppen als „kirchlich“ (im Sinne einer nicht mit der katholischen Kirche identischen „Kirche Christi“) anerkannt, der eigene Jurisdiktionsanspruch über sie auch in der Theorie aufgegeben. „Nichtkatholische Christen“ konnte nach alter Ekklesiologie gar nicht geben, nur welche mit Defiziten im Glauben (und Gehorsam). Eigentlich wären alle Getauften aufgefordert, der nächsten katholischen Heiligen Messe gläubig beizuwohnen. Der Papst hatte tatsächlich universelle Jurisdiktion, auch wenn er sie nicht überall ausübte. Seit Paul VI scheint man in Rom darüber gar nicht mehr verfügen zu wollen. Insbesondere Franziskus demonstrierte unmissverständlich, nicht mehr *vicarius Christi* sein zu wollen, Hirte der gesamten Christenheit (welcher er verbindliche Glaubenssätze vorlegen

kann), vom Himmel (nicht von der Kirche, welcher keinerlei eigene Kraft innewohnt) eingesetzt – nur noch Haupt eines „Bischofskollegiums“, welches den quasi „katholischen Zweig“ (wiederum in eine Vielzahl nationaler Fragmente aufgetrennt) des Gottesvolkes verwalte⁴⁰. Dieses brauche offenbar gar keinen gemeinsamen Oberhirten mehr (logisch, ohne weiterhin zu bewahrende allzeit gültige Lehre, deren Existenz der Modernismus⁴¹ ja leugnet).

Der Ökumenismus vollendet damit paradoxerweise erst die so lautstark bei jeder Gelegenheit bejammerte „Spaltung“: das Gottesvolk (sichtbar durch die Taufe, welche in Christi „Gefolgschaft“ aufnimmt) war vormals eins (ob in Einheit mit Rom oder nicht), weil alle darin wiederum durch die Taufe (und Kenntnis der Erlösungsbotschaft) dasselbe übernatürliche Ziel hatten; diese ontologische Einheit war gerade sichtbar am Anspruch des Oberhauptes, allen Hirte zu sein – weshalb er Unterwerfung unter seine Autorität forderte, auf einheitliche Sakramente und Riten sowie einheitliche Lehre drängte. Es gibt schlicht und einfach keine „Kirche“ außerhalb der katholischen.

Es wäre nun sicher hilfreich, deutlicher zwischen der Kirche als „Volk“ sowie als „Leib“ Christi zu unterscheiden. Zum Volk Christi gehört der Getaufte immer – zum Leib im vollen („lebendigen“) Sinne nur, insofern er im Namen Christi handelt, erfüllt vom Heiligen Geist (die „Heiligkeit“ der Kirche kann sich nur auf ihren Charakter als mystischer Leib Christi beziehen)⁴². Es handelt sich zwar nicht, wie im Protestantismus, um zwei getrennte Personenkreise („sichtbare“ vs. „unsichtbare“ Kirche), sondern verschiedene Wirkweisen der Taufgnade (einmal Gottes Stellung zum Menschen betreffend, einmal umgekehrt⁴³),

menschgemachten Neukirche, frei von dogmatischen Kontroversen, wird klar verworfen (MA 7).

³⁹ Dass dieser wehe, „wo Er will“ (Jo 3,8) und Gaben austeilte, „wie Er will“ (1 Kor 12,11), legte Franziskus im Juni 2024 typisch progressistisch so aus, als dürften Gläubige Ihn nicht an Institutionen „gebunden“ sehen („definiert“ werden könne Er auch nicht – wozu dann überhaupt Dogmen über Ihn?). Sicher weht Er, wo Er will – aber die Kirche ist es, die uns sagt, wo Er wehen will (nämlich in *ihr*) und auf welche Weise Er das tut.

⁴⁰ Clemens Schrader SJ hingegen (*De unitate romana*) beschreibt den Papst als Vater, die Bischöfe (ausschließlich von ihm ihre Jurisdiktionsgewalt empfangend) als Söhne. Der Heilige Geist macht die Kirche zum mystischen Leib Christi, in ihr setzt sich die Inkarnation fort – der Papst aber überwacht, wie die

„Ströme“ des Geistes verlaufen. Macht Sinn: das Papsttum ist schließlich älter als jede andere Einrichtung in der Kirche, sogar als die Evangelien.

⁴¹ „Wahrheit“ hänge von Zeit und Ort ab, ohnehin gäbe es „unwichtige“ Glaubensartikel, die nicht die Ökumene gefährden sollen (vgl. dagegen MA 9).

⁴² So unterschied schon Augustinus (*De Baptismo*) die Zugehörigkeit zur Kirche *corpore* (dem Äußeren nach) und *corde* (den göttlichen Tugenden im Hl. Geist nach).

⁴³ Im Protestantismus bewirkt die Wassertaufe maximal eine Veränderung der Sichtweise Gottes auf den Sünder (auf dessen Sünden Er nun angeblich nicht mehr schaue), nicht aber im Getauften selbst, der doch wirklich neuer Mensch geworden ist und in Christus heilig leben soll.

doch behindern Sünde und Unglaube den Getauften, im letzteren Sinne die Gnade auszuschöpfen: er muss sich von diesen Hindernissen lösen wollen. Noch Pius XII betonte (*Mystici Corporis Christi* 103), wie sehr den Nichtkatholiken die dem mystischen Leib eigenen *muneribus* (Gnadengaben) fehlen, um sicher und in Fülle *vitam* zu haben; man kann zum Gottesvolk gehören und dennoch am Leib Christi abgestorben sein (wie auch in der Todsünde)⁴⁴. „Leib“ ist die Kirche dabei nicht in Hinblick auf ein horizontales inneres Zusammenwirken (im Sinne eines wörtlich verstandenen „Organismus“)⁴⁵, sondern als Instrument des Heiligen Geistes, der in den Einzelnen wirkt. „Volk“ wiederum ist sie nicht im modernen Sinne eines demokratisch verfassten Gebildes, sondern als Summe der (untereinander unverbundenen) Anhänger eines Herrn (welcher sich durch den Papst vertreten lassen will). Dieses Volk der Getauften ist weder (in der Summe) heilig, noch (organisatorisch) einig, schon seit den ersten Spaltungen der Frühzeit. Einigkeit ist gegeben, sofern als *Leib* Christi gehandelt wird, sich dafür notwendigerweise der kirchlichen Tradition unterwerfend (die zu bewahren letztlich der einzige Sinn und Zweck kirchlicher Jurisdiktion ist): Christus hat eine *rechtgläubige* Kirche begründet, die der Offenbarung treu bleibt und z.B. nicht tolerieren kann, wenn jemand aus ihren Reihen lehrt, der Heilige Geist gehe nicht vom Sohn aus, Maria habe die Erbsünde gehabt oder es gäbe keine Armen Seelen im Fegefeuer (wie die

„Ostkirchen“⁴⁶), oder gar die ganzen Häresien des Protestantismus (der auf einem vollkommen irrigen Gottes- und Menschenbild aufbaut). Institutionelle Unordnung gehört im Gottesvolk des Neuen Bundes wohl leider dazu – unzerstörbar ist nur diejenige Einheit, welche in den Sakramenten und der Lehre besteht⁴⁷. Der Papst hat die Funktion, ebenjene Einheit in Ritus und Verkündigung zu *bewahren* – sie ist Ziel (das Heil ist für alle da), der Papst nur ein Mittel. Wer nach voller Einheit mit Christus strebte, musste sich daher stets an den Papst und seine Hierarchie halten – auch im Vertrauen darauf, dass bei einem unwürdigen lokalen Bischof dessen formelle Einheit mit dem Heiligen Vater schon all den Unfug, den er treibt, wettmacht, die Einheit das, was fehlt, ausgleicht⁴⁸. Warum? Weil die Päpste dem Glauben die Treue hielten (und als Rechtgläubige im mystischen Leib, nicht nur Getaufte im Volk, aus der ihnen vorbehaltenen Kraft des Heiligen Geistes schöpfen konnten); sie waren den Katholiken eine Stütze, auch wenn um sie herum alles einbrach. Mag man auch einige vorübergehende Pontifikate als bestenfalls zwiespältig ansehen: es gab keine „Neue Messe“, keine Aufweichung und Verfälschung der überlieferten Lehre. Die Päpste blieben, auch in stürmischen Zeiten, Fels in der Brandung. Krisen erschütterten nicht den Stamm, nur die Zweige (viel zu selten wurden letztere freilich abgeschnitten, um die Krankheit der Pflanze nachhaltig zu überwinden; das neuzeitliche Rom war noch um Längen nicht zentralistisch genug). Dies hat sich in

⁴⁴ Auch eine Exkommunikation bewirkt „nur“ einen Ausschluss von den Sakramenten und somit dem inneren Leben der Kirche, trennt aber zu Lebzeiten nicht wirklich vom Gottesvolk ab: *membra mortua* bleiben trotz aller faktischen „Leblosigkeit“ dank der Taufe eben *membra*. Dies ändert sich mit dem Tod; wer sich vom Leben des Leibes separiert (und somit die Gnade nicht wirken gelassen) hatte, hat nicht Anteil an der Auferstehung.

⁴⁵ Das Bekennen der *communio sanctorum* im Credo verlangt zwar Solidarität zwischen den Christen auf Erden (über die gewöhnliche Nächstenliebe hinausgehend), im Fegefeuer und im Himmel; einst wird es jedoch nur noch eine himmlische *communio sanctorum* geben, wo gegenseitige Hilfe nicht mehr nötig ist – die solidarische Hilfeleistung auf dem gemeinsamen Weg ist also nur etwas Abgeleitetes. Im Wesen besteht die *communio* in der Liebe zum *Göttlichen*, das im getauften Nächsten (ein „anderer Christus“) aufstrahlt und ihn heilig werden lässt.

⁴⁶ Ebenso inakzeptabel ist deren Verwendung von gesäuerten Broten in Messe, die bezeichnenderweise

geschieht, um ihren Kult von den jüdischen Wurzeln zu trennen.

⁴⁷ Es ist eben nicht die „Gemeindezugehörigkeit“, die heiligt, sondern die Gemeinde ist die Summe der zum Heil Berufenen (auch wenn *aus ihr heraus* das Heil kommt, die Heiligung nicht allein Gotteswerk ist). Die Zukunft der Kirche in Europa kann auch nicht in priesterlosen „Gemeinden“ liegen, sondern in zentralen Opferstätten, zu denen gepilgert wird wie einst zum Tempel nach Jerusalem.

⁴⁸ Etwa im 18. Jahrhunderts gingen schismatische Pläne im „Heiligen Römischen Reich“ zur Auftrennung der Kirchenstruktur hin zu quasiautonomen Nationalkirchen z.T. noch wesentlich weiter als in Folge des Konzils. Auf viele damalige „Hirten“ traf eindeutig nicht das Herrenwort, „wer euch hört, der hört Mich“ (Lk 10,16) zu, und doch waren sie, quasi mechanisch, in der Lage, legitim Weihe und Ämter weiterzugeben, weil die Päpste die Einheit mit ihnen nicht aufkündigten, sie im wahrsten Wortsinn instrumentalisierend.

den letzten Jahrzehnten geändert; auch in Rom wurden nun Anstalten gemacht, Lehre und Kult von den apostolischen Wurzeln abtrennen, durch Relativierung des überlieferten Glaubens⁴⁹ und protestantische Irrtümer ausdrückende Entstellung der äußeren Form der Sakramente. Der Ökumenismus brachte tatsächlich in jeder Hinsicht gerade nicht mehr Einheit, sondern Spaltung: jene, die in formeller Einheit mit Rom stehen, sind gespalten durch nationale Riten und Strukturen, und für jene, die außerhalb stehen, sieht sich Rom nicht mehr verantwortlich. Die ontologische Einheit der Kirche als mystischer Leib Christi kann zwar nicht zerstört werden (denn sie ist abhängig allein von den Sakramenten und Dogmen), wohl aber die Sichtbarkeit ihrer Einheit, indem sie als Gottesvolk gespalten und zerstreut wird.

2.

Ein Papst gleicht dem (bezeichnenderweise namenlosen) Mann, der während Davids Abwesenheit die Schafe hüten sollte (1 Sam 17,20)⁵⁰ – nichts anderes soll er tun, als sein Auftraggeber tun würde. Und doch erinnert bereits der erste Papst, Petrus, der Jesus dauernd von Seinem Erlösungswerk abhalten will, eher an Abisai, Davids Neffen: ein treuer Gefährte, der aber ständig zurückgehalten werden muss, keine Dummheiten zu machen und den Willen des Herrn fehlzudeuten. Darum bekommt der Papst göttlichen Beistand, soll er doch alle Menschen durch die treue Bewahrung des *depositum fidei* zum Heil geleiten. Und doch können Päpste schwere Fehlentscheidungen treffen, wenn sie in ihrer

menschlichen Freiheit den Beistand des Heiligen Geistes zurückweisen.

Immer deutlicher wird die im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils erfolgte Verweigerung der zum römischen Bischof Gewählten, tatsächlich als Stellvertreter Christi (mit entsprechender Vollmacht aufgrund der Einsetzung durch Christus selbst) aufzutreten (sinnfällig in der Ablehnung des genau dies ausdrückenden Krönungssakramentes). Wieviel „treuer Gefährte“ steckt noch in ihnen? Welche Autorität (jenseits der nach menschlichem Recht übertragenen) kann ihnen in der Gesamtkirche noch zukommen, wenn Heiliges (Glaube und Kult) betroffen ist? So fragte man sich insbesondere während der Herrschaft des Bergoglionismus. *Ubi Petrus ibi Ecclesia* heißt ja nicht, blind einem Menschen zu folgen (der historische Petrus selbst hat den Herrn verleugnet), sondern wachen Auges einem Amtsträger, der sein Amt auch zu erfüllen gedenkt⁵¹. Jesus hat nicht das Amt des obersten Ersatzhirten eingerichtet, damit dieser die Schafe in den Abgrund führt. Absoluter Gehorsam ist nur gegenüber den göttlichen sowie überlieferten kirchlichen Geboten möglich, wie die Schrift und die kirchliche Tradition (vor dem Eindringen des Modernismus) sie lehren – auch die Päpste, die Vertreter des Guten Hirten, sind daran gebunden. Zweck des Hirtenamts ist, die treue und verlässliche Ausübung der beiden eigentlich entscheidenden Ämter im Gottesvolk, nämlich zur Lehre und Heiligung, zu garantieren⁵². Das Heil der Seelen geht immer vor: wenn Petrus seinem Herrn untreu wird, müssen wir trotzdem der Überlieferung treu bleiben.

⁴⁹ Daraus, dass in der Welt Pluralismus herrscht und das auch gut so ist (da nur so auch die Kirche in der Welt wirken kann), ist gerade nicht abzuleiten, er müsse in der Kirche ebenso herrschen, im Gegenteil. Sie ist ja eine jener (geschlossen auftreten müssenden) Kräfte, die innerhalb der irdischen Pluralität wirken, und zwar um zu erlösen und damit Spaltungen letztlich aufzuheben. Gleichfalls ist Demokratie in der Welt gut, weil sie der Kirche (und anderen „Ohn-Mächtigen“) eine Stimme garantiert – das heißt aber gerade nicht, dass in der Kirche Demokratie herrschen dürfe/müsse, da sie dann keine Stimme in der Welt (gegen andere Stimmen) mehr hätte, sondern selbst zur Welt würde.

⁵⁰ Ob Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Moses, David – alttestamentarische Vorbilder des Messias waren stets zeitweilig Schafhirten. Der Papst als Oberhirte des Neuen Bundes soll dann aktiv werden, wenn die alte Lehre angegriffen wird, wenn ein Schaf sich verirrt; auf

die Weide geführt ist die Herde schon (durch Christus), „Führung“ ist insofern die Ausnahme und ausschließlich *Rück-Führung*.

⁵¹ Dem Ersten Vatikanischen Konzil war die Treue der historischen Päpste zur Tradition (wenn etwa das 4. Konzil von Konstantinopel anerkannte, dass in Rom immer der Glaube bewahrt wurde) Beweis für die Perpetuität des Petrusamts; die *geschichtliche Erfahrung* belege demnach den besonderen Beistand des Heiligen Geistes. Was belegt die Erfahrung, dass die Päpste seit dem Konzil der Tradition untreu waren?

⁵² Bereits im Inhalt der alten Bundeslade machte die Ämter der Kirche sinnfällig: der Stab Aarons steht für das Hirten-, die Gesetzestafeln für das Lehr-, das Manna für das Heiligungsamt.

Ihr (übernatürliches) Leben⁵³ zieht die Kirche aus den Sakramenten – in ihnen wirkt der Heilige Geist ungebrochen seit der Zeit der Apostel; alles Wirken der Kirche ist auf das übernatürliche Leben ausgerichtet und besteht in der Vermittlung göttlicher Gnaden eben durch die Sakramente (so Leo XIII in der Enzyklika *Satis cognitum* von 1896); sichtbar ist die Kirche, wo die Sakramente gespendet werden. Wo deren Form entstellt (*lex orandi, lex credendi*!) und die alte Lehre zurückgehalten wird, ist diese Sichtbarkeit eingeschränkt, verdunkelt. Eines der vier Merkmale der Kirche ist bekanntlich Einheit – derselbe Glaube, dasselbe Opfer. Erkennbar aber ist die unzerstörbare ontologische Einheit des mystischen Leibes Christi (die mit der Taufe anfängt – nicht endet) nur noch bei jenen, welche die katholische Tradition in Ritus und Lehre bewahren. Zur Kirche gehört auch ihre Sichtbarkeit, und jeder sieht, dass der offizielle römische Jurisdiktionsapparat ansonsten weder im Kult noch in der Lehre einig ist⁵⁴, aufgrund der faktischen Aufgabe des römischen Alleinregierungsanspruchs über die Christenheit, die zum Bündnis menschengemachter „Nationalkirchen“ degenerieren soll. Einheit kennt dieser Apparat nur noch über synodale Prozesse; man fühlt sich an Artikel 7 der lutherischen *confessio augustana* erinnert, Kirche als *congregatio*, deren Einheit sich aus dem Faktum horizontaler (quasi demokratischer) Übereinstimmung (*consentire*) über Lehre und Verwaltung der Sakramente (bei deren äußerer Form ausdrücklich keinerlei Einheit bestehen müsse) ergäbe, nicht aus dem vorgegebenen Dogma

(und auch nicht aus der Amtsautorität) – ein Lehramt nach der Selbstabschaffung.

Was tun? Will man vor der Welt den katholischen Glauben bekennen, muss man sich von Irrlehrern, und hätten sie noch so wallende Gewänder an, klar distanzieren. Unabhängig von den Unzulänglichkeiten wechselnden Leitungspersonals müssen Nichtkatholiken die Möglichkeit haben, zur wahren Einheit der Kirche zurückzukommen, indem sie einen klar definierbaren Glauben annehmen und zum wahren Opfer hinzutreten. Sich des Falschen zu enthalten ist unerlässlich, um die Fülle der Wahrheiten zu erhalten. „Es muss Spaltungen unter euch geben, damit offenbar wird, wer von euch sich bewährt“ (1 Kor 11,19). Es gibt im Christentum keinen „kleinsten gemeinsamen Nenner“ (das ist der Irrtum aller Ökumene⁵⁵), auf den man sich um einer *falschen* Einheit willen einigen könnte, alles andere vernachlässigend: jeder definiert die „Quintessenz“ des Glaubens naturgemäß anders. Es braucht die komplette Tradition.

3.

Nicht nur für den Papst gibt es alttestamentarische Vorbilder – auch für die Kirche, die Braut des göttlichen Sohns. Diese Vorbilder sind sehr verschieden. Es gibt das Motiv der Untreue und Vergebung; die Frau Hoseas z.B. wurde untreu, endete in der Sklaverei, doch kam der Prophet und kaufte sie frei, versöhnte sich wieder mit ihr, wie der Messias mit seinem untreuen Volk, das Er „freikaufte“. Gott (der Töpfer) gab Seinem Volk (der Tonmasse) allerdings eine neue Form (den Neuen Bund; vgl. Jer 18)⁵⁶: Er stellte dessen Reinheit wieder her. Die Kirche hat auch solch ein „reines“

⁵³ Dieses ist zuvorderst das kultische Leben; dazugehört, (zumindest potenziell) am Opfer teilhaben zu können.

⁵⁴ Die Vielzahl der Riten, Lehren, Regeln, Praktiken und Sprachen (in Wahrheit gibt es nur menschliche Sprache im Singular, Nationalsprachen sind flüchtige Konstrukte – Worte unterscheiden sich insofern nicht von physischen Elementen, ihr Austausch verändert die Ordnung) ist Ausdruck von Nichteinssein. 2009 hat sogar die anglikanische Liturgie, auf den Häretiker Cranmer zurückgehend, ihren „Platz“ in der römischen Kirche bekommen – ein Schlag ins Gesicht der englischen Märtyrer. Cranmers Reformagenda war einst Ursache, die anglikanischen Weihen nicht anzuerkennen.

⁵⁵ Das Luthertum etwa präsentiert sich als reine Gebrauchsreligion, die einen Kult um den „Trost“ betreibt, gegen die „Gewissensquälerei“, den Glauben

funktionalisierend (während es dem Katholiken nicht um Trost, sondern um Wahrheit geht); die Beziehung zu Christus bedürfe keiner Liebe, keiner Werke, allein des Vertrauens, dass Sein – historisiertes – Opfer schon alle Sünden beim Vater „zudeckt“. Für Lutheraner macht die katholische Lehre „Angst“ (weil Katholiken Gott nicht betrüben wollen), gleichzeitig sind sie entrüstet, dass sie Vergebung anbietet (man sich also um Besserung bemühen soll). Mit Leuten, die an einen Gott glauben, dem alles egal ist, gibt es keinerlei gemeinsame Grundlage für einen sinnvollen „Dialog“.

⁵⁶ Auch mittels neuem Personal. Zwar sollten die Sadduzäer nach ursprünglichem Plan die Priesterschaft auch des Neuen Bundes stellen (Ez 43 u.a.), doch weil jene (aufgrund der menschlichen Willensfreiheit) sich als unwürdig erwiesen, änderte Gott dieses Vorhaben – obwohl auch viele der Priester sich zu Christus bekehrten (Apg 6,7).

Vorbild: Rebekka. Ihre Hochzeit mit Isaak (Gen 24) zeichnet die himmlische Hochzeit Christi mit den Gläubigen vor⁵⁷. Eine traurige Mahnung an die Kirche ist hingegen ausgerechnet die Frau Davids, Michal – auch *nach* der Hochzeit noch Götzen anhängend (1 Sam 19,13ff) und ihren Mann für dessen Treue zum Vater verachtend. Wir brauchen zuallererst diese Treue zum Vater, diese Furcht vor dem Herrn, verbunden mit Abscheu vor jedem Götzendienst, wie er leider in der Kirche unserer Tage sein Unwesen treibt. Jesus ist heute unter seinem Volk wie einst der kleine König Joas, der jahrelang von seiner Amme im Tempel versteckt war (während draußen das Böse regierte), oder wie die Bundeslade, das damals Allerheiligste, die zur Zeit Sauls in einem Privathaus von nur wenigen Getreuen in Ehren gehalten wurde, bevor David sie in den Tempel holte, ihr wieder den Ehrenplatz gebend: zuvor beschäftigte sich das Volk (man wollte ja endlich ein „ganz normales Volk“ sein) nur mit nutzlosen weltlichen Dingen – so wie derzeit großenteils die Kirche in Europa. In solchen Zeiten muss unter den Treugebliebenen jegliche Neuerungen, die der Regulierung durch eine rechtmäßige Autorität bedürftig wäre, vermieden werden. Nur Spendung der Sakramente, nur vorkonziliare Lehre und Riten⁵⁸ – in allem anderen demütige Zurückhaltung. Man mag hoffen, dass eines Tages ein Papst, den alten Glauben in der Kirche wiederherstellend, und beseitigend, was dem Heiligen Geist in ihr entgegensteht (die

protestantisierenden Struktur- und Liturgiereformen, den häretischen Ökumenismus), in allem für Klarheit sorgen wird. Wie die vertriebenen Israeliten sehnen wir uns nach dem Zion, um wieder an alter Stelle die Verbindung zwischen Himmel und Erde zu errichten und Gott wieder das wahre Opfer im eigenen, gottgegebenen Lande (der „regulären“ Kirche) darbringen zu können.

Die Kirchengeschichte kennt für solche Zeiten Vorbilder. Im 18. Jahrhundert begann bereits ein bis dahin beispielloser kirchlicher Niedergang, ausgelöst durch die Nationalkirchen-Ideologie⁵⁹. Friedrich Karl von Schönborn, Fürstbischof in Würzburg und über die Korruption in Rom und bei den Herrscherdynastien empört, hatte eine antirömische Haltung angenommen, idealisierte ein starkes, zentralistisches Reich. So förderte er ab 1727 Kirchenrechtler Johann Caspar Barthel, welcher von einer Vereinigung der Konfessionen in einer „Reichskirche“ nach dem Vorbild des Gallikanismus träumte; bis Mitte des Jahrhunderts führte dessen Schüler Georg Christoph Neller dieses schismatische Treiben fort. Mitten in jener Zeit, in welcher ansonsten eine vermutlich beispiellose Frömmigkeit herrschte⁶⁰, wurde an den ersten Universitäten somit bereits an der Zersetzung der Kirche gearbeitet, und wo die katholische Einheit und Tradition untergraben wird, ist auch

⁵⁷ Rebekka kam aus Mesopotamien (von wo einst Abraham herausgerufen wurde), zog ins Heilige Land zum Bräutigam; begleitet und unterstützt wurde sie von ihrer (auf dem Weg durchs Leben erfahrenen) Amme Deborah (man denke an besonders nahestehende Heilige oder auch Engel). Der Knecht Abrahams, der überzeugen sollte, den fernen Isaak zu heiraten, gleicht dem Missionar, der die Heiden zu Jesus führt.

⁵⁸ Alles Neuere bleibt leider dem Privaterteil und der privaten Frömmigkeit anheimgestellt; ein Ärgernis, die Verurteilung durch eine rechtmäßige Autorität vermissen lassend, sind in dem Zusammenhang die vielen offensichtlich irreführenden „Erscheinungen“ wie die Amsterdamer – die dortige „Frau, die einst Maria war“ sah einen neuen Zeitabschnitt anbrechen, in dem die „Völker“ in der Kirche eine Rolle spielen werden (daher sollte Maria künftig nicht mehr bei ihrem Namen, sondern „Frau aller Völker“ genannt werden); jene Völker hätten auch „Herzen“ (man denke an die deutschidealistische „Volksseele“), in welchen der Heilige Geist wohnen soll (nicht mehr Individuen würden also bekehrt).

⁵⁹ Das „korrupte System“ der Barockzeit, welches Herrscherdynastien nutzten, für ihre (oft völlig uninteressierten und z.T. nichtmal eine, für das Jurisdiktionsamt nicht zwingend erforderliche,

Bischofsweihe für notwendig haltenden) Angehörigen geistliche Territorien zu sammeln (offizielle Begründung war stets die Angst vor Säkularisierung, welcher sich im Ernstfall nur mit anständiger Hausmacht erwehrt werden könne – ein keineswegs unrealistischer Gedanke, nicht nur in Hildesheim und Osnabrück), war daran unschuldig – unterhalb der fürstlichen Ebene gab es sehr gutes Kirchenpersonal, die Priesterausbildung hatte Qualität, Kapuziner, Jesuiten und andere Orden förderten allerorts die Frömmigkeit. Der Absturz begann gerade im „redlich erworbenen“ Fürstbistum Würzburg.

⁶⁰ Zwar ist es unsinnig, vergangene Epochen als ganze zu idealisieren – sehr sinnvoll ist hingegen, die jeweilige Weise, wie Gott verehrt wurde, zu vergleichen und zu bewerten (die Alternative nennt sich Kulturrelativismus): wie wird das Ziel der Ehrerbietung am besten erreicht? Der sinnlichen Barockfrömmigkeit kann man zumindest attestieren, dass sich dort am meisten Mühe gegeben wurde, die Nachfolge Christi erlebbar zu machen (wofür man nicht erst auf die teils überaus blutige Bußkultur in der hispanischen Welt hinweisen muss – die prächtigen szenischen Passionsumgänge Polens oder bereits das reiche Bildprogramm süddeutscher Kirchbauten sind schon eindrucksvoll genug).

stets bald der Glaube ausgehöhlt. Das Ergebnis ist bekannt, in den 1750ern begann der totale Einbruch (dank „katholischer Aufklärung“) und bald darauf die Verfolgung der Rechtgläubigen. Wie reagierten diese? Ein Beispiel. In den schlimmen Zeiten 1770-1820, mit Nationalkirchenunwesen, Josephinismus und Wessenbergianismus, scherten sich viele Jesuiten nicht um die vom schwachen Clemens XIV ausgesprochene Aufhebung, sondern wirkten weiter unbeirrt im ehemaligen Polen-Litauen⁶¹, was insbesondere aufgrund ihrer betont übernationalen Haltung möglich war: von den rund 100 Priestern des Ordens zur Aufhebungszeit (1773) und den zahlreichen danach aus der restlichen katholischen Welt dorthin geflüchteten war nach der polnischen Teilung keine Parteinahme für nationale Unabhängigkeitsbestrebungen zu befürchten, weshalb die Zarin ihre schützende Hand über die Geistlichen hielt, die weiterhin für die dortige katholische Priesterausbildung zuständig sein sollten (trotz vielfacher Beschwerden über ihren „Proselytismus“; Orthodoxe durften im Zarenreich nicht missioniert werden). Auch Clemens Maria Hofbauer, zuvor als Einsiedler lebend, lehrte damals in Polen weiterhin eifrig den unverfälschten Glauben, führte auch Nichtkatholiken zur Konversion. Alle Möglichkeiten zum widerständigen Weitermachen wurden von den Standhaften ausgeschöpft, ob mit oder ohne obrigkeitliche Unterstützung (die natürlich aus rein egoistischen Motiven erfolgte). Fruchtlos blieben Anbiederungsversuche wie der Sailer'sche Protoökumenismus, nur das Weiterführen wahrhaft katholischen Lebens und die Bekehrung der Irrenden brachten Frucht. Der treue Glaube zahlt

sich aus, Kompromisse führen in den Abgrund. Die innerkirchlichen Glaubenszerstörer, die sich schon zu Siegern erklärt hatten, starben bald einfach sang und klanglos aus.

Die bei der Taufe bezeugte Glaubensstreue beherzigten auch in der Waldshuter Region die sogenannten „Salpeterer“. Anfang der 1830er Jahre⁶² sorgten 10 Familienväter im Hauensteinischen (zunächst Rotzel, Hochsal, Görwihl) für größte Empörung bei kirchlichen und staatlichen Behörden: sie schickten ihre Kinder nicht mehr in die Schule, weil dort, Wessenberg sei Dank, falsche Lehren (nahezu sämtliche Irrtümer der heutigen Modernisten antizipierend) unterrichtet wurden (sie verbreiteten stattdessen in der Schweiz⁶³ gekaufte „elende Kanisi“). Eine wichtige Rolle bei der Glaubensfestigung auf dem Wald dürfte dem Waldkircher Pfarrer Franz Xaver von Walter (1760-1834) zugekommen sein, der die Neuerungen nicht mitgemacht hatte, ebenso dem 1821 pensionierten Hochsaler Priester Jakob Ebner (1776-1844). In diesen Kreisen kam es auch zu Erscheinungen, so seien einem frommen Beter sowohl ein Engel wie auch die Gottesmutter erschienen, ihn in seinem Weg bestärkend. Die folgenden Verhaftungen und Enteignungen lösten auf den Dörfern und in der Umgebung eine Welle der Solidarität aus, der Protest gegen die häretischen Lehrbücher verbreitete sich immer weiter, die wessenbergischen Kirchen wurden boykottiert (viel verpasst wurde nicht, beichten etwa konnte man dort nur einmal im Jahr). Ein Gefangener bat seine Familie, für ihn eine Wallfahrt auf den Waldshuter Kalvarienberg zu machen, um ihm Standhaftigkeit zu erbitten⁶⁴. Die

⁶¹ In der Frühen Neuzeit eines der angenehmsten Herrschaftsgebilde und „melting pot“. Im 16. Jahrhundert verstand sich auch der litauische Adel als solcher des Gesamtreichs, vermischte sich mit dem polnischen; viele Litauer studierten an der Universität Krakau, und da der Klerus oft aus Polen stammte, lernte auch die einfache Bevölkerung dessen Sprache (vorher war die lateinische das Bindemittel). Im 17. Jahrhundert war auch die ruthenische Oberschicht polonisiert. In Polen-Litauen erblühte zudem in der Frühen Neuzeit das Judentum, das anderswo in Europa (vor allem da, wo heute besonders gerne gegen den angeblich so krassen polnischen Antisemitismus hergezogen wird) ausgelöscht war.

⁶² Vorläufer gab es bereits zur Frühzeit der Wessenbergischen Tyrannei; 1804 ließ der Birmdorfer Pfarrer Vogelweid die Kirchentüren verschließen, damit die von ihm auseinandergetriebenen Gläubigen (die

aussagten, sich nicht zwingen zu lassen, das „Luthertum“ anzunehmen) an den „abgeschafften“ Feiertagen nichtmal mehr gemeinsam den Rosenkranz beten konnten; sie beteten dann vor dem vermoderten Stamm eines alten Kreuzes. Wessenberg persönlich gratulierte dem Pfarrer und verlangte, die weltliche Obrigkeit hinzuzuziehen, um „die Ordnung“ zu erhalten.

⁶³ Die Klöster Einsiedeln, Wettingen und Muri galten als rechtgläubig.

⁶⁴ In Gedichten verarbeiteten die Gefangenen ihr Bekenntnis: *„Es waren auch sechs Pfaffen da, Sie fingen sich selbst zu rühmen an, daß man es gar nicht glauben kann [...] Sie haben geschworen deß zwei Eid; wollen gute Römer seyn, und führen die deutsche Kirche ein“* (Anton Siebold aus Rotzeln). *„Der Bischof spricht: ‚Jetzt ist es aus, Ihr müßt euch wenden an’s badische Haus. Ihr müßt schwören dem Staat die Treu‘.*

verweltlichten Machthaber appellierten an die Glaubenstreuen, sie sollten doch die ganzen entsetzlichen irdischen Nachteile bedenken, die aus ihrer Hartnäckigkeit (nicht etwa aus der Brutalität der Bedränger!) folgen würden. Die „Salpeterer“ aber (auch z.B. den Militärdienst für den badischen Tyrannen ablehnend), so einfach gestrickt und naiv sie in manchem erscheinen, waren nichts weniger als Helden des Glaubens. Viele weitere glaubenstreue Hauensteiner landeten in dieser Zeit in den Zucht- und Arbeitshäusern⁶⁵, wer der Bewegung zugerechnet wurde durfte nicht heiraten, und „unehelichen“ Kindern wurde Unterstützung verweigert. Über 20 Familien auf dem Wald wurden in den 1830er Jahren auf diese Weise zerstört bzw. an den Bettelstab gebracht. Damals war der Klerus im Waldshuter Dekanat völlig verkommen; selbst der Erzbischof musste 1833 den „Salpeteren“ rechtgeben, dass sich die wessenbergischen Priester gegen die Kirchengebräuche und den vorgeschriebenen Ritus vergingen, das Heilige nicht ehrten (insbesondere die Verachtung gegenüber der Heiligenverehrung, den Fastenordnungen, Ablassen usw. wird genannt, und dass das Bußsakrament nicht mit besonderer Anklage der Sünden verwaltet werde⁶⁶); im selben Jahr wurden die besonders anstößigen Bücher entfernt und die Priester zum vorschriftsmäßigen Gottesdienst ermahnt. Besser wurde es jedoch nicht: noch 1835 gab es Beschwerden, dass die Menschen mit Gewalt vom Rosenkranzgebet abgehalten würden. Auch das Lesen von Teilen der Messe auf deutsch wurde beklagt. Im Großherzogtum Baden herrschten damals generell grauenhafte Zustände – schon zu Wessenbergs Zeiten hetzten aufgebrachte Laien z.B. gegen den Zölibat, 1828 ging sogar eine Petition für dessen Abschaffung bei der Badischen Ständekammer ein. Bei den Geistlichen (die damals nichtmal das Breviergebet gelehrt bekamen) sah es zumindest im ehemals konstanzerischen Teil nicht besser aus: 1833 schlossen sich 156 Freiburger Priester und 50 Seminaristen an (gerade erst war der dortige

Professor für Kirchengeschichte, Reichlin-Meldegg, protestantisch geworden). In den 1840er Jahren kam der reinigende „Knall“, etwa in Form der Abspaltung des nationalkirchlich orientierten „Deutschkatholizismus“ (der Papst solle die „Freiheit der Nationen“ anerkennen; inhaltlich ging es gegen Beichte, Zölibat, lateinische Messe, alten „Aberglauben“)⁶⁷. In Freiburg wollten einige ganz Progressive eine Diözesansynode mit Laienbeteiligung abhalten – die Bistumsleitung ging diesen Weg nicht mit. Als in der Folge eine wieder katholische Priestergeneration nachrückte, kehrten die meisten Hauensteiner in ihre Kirchen zurück: die „offizielle“ Kirche war (wenigstens für einige Jahrzehnte) wieder, wie sie sein sollte. Etwa im Dorf Schadenbirndorf, einer Salpeterer-Hochburg, lebten freilich noch im 20. Jahrhundert Personen, welche die katholischen Geistlichen ihrer Pfarrei nicht anerkannten. 1896 gab es in der Pfarrei Birndorf eine Missionsveranstaltung von Kapuzinern; die dortigen „Salpeterer“ bekannten, vom wahren Glauben nicht abfallen zu wollen und beklagten die liberalen Tendenzen des Klerus, dem sie die göttliche Sendung absprachen, da er sich vom Staat besolden ließ, die alten Fast- und Abstinenztage nicht mehr hielt sowie diverse alte Feste, und dass sich die Kirche vom Staat verpflichten ließ, das Ehesakrament nur nach Schließung einer „Zivilehe“ zu spenden. Ob Leo XIII (solches duldend) überhaupt Stellvertreter Christi sei wüssten sie nicht, es habe auch schon falsche Päpste gegeben. Die Kapuziner berichteten, die „Salpeterer“ seien auffallend gut im Glauben unterrichtet, doch müssten ihre Bücher (Leonhard Goffiné, Juan Eusebio Nieremberg SJ) mindestens 100 Jahre alt sein. Heutzutage ist es wesentlich einfacher, festzustellen, wann die Kirche wieder gesund ist, weil ihre Krankheit in konkreten festgeschriebenen Entscheidungen ihre Ursache hat (nicht, wie damals, im unmittelbaren Verhalten einiger geistlicher Tyrannen), was sich durch deren Widerruf lösen lässt.

Wir bleiben unserer Kirche getreu. [...] Wir halten heilig ohne End, den Kirchenrath von Trient. Wenn ihr uns schon sperret ein, So bleiben wir dem Papst und der Kirche getreu“ (Philipp Schmidt aus Görwihl).

⁶⁵ Im Waldshuter Turmgefängnis sind noch heute religiöse Einritzungen jener frommen Menschen zu sehen.

⁶⁶ Die Beichtpraxis im Wessenbergianismus erschöpfte sich darin, allgemein zu bekennen: „Ich habe gesündigt

in Gedanken, Worten und Werken“. Laut Josef Biesers Waldshuter Pfarrchronik gab es noch Anfang des 20. Jahrhunderts einige Greise, die nie richtig beichten gelernt hatten.

⁶⁷ Der Freiburger Professor für Moraltheologie Johann Heinrich Schreiber etwa verfasste eine wohlwollende Biographie über den Häretiker Hubmaier und trat 1845 zum Deutschkatholizismus über.

Wichtig bleibt, festzustellen: der Katholizismus war, allen Bemühungen der Wessenbergianer und der repressiven Behörden zum Trotz, nie ausgestorben. Es gab auch in der Unterdrückungszeit rechtgläubige, vom damaligen „Mainstream“ verschriene Medien (insbesondere die ab 1821 erscheinende Zeitschrift „Der Katholik“ des ultramontanen „Mainzer Kreises“), es erschienen rechtgläubige Dogmatiken etwa von Franz Leopold Liebermann (1819-1827) oder Heinrich Klee (ab 1835), die sich langsam durchsetzen sollten. In österreichischen Bistümern gab es bereits in den 1820er Jahren Männer an der Spitze, die von Hofbauer geprägt waren, so in Seckau (Bischof Zengerle ab 1824) und Linz (Bischof Ziegler ab 1827); diese Strömung war

nicht „romantisch“, sondern streng theologisch⁶⁸. In den 1830er Jahren waren deutsche Universitäten zunehmend wieder in diesem Sinne geprägt; auch die Jesuiten konnten nun ihre Missionstätigkeit wiederaufnehmen. Bischöfe aus dem Mainzer Kreis wurden in den 1840er Jahren eingesetzt (Johannes von Geissel in Köln, Andreas Räß in Straßburg). Wem verdanken wir dies? Mutigen Gläubigen, die sich nicht irremachen ließen und den Verderbern trotzten.

„Geht aus ihrer Mitte hinaus und rührt Unreines nicht an“ (2 Kor 6,17). Dies ist der einzige Weg. Es geht allein darum, den reinen, heilbringenden Glauben zu bewahren – nicht um „Einheit“, die Kompromisse einfordern würde.

Progressistische Projektionen⁶⁹

Gegen sogenannte katholische „Traditionalisten“ (gemeint sind Gläubige, die weiterhin vorkonziliare Liturgie bevorzugen und vorkonziliare Lehre vertreten) werden von modernistischer Seite immer wieder vollkommen unsinnige Vorwürfe erhoben – auf einige davon sei hier kurz eingegangen.

1. *Vorwurf*: Traditionalisten hängen engstirnig an „europäischem Kulturgut“.

Antwort: Nein. Glaube und Kult der „Traditionalisten“ prägten jahrhundertlang das Denken und die gesamte Kultur der Menschen in Lateinamerika sowie Gebieten Afrikas und Asiens, wesentlich länger als sie die Kultur in großen Teilen Europas prägten. Dieser Glaube und dieser Kult wurden nicht als „europäisch“ aufgefasst („europäische Kultur“ ist ein modernes Konstrukt – um Kultur zu territorialisieren oder zu rassifizieren muss man erst einen kontinentalaufklärungs-spezifischen Verdummungsprozess durchlaufen haben), sondern als katholisch. An der Fiktion des „europäischen Kulturguts“ hängen eher jene, die ihren Glauben mit europäischer Aufklärung und aktuellen europäischen Bewegungsidealen anreichern wollen und ihre Liturgie nur mit deutscher Sprache, deutschem Liedgut, deutschem Protestantismus und deutscher Händeschüttlei akzeptieren.

2. *Vorwurf*: Traditionalismus ist museal, erstarrt, im Gegensatz zum „lebendigen Glauben“.

Antwort: Nein, das ist modernistisches Wunschdenken. Die tradierten Lehren der Kirche mitsamt ihrem rituellen Ausdruck ließen sich eben nicht ins Museum verbannen, sondern viele Menschen richten ungebrochen ihr Leben danach aus; wenn irgendetwas „authentisch“ ist, dann der Glaube dieser (von ihrer eigenen Hierarchie so sehr verachteten und verleumdeten) Menschen. „Lebendiger Glaube“ hingegen ist ein nichtssagender Hohlbegriff – „Leben“ können Menschen, Tiere, Pflanzen, „der Glaube“ aber ist nichts anderes als eine Menge an Lehrsätzen, die man annehmen kann (so dass sie im Leben eine Rolle spielen, es quasi „dirigieren“) oder nicht. Wer das Gefühl hat, einige der überlieferten Lehren nicht annehmen zu können, hat keinen „lebendigeren“ Glauben als andere, sondern ist einfach weniger katholisch. Der nachkonziliare „Glaube“ ist Ergebnis eines Destruktionswerks, welches lauter ratlos in individuellem Gefühlsglauben Zurückgelassene fruchtlos mit allerlei außerhalb der Tradition Zusammengesammeltem aufzupäppeln versuchen. Katholisches „Leben“ (vom Glauben geprägte und danach handelnde Menschen) ist

⁶⁸ Im Gegensatz zu jenen, die im „deutschen Mittelalter“ ihr Ideal sahen und häufig konfessionell indifferent waren.

⁶⁹ In kürzerer Fassung zuerst veröffentlicht am 26.09.2023 auf <https://ingod.webnode.page>.

außerhalb der Tradition dementsprechend kaum auffindbar.

3. *Vorwurf:* Traditionalisten haben Angst vor der Moderne.

Antwort: Zunächst möge man vom kindlich-naiven Glauben Abstand nehmen, es gäbe klar voneinander abgegrenzte geschichtliche „Epochen“ mit jeweiligem „Geist“ (eine der Schnapsideen des deutschen Idealismus). „Die Moderne“ existiert nicht (kann also auch keine Angst machen); wir Menschen leben in einer Welt, die mal diese, mal jene Probleme bereiten will, und der „Traditionalist“ zeichnet sich dadurch aus (wie zig Generationen von Katholiken vor ihm), an den per se nichtigen und uninteressanten Problemen der Weltmenschen um ihm herum keinen Anteil zu nehmen; im Gegenteil ist es sein missionarisches Anliegen, die Mitmenschen zu den wirklich wichtigen Dingen hinzuführen. Er steht über Zeit und Raum, hat seine eigene, davon unberührte Kultur und nimmt daneben vom Umgebenden auf, was ihm gefällt bzw. nützt. Was ihm hingegen nicht gefällt, kritisiert er, denn er leistet sich einen eigenen, souveränen Standpunkt. „Angst“ hat wohl eher der, welcher meint, sich einem „Zeitgeist“ anpassen zu müssen, weil ihn die anderen sonst auslachen oder beschimpfen könnten, oder weil er sich von irgendeiner scheinbaren „Naturgewalt“ folgsam mitziehen lassen müsste.

4. *Vorwurf:* Traditionalisten sind generell „rückwärtsgewandt“.

Antwort: Nein, sie zeichnen sich durch eine kluge, im Wortsinn umsichtige Perspektive aus. Man ist der Zukunft (insbesondere ihrem wichtigsten Teil) zugewandt, indem man täglich an seinem künftigen Seelenheil arbeitet; der Gegenwart, indem man täglich die Gegenwart Christi bezeugen will; und, ja, auch der Vergangenheit, um überhaupt zu wissen, was Christus und die Kirche uns zu sagen haben und nicht von den tagesaktuellen Launen irgendwelcher Funktionäre abhängt. Und die (zum allergrößten Teil ergrauten) Modernisten? Sie sind es, die ganz und gar in der Vergangenheit leben, indem sie immernoch den Irrtümern ihrer Jugend

anhängen, blind für die Gegenwart, die von jener grässlichen Krise gezeichnet ist, die sie verursacht haben, und offenbar ohne Interesse an der Zukunft sowohl der Kirche wie ihrer eigenen Seele.

Fazit: es handelt sich hier sämtlich um Fälle von Projektion. Modernisten projizieren eigene Unzulänglichkeiten auf den „Gegner“. Sich derart würdelosen Abwehrreaktionen hingeben zu können (würdelos, weil die Absurdität der Vorwürfe vollkommen offensichtlich ist), entspricht dem antiintellektualistischen Ideal des dogmenbefreiten „Gefühlsmenschen“.

Jener denkt sich im Trotz daher noch einen scheinbar besonders spitzfindigen letzten Vorwurf aus:

5. *Vorwurf:* Traditionalisten hängen doch genauso am Zeitgeist, nur eben an einem vergangener Zeiten.

Antwort: Es mag Einzelpersonen geben, die sich aus einem geistlosen generellen Konservatismus heraus (welcher von mir selbst immer wieder kritisiert wird – politisch Konservative verklären das Bestehende, weil sie an der gefallen Welt Gefallen gefunden haben), neben allen möglichen wertlosen Traditionen, auch der katholischen Glaubenstradition verbunden fühlen. Aber nur, weil auch mal jemand aus den falschen Gründen den richtigen Glauben gefunden hat⁷⁰, macht das doch nicht den Glauben unwahr! Wird der "Zeitgeist von gestern"-Vorwurf zudem mit der Einstellung verknüpft, es gäbe ja ohnehin keine zeitlosen, ewigen Wahrheiten, die unabhängig von der aktuellen Mehrheitsmeinung (etwas anderes kann der Begriff "Zeitgeist" nicht meinen, siehe Antwort 3) Gültigkeit haben, jeder Gedanke gehöre historisch zu einer bestimmten "Zeit" (womit es keinerlei Sinn mehr hätte, überhaupt an Christus, dessen Werk die Zeiten überdauert, zu glauben), dann offenbart sich, dass es solchen Kritikern gerade nicht um angebliche traditionalistische Geistlosigkeit geht, sondern schlicht um vermeintliche evolutionäre Zurückgebliebenheit, womit sich der Vorwurf an die Grenze zur Menschenverachtung begibt: "Du bist doch von

⁷⁰ Historische Beispiele dafür gibt es genug, etwa den antisemitischen Zivilisationsverächter und Wegbereiter der völkischen Jugendbewegung Julius Langbehn, dessen Begeisterung für „einfachen Volksglauben“ und mittelalterlicher „Einigkeit“ des „Volkes“ ihn ab 1898 mit Unterstützung des damals reformkatholischen Rottenburger Neubischofs Keppler (seinerzeit selbst antisemitisch, auf kernige Bauernromantik und

entbarockisierte „männliche“ Frömmigkeits- und Kirchenkunststile stehend sowie an neumodischem Müll wie Rassenlehre interessiert) zum Katholizismus konvertieren ließen – Langbehns Eifer für den neuentdeckten Glauben wiederum beeinflusste Kepplers ab 1902 vertretenen theologischen (!) Antimodernismus.

gestern, stirbst aus, wir dagegen sind die frische, erleuchtete Zukunft".

Der „katholische“ Modernismus ist wahrscheinlich das Substanzloseste, wozu Religion degenerieren kann. Wer glaubt, die Lehren einer Gruppe ändern zu können, deren wesentlicher Auftrag einzig und allein darin besteht, ebenjene Lehren (allgemein bekannt als Offenbarung) unverfälscht weiterzutragen, hat offensichtlich entweder nicht mehr alle Tassen im Schrank oder arbeitet bewusst an einem böartigen Zerstörungswerk. Eine „Kirche“, welche die Schätze zerstört, die sie austeilen soll, hat keinerlei Daseinsberechtigung; sie ermutigt Menschen, sich einen vernunftbefreiten Aberglauben zusammenzustellen, ansonsten macht sie nur, was viele andere auch (und in aller Regel besser) machen – ob als knauseriger „Arbeitgeber“, als verschwenderische „öffentliche Einrichtung“, als „zivilgesellschaftliche Institution“, die artig wiederholt, was tausend andere (nur eloquenter und glaubwürdiger) schon kundgetan haben, oder als langweilige Kaffeekränzchentruppe, zu der man halt geht, weil man sich ja schon so lange kennt. Was hingegen ist katholischer Traditionalismus? Auch hier seien fünf Punkte hervorgehoben.

Erstens: die Überzeugung, dass die Inhalte des christlichen Glaubens von Gott geoffenbart wurden und nicht von menschlichen Autoritäten abgeändert werden können (egal, wen man gerade dafür hält – Papst, Bischof, König oder Mehrheit im Kirchenvolk); daraus ergibt sich ein grundsätzlich distanzierendes Verhältnis zur aktuellen Autorität, deren Handeln und Lehre kritisch gemessen wird an den Quellen der Offenbarung: der Heiligen Schrift und der Tradition; die aktuelle Lehre muss mit jener der Vorgänger übereinstimmen, daher herrscht eine Grundskepsis gegenüber jeglichen Neuerungen, auch im Kult. Das Tradierte gilt generell als sicherer. Das Lehramt wird als bloß verwaltend begriffen, nicht als gestaltend. Die Bibel als fehlerlose Offenbarungsquelle entzieht sich menschlicher Kritik, nicht aber der Interpretation⁷¹; solche muss jedoch in Übereinstimmung mit dem stehen, was frühere Päpste für verbindlich erklärt hatten, um als authentische Auslegung zu gelten.

⁷¹ Es existiert kein „wörtliches Bibelverständnis“, das protestantische „Da steht's doch!“ ist naiv, denn viele Textstellen lassen sich mannigfaltig interpretieren; die Kirche ist Behüterin der authentischen Tradition.

Zweitens: das Verhältnis zu Gott ist von Ehrfurcht geprägt, auch der Heilige Geist wird eher als transzendent wahrgenommen: Gott ist jemand, der angerufen wird, nicht besessen ("mein Gott" ist Er durch Seinen Willen, nicht durch meinen), weshalb das Gebet sehr wichtig ist.

Drittens: Ziel im Leben ist, in der Gunst Gottes zu stehen und deshalb nach dem Tod zu Ihm zu gelangen; es ist tendenziell verpönt, Ihn für weltliche Interessen zu instrumentalisieren, im Gegenteil herrscht die Überzeugung, dass Gott einen Willen bezüglich des eigenen Verhaltens hat. *Viertens:* es herrscht ein positives Verhältnis zu kirchlichen Gesetzen, die als Mittel angesehen werden, in der Gunst Gottes zu bleiben und zu wachsen – auch bzw. gerade, wenn dafür innere Kämpfe auszutragen sind.

Fünftens: die Sakramente werden hochgeschätzt als diejenigen Mittel, mit denen man bereits im Leben Gott begegnet (das Priestertum ist daher von herausragender Bedeutung); daraus resultieren Vorlieben für äußere Formen, welche dieser hervorgehobenen Bedeutung (der Heiligkeit der Sakramente) sinnfälligen Ausdruck verleihen.

Kann nun eine "synodal verfasste" Kirche, in welcher der Papst, auf verwirrter Suche nach dem Heiligen Geist, jene befragt und abstimmen lässt, die er eigentlich im Geiste belehren soll, eine authentische Weitergabe der Glaubensüberlieferung garantieren, Ehrfurcht vor derselben, eine ernsthafte Suche nach der Wahrheit, auch wenn sie unbequem ist, und eine wahrhaft über Zeit und Raum verbindende Praxis, die Demut statt Nationalstolz verlangt und fördert?

Es sind keineswegs allein die Inhalte ("Reformthemen"), die den Synodalismus zu einem Irrweg machen, sondern überhaupt der Ansatz, über die Geschicke der Kirche eine (wie auch immer gedachte) "Basis" abstimmen zu lassen. Mindestens seit dem Investiturstreit kämpfte die Kirche streitbar gegen den Einfluss mächtiger, geltungssüchtiger Laien, die sich anmaßen, über jene Geschicke mitzubestimmen. Alle Erfolge, nach Jahrhunderten endlich dem arroganten Königsgesinde und den Scharen gebieterischer Grundherren⁷² ihre unverdienten und mit nichts zu

⁷² Bereits im Spätmittelalter war zumindest das sogenannte kirchliche „Fabrikgut“ vielerorts wieder in den Händen von Laienverwaltern, als sich die städtischen Räte der Gebäude und Ausstattung bemächtigten – aus den eigentlich geistlichen

rechtfertigenden Privilegien innerhalb der heiligen Hallen entrissen zu haben, das Weltliche vom Sakralen sorgsam scheidend, wurden vom "Bischof von Rom" wieder zunichtegemacht⁷³. Die Ursache: ein modernistisch-"volkskirchliches" Verständnis vom Glauben; dieser sei Sache der Getauften, das kirchliche Lehramt nicht Garant für authentische Verkündung des göttlichen Wortes. Willkommen im "Positiven Christentum".

Die Wahrheit liegt, soweit sie überhaupt erkennbar ist, ausschließlich in der Tradition. Ohne sie das „Wahre“ in der Religion entdecken zu wollen, ist naiv. Was der Tradition der Kirche widerspricht, kann sie daher auch nicht einführen – jedes weitere Sinnieren darüber, ob es Gott nicht vielleicht doch gefällig sei, ist überflüssig, denn wir können es eben nicht wissen. Die Tradition kennt z.B. keine Frauen in priesterlichen Funktionen⁷⁴, und ob die übernatürliche Gewalt übertragen wird, wenn der Empfänger nicht den überlieferten Anforderungen entspricht, ist schlicht und einfach zu unsicher⁷⁵. Dasselbe gilt für den Kommunionempfang für „wiederverheiratete Geschiedene“. Was die Kirche über Ehescheidungen lehrt, ist nichts anderes, als was Jesus lehrte, welcher sagte, dass es die menschliche *Hartherzigkeit* ist, aufgrund derer der Vater Erleichterungen im alten Gesetz zuließ – wer also heute irgendwelche „Erleichterungen“ fordert,

sei sich im Klaren darüber, dass er es aus *Hartherzigkeit* tut, gerade nicht „*Barmherzigkeit*“⁷⁶. Davon abgesehen ist letzterer Begriff in dem Zusammenhang ohnehin fehl am Platze. Wenn Sakramente nur noch als „unverdiente Barmherzigkeit“ aufgefasst werden, nicht mehr von Segnungen zu unterscheiden (für Franziskus, z.B. 2013 in *Evangelii gaudium*, ist die Kommunion keinesfalls Belohnung für die Frommen, sondern „Nahrung für die Schwachen“), wird ihr Charakter zumindest verkürzt. Das stärkende Element der Kommunion etwa besteht in der Gewissheit, beim jetzigen Stand der Dinge in den Himmel zu kommen und diesen schonmal „kosten“ zu dürfen – wenn jedoch der Himmel ein Lohn ist, wie kann es dann die Kommunion nicht sein? Auch beim Thema homosexuelle Beziehungen sollte, anstatt dass darüber philosophiert wird, was denn nun „natürlich“ sein soll und was nicht, die Tradition dem Katholiken Grund genug sein, ihr Folge zu leisten – im Wissen, dass Treue zum Gesetz Gottes den Himmel erschließt. Es ist keineswegs unvorstellbar, dass im Neuen Bund das Verbot homosexueller Akte ebenso hinfällig geworden wäre wie die diversen Speisegebote (als rein disziplinarische Vorbereitung auf das Kommen des Messias). Da aber die Tradition der Kirche hier eindeutig ist, wäre, auch hier, eine solche Entscheidung schlichtweg zu unsicher⁷⁷.

Angelegenheiten hielten sie sich aber heraus. *Kein* Laie kann einem anderen in Glaubensdingen hineinreden, auch nicht in einem „synodalen“ Kontext – ohne apostolische Sendung sind alle Getauften gleich.

⁷³ Es herrschen inzwischen reformatorische Vorurteile in der Kirche vor. Dem vulgärprotestantischen Mythos, zur Zeit Luthers hätten Papst und Bischöfe „nur an ihre Macht“ gedacht, ist zu erwidern, dass es, umgekehrt, gerade Luther und seinen Unterstützern vornehmlich um Macht ging (eigene Kirche erschaffen, katholische Konkurrenz ausschalten); Kritik an Missständen wurde von katholischen Würdenträgern auch geäußert (etwa in Spanien) – Luther hingegen wollte aufgrund seiner Irrtümer nicht „bessere“, sondern *gar keine* Päpste, Bischöfe und Priester mehr haben.

⁷⁴ Die Diakonweihe (die berühmte biblische Phoebe hatte keineswegs ein Weiheamt inne) ist Vorstufe der Priesterweihe, insofern gelten dieselben Bedingungen (abgesehen davon, dass die levitische Tradition, in welcher dieser Dienst steht, ebenfalls nur Männer kennt).

⁷⁵ Es ist ein antijudaistisches Vorurteil, Jesus hätte nur Rücksicht auf die „sexistischen“ Juden (die im Gegensatz zu den Heiden ringsum keine Priesterinnen hatten – aufgrund göttlicher Anordnung) genommen – Jesus nahm auf *niemanden* Rücksicht, machte Sünder und Zöllner zu Aposteln (Mk 2; Mt 9), ließ Sich von einer öffentlichen Sünderin die Füße waschen (Lk 7)

und scheute nichtmal die „Blasphemie“, Sich als Sohn Gottes zu bezeichnen und dafür getötet zu werden. Hätte Er weibliche Apostel berufen wollen, hätte Er das getan – Er wurde schließlich von vielen Frauen begleitet (Lk 8), ja erschien zuerst Frauen nach der Auferstehung; Frauen spielten in den frühen Gemeinden wichtige Rollen, werden in Apostelbriefen erwähnt, gar als Prophetinnen (Apg 21) – ganz zu schweigen von den vielen herausragenden Frauen des Alten Bundes, bis hin zur Richterin Deborah. Für die Weiheämter aber (*episkopos, presbyteros*) waren stets nur Männer vorgesehen (vgl. auch 1 Tim 3 und 5; Tit 1).

⁷⁶ Der Ehebrecherin im Evangelium will der Herr Zeit verschaffen, sich zu bessern – nicht, um weiter zu sündigen. Seine Barmherzigkeit besteht darin, den Sünder nicht sogleich zu vernichten, und begründet sich im Wissen um die Möglichkeit des Menschen zur Besserung.

⁷⁷ Schon in der Welt ist die Forderung „Mehr Vielfalt!“ unsinnig und Ausdruck eines antiindividualistischen Weltbilds (als müsse der Mensch erst zur Individualität erzogen werden): unter den Menschen herrscht von Natur aus „Vielfalt“, politisch-gesellschaftlich sinnvoll wäre daher, mehr *Einheit* zu fördern, wenn die gegebene Vielfalt zu Gewalt, gegenseitigem Nichtverstehen oder inzestuöser Einmauerung führt. In der Kirche meint „Mehr Vielfalt!“ ausschließlich das Verbot, bestimmte Sünden weiter Sünden zu nennen, ist

Für den früheren Dominikanerorden Timothy Radcliffe, der die Synodenteilnehmer 2023 wochenlang mit „geistlichen Impulsen“ weicklopfte, stellt die Tradition hingegen gar kein Hindernis dar, wirke doch unter den Versammelten so mächtig der Heilige Geist; Radcliffe (ab 2024 Kardinal) mystifiziert den „synodalen Prozess“ auf die Spitze, wenn er unterstellt, aus dem Empfänglichkeit für die „Hoffnungen und Ängste“ der Teilnehmer müsse eine „vollere Wahrheit“ erwachsen. Theologe Ormond Rush motzte dann zu Beginn der letzten Versammlungswoche wieder einmal auf den „statischen Traditionsbegriff“, Tradition müsse sich außerdem immer an der Heiligen Schrift messen lassen. Es ist natürlich genau umgekehrt, die kirchliche Tradition ist der Maßstab für unsere Interpretation der Bibel! Diese ist beispielsweise keineswegs von sich aus „friedfertig“, erst die Interpretation durch die Kirche lässt sie so erscheinen. Mag es auch eine unerschöpfliche Menge an Varianten geben, Schriftstellen etwa auf eigene Lebenssituationen anzuwenden, so gibt es doch nur eine jeweils korrekte *Auslegung*, im Sinne einer Erklärung ihres unmittelbaren Sinns – und die kann nur die Tradition liefern. Ja, die Bibel selbst fordert dazu auf, die Tradition ihrer Ausleger zu achten. Während sie menschliche Traditionen allgemein geringschätzt (Mt 15,2ff; Mk 7,8ff; Col 2,8), ist die *apostolische* Tradition hochzuhalten! Paulus beispielsweise lehrte seine Zuhörer ja wesentlich mehr, als in seinen kanonischen Briefen festgehalten ist; er lobt etwa die Korinther dafür, weitertradiert zu haben, was sie vom ihm empfangen (1 Kor 11). Jesus verurteilt auch keineswegs alle Traditionen der Juden, die nicht in der Schrift stehen, sondern bezieht sich selbst auf mündliche Überlieferung (z.B. Mt 2,23)⁷⁸. Dieses Voraussetzen der Autorität mündlicher

also eine extrem intolerante Forderung. Die Kirche besteht seit jeher aus Sündern, was nie als Problem angesehen wurde – nun wollen einige Sünder die anderen nötigen, sie nicht mehr als Sünder anzusehen, also ihren Glauben zu ändern. Das Ergebnis ist nicht mehr Vielfalt (die Kirche besteht aus denselben Sündern wie vorher), sondern mehr Unfriede.

⁷⁸ Er spricht gar von einer bindenden Autorität auf dem „Stuhl des Moses“, die in der Schrift nicht bezeugt ist, sondern rabbinische Tradition (Mt 23,2f). Auch Paulus bezieht sich z.T. auf mündliche jüdische Überlieferung (1 Kor 10,4; 2 Tim 3,8).

⁷⁹ Die christliche Religion ist freilich ebensowenig wie die jüdische reines „Menschenwerk“ – Christus gab

Überlieferung ist auch charakteristisch für die Kirche der ersten Jahrhunderte, die sich für alle möglichen Fragen auf die apostolische Tradition berief. Diese Tradition ist notwendigerweise „statisch“, sie ist ebenso Quelle der Offenbarung wie die Bibel und also solche per se unveränderlich, höchstens selbst wiederum im Zweifel auslegbar. Auslegung und Anwendung erweitern die Tradition sogar noch um kirchliche Gesetze, und dieser Umstand ist keineswegs Belastung, sondern etwas uneingeschränkt Gutes⁷⁹! Im Neuen Bund bestehen somit beispielsweise weiterhin Regeln für das gottesdienstliche Opfer – nicht nur vom neuen Priesterstand aus dem Alten Bund übernommene (der Zölibat etwa beruht auf Reinheitsvorschriften), sondern auch vom Papst, als Stellvertreter Christi, im Sinne der Einheitlichkeit des einen Opfers der Kirche aufgestellt; es bestehen Regeln bezüglich Fasten und Abstinenz, und ja, es bestehen auch Regeln in Bezug auf die angeblich so wahnsinnig wichtigen Themen der Synodenteilnehmer. Katholiken sollte ihr Gesetz heilig sein, sie sollten sich freuen, ein Mittel zu haben, sich in der Welt heiligen zu können, auch wenn dies mit Verzicht verbunden ist. Es gibt etwa ein christliches Keuschkeitsideal, das sogar in der Ehe Bestand hat (während das Neue Testament nichtmal die Polygamie ausdrücklich ablehnt) – sich darum zu bemühen, „verbotene“ sexuelle Kontakte zu meiden (als Ausdruck opferbereiter Gottesliebe), ist etwas Verdienstvolles, ob die unkatholische Außenwelt dies nachvollziehen kann oder nicht⁸⁰. Die Kirche hat Gesetze, um die Menschen zum Heil zu geleiten. Dieser Gesetzesglaube wurde aus dem Alten Bund übernommen, und wer ihn heute entsorgen will, tut dies aus demselben (modernismustypischen) antijudaistischen Affekt, der auch hinter der Irrlehre steht, alle Kulturen seien gleich „gut“ und könnten durch das Christentum „erfüllt“ werden, hinter dem

nicht nur im Abendmahlssaal oder auf dem Berg in Galiläa (Mt 28,19) klare Anweisungen, auch Maria verkündete vielfach, wo man sie wie verehren soll. Und etwa die Spiritualität bestimmter Orden beruht zwar auf den Schlüssen von Menschen, jene aber wurden in „Zusammenarbeit“ mit dem Heiligen Geist gezogen und von der Kirche, welche der Heilige Geist vor Irrtum bewahrt, bestätigt.

⁸⁰ Zugleich ist es unangemessen, Übertritte zu überdramatisieren. Echte Homophobie ist erst mit Aufkommen des antichristlichen Evolutionismus ein gesellschaftliches Problem – was vorher Sünde war (die leicht vergeben werden kann), ist seither „unnatürlich“, fortschritthemmend und somit „minderwertig“.

Volkskult, der noch das abstruseste Heidentum zur Taufvorbereitung (und somit zum gottgewollten Mittel des Heils) verklärt⁸¹. Der heiligende Glaube kommt nicht aus dem Volk, er kommt nicht von „innen“ (wie es Liebhaber von „natürlichen“ Ethnoreligionen gerne hätten): diese völkische Schnapsidee verurteilte einst der Antimodernisteneid, der bis zum letzten Konzil von jedem Priester zu leisten war. Der Glaube wird von außen, durch die Lehre der Kirche empfangen, ist unabänderliche Wahrheit, immer und überall allen Menschen verständlich. Diesen Umstand können Rassisten⁸² wie Teilhard de Chardin so viel als „überholten Orientalismus“ beschimpfen wie sie wollen, eine „Einheit in der Vielheit“ anstreben (sich damit ihrer pantheistischen Gottheit anzuschließen glaubend, die sich in der Natur zur All-Einheit hinevolutioniere und das „Überholte“ zurücklasse) – Christentum bringt den Unterschied. Klassischerweise war Sinn des Dialogs für überzeugte Christen nicht, Synthesen zu finden, sondern die Wahrheit ihrer Ausgangsthese zu bestätigen durch logische Widerlegung der Antithesen (wer nicht überzeugt ist, dass er recht hat, sollte gar nicht erst diskutieren, sondern zuhören). Der modernistische Dialog geht vom monistischen (gegen den „jüdischen Dualismus“ Gut vs. Böse, Sein vs. Nichtsein gerichteten) Irrglauben aus, am Ende stehe ein Filtrat von gemeinsamen Ursprungs-Wahrheiten, die künftig allein zulässig sein sollten, eine „Wiedervereinigung“ nach lauter

„dogmatistischen“ Irrungen allerseits⁸³. A priori weiß der Modernist also, dass eigentlich ja alle dasselbe glauben, während der „Traditionalist“ das Offensichtliche zur Kenntnis nimmt, die Unvereinbarkeit von Wahrheit und Irrtum – was ihn zudem toleranter macht, denn er lässt die Irrenden in Ruhe, wenn sie nichts von ihm hören wollen⁸⁴, während der autoritäre Monist alle zur „All-Einheits“-Esoterik zwingen will, „einwurzeln“ in die „wahre Einheit“, außerhalb derer kein Unkraut bis zur Ernte wachsen dürfe. Logisch, angesichts des monistischen Defätismus gegenüber einem vermeintlichen (evolutionär bedingten) „Schicksal“ und einer immer richtigliegenden „Natur“. Auch für den Nationalsozialismus war einst nicht etwa „Schwarz-Weiß-Denken“ bzw. die Abschottung gegen einen Feind charakteristisch, sondern die Auffassung, nicht an „überkommene Moralvorstellungen“ gebunden zu sein, während man einem Übel (einer „Krankheit“) abzuhelpen gedenkt – das eigene Handeln ist im Monismus nicht mehr „gut“ oder „böse“, sondern nur noch entweder *mit* der Natur (bzw. ihrer

⁸¹ Eine besonders unselige Rolle kommt der europäischen Romantik zu (Zeit des Aberglaubens an „beseelte Natur“ und „Naturgeister“ jeglicher Art), welche stets aus untergegangenen christlichen Bräuchen „altes Heidentum“ herauslesen wollte, christliche Praktiken, die irgendwann außer Mode kamen, als „ursprünglich heidnisch“ fehldeutete. Die vielerorts in Europa gängige mittelalterliche Praxis etwa, bestimmten Heiligen Tieropfer zu bringen, ist keineswegs „heidnischer“ als sich dem Herzen Mariens zu weihen.

⁸² Er führte etwa die kulturelle Unterlegenheit nichtchristlicher „Völker“ nicht auf ihr Heidentum zurück (wie in der Kirche üblich), sondern auf die Natur ihrer „Rasse“ (darum seien manche Menschen auch weniger wertvoll als andere); 1937 forderte der überzeugte Eugeniker („wertloses Leben“ kennend) in einem Essay, die Evolution der stärkeren ethnischen Gruppen über den Schutz der schwachen zu stellen, die Erde biete ja nicht allen genug Platz. Jesuitengeneral Arrupe verteidigte diesen Helden der Modernisten später nach Kräften, auch Franziskus zitierte ihn gerne.

⁸³ Der Einfluss Hegels ist unverkennbar: Geschichte als dialektisches Wiedereinströmen in das „Urprinzip“ der harmonischen Einheit, eine lutherisch zerrissene Gottheit („Geist“), die zu sich selbst zurückkehrt. Dieses Weltbild widerspricht dem Glaubensbekenntnis von Nizäa, wonach die Selbsterkenntnis Gottes (das „Logische“ ist das Erkennbare) *vor* aller Geschichte ist, ewig, eine innergöttliche Qualität, die nicht erst der Geschichte, der Materie bedarf: sie ergibt sich aus der Perfektion der Gottheit, die gerade nicht zerrissen ist (oder sich eines geschaffenen Demiurgen oder Zeitgottes bedienen müsste).

⁸⁴ Daraus, dass der Christ recht hat, leitet er (spätestens seit seiner Erfahrung mit Revolutionen) nicht das Recht ab, andere zu nötigen, ihm zu folgen; Menschen handeln objektiv oft irrational (ohne darum unmündig zu sein, etwa einer „allgemeinen Vernunft“ abhold: „Mündigkeit“ meint nicht Unfreiheit zum objektiv Irrationalen, „Rationalität“ nicht Aufhebung subjektiver Zielsetzungen) – das heißt nicht, dass dies immer so bleiben müsse, aber auch nicht, dass rationales Handeln zu erzwingen sei.

Evolutionsgeschichte) oder gegen sie⁸⁵. Monismus kennt nur Absterbendes, das entartet und auszuschließen ist, und gewaltsame „Integration“. So auch der katholische Modernismus. Der deutsche Antidogmatismus weiß: Dogmen (Denkschulen begründend) zerreißen nur die Einigkeit von „Völkern“. Der (auf dem Konzil von

Nizäa begründete) westliche Dogmatismus (Dogmen als Resultat der Wahrheitssuche) hingegen sagt: es ist richtig, nach Wahrheit zu suchen. Nicht alles ist eins und dasselbe, es gibt erkennbar falsche Lehren. Dogmenfreiheit dagegen ist geistloses Faustrecht.

Warum 500 Jahre Bauernkrieg kein Anlass zum Feiern sind

86

Die derzeitige, traditionswidrige Überhöhung des „Kirchenvolks“ hat ihren Ursprung in der radikalen Reformation. Anlässlich von „500 Jahren Bauernkrieg“ in den Jahren 2024/25 ist gerade die rechte Zeit, an dieses Fiasko zu erinnern.

Ein an den Haaren herbeigezogenes 175-Jahre-„Jubiläum“ mit vielerlei posthumer Ehrung für eine Bande von Antisemiten⁸⁷, Fremdenfeinden und Katholikenhassern, die sich einen rassenreinen deutschen Ethnostaat erkämpfen wollte und trotz gleicher Farben Gott sei Dank nichts mit dem Staat von 1949, dafür sehr viel mit 1933 zu tun hat⁸⁸, war gerade überstanden, da stand in Deutschland auch schon die nächste Heldenverehrung für Wegbereiter kollektivistischer Barbarei an.

1524/25 ähnelt in der Tat sehr stark 1848. Beide Gewaltausbrüche hatten nichts mit einem gerechten Kampf für Freiheit (etwa für das Individuum oder benachteiligte Minderheiten) zu tun, in beiden Fällen sah sich der nicht-extremistische Bevölkerungsteil hauptsächlich mit

herumziehenden Schlägerbanden konfrontiert, die Parolen über die ideale Volksgemeinschaft grölten und jeden ideologisch vereinnahmten Mitmenschen zum Mitkämpfen zwingen wollten, nachdem sie seine Vorräte für die „Sache des Volkes“ geplündert hatten. Und in beiden Fällen war die Gegenseite ein nicht minder unsympathischer Haufen tyrannischer Gestalten, die es partout nicht schafften, ihre Mitmenschen in Ruhe und Frieden leben zu lassen. Kämpfe um Macht sind eben naturgemäß Kämpfe unter bösartigen Sündern.

Was war der Bauernkrieg? Modernisierungsverlierer wandelten in religiösem Wahn ihren reaktionären Aufstand für vormalige Privilegien um in einen utopistischen Aufstand für einen totalitären Gottesstaat. Nationalistische und marxistische Historiker späterer Jahrhunderte wollen darin dann einen Kampf für demokratische Erneuerung sehen. Die mit „ungesund“ noch zu harmlos charakterisierte heutige Begeisterung für Revolutionen (Hauptsache, es kracht schön) ist von

⁸⁵ Siehe hierzu auch meinen Aufsatz „Mahdi statt Logos?“ in: Bahamas 96 (2025), S. 36-41.

⁸⁶ In kürzerer Fassung zuerst veröffentlicht am 04.01.2024 auf <https://ingod.webnode.page>.

⁸⁷ Die wenigen heute als „philosemitisch“ erklärbaren Protagonisten wie Gustav Struve (der wenigstens kein Rassenantisemit war, sondern säkular-deutschnationaler Judenmissionar) sahen Juden als „deutsche Brüder“ an, die halt leider in eine rückständige Religion hineingeboren seien; solche sollten für Struve in seiner „deutskatholischen“ Vernunftkirche ihre Traditionen und religiöse Identität endlich hinter sich lassen. Der militante Turnpionier und Rousseau-Verehrer („zurück zur Natur“), gesundheitsfanatischer Tierfreund und Antialkoholiker wie seine geistigen Wiedergänger in der völkischen Lebensreform, sah Nationen als vorpolitische Entitäten an, vornehmlich durch Kultur definiert (wobei er als biologistischer Determinist nicht frei war von rassismustypischen Denkmustern – so hielt er psychische Eigenschaften für körperlich bedingt und

etwa anhand der Schädelform ablesbar), übernationale Staaten als entsetzliches Übel, das aufzulösen sei; „gemischte“ Gebiete seien zu entwirren (sprich: ethnisch zu säubern), Minderheiten sollten in Gebiete ziehen, wo sie die Mehrheit stellen (vgl. seine „Grundzüge der Staatswissenschaft“ Bd.4, S. 206f).

⁸⁸ Der März 1848 war in Baden, wie anderswo auch, in erster Linie von antijüdischer Gewalt geprägt – Kern der bürgerlichen „Märzforderungen“ war, im Nationalwahn, eben die Errichtung eines „einigen Deutschlands“, und gegen die Juden richtete sich der Hass ebenso wie gegen den Adel. Katholiken standen damals generell zwischen den Fronten (der Widerstand im Hauensteinischen gegen die revolutionären Zwangsrekrutierungen lag natürlich nicht an plötzlicher Sympathie ausgerechnet für den z.T. nichtmal als legitim anerkannten Großherzog), sie wurden erst kurz darauf, im badischen Kulturkampf (als die Nationalliberalen inzwischen auf Seiten der Regierung waren), politisiert.

der nationalistischen Geschichtsschreibung geschaffen und entspricht einer allgemeinen modernen Mentalität, sich einer zukünftigen Idealwelt nahe sehen zu wollen. Die eschatologische Ausrichtung der Aufständischen 1524/25 (die bekanntlich nicht nur Bauern waren – und zwar besitzende, die etwas verloren hatten, weniger besitzlose, die sowieso nichts verlieren konnten –, sondern auch z.B. entmachtete Ritter und Bürger landsässiger Städte) wies hier in der Tat in die Zukunft, allerdings in einen Irrweg. Ein mächtiger Topos wurde begründet: das „gute Volk“ werde von einer kleinen Gruppe ausbeuterischer Mächtiger unterdrückt und in Ketten gehalten. Befreiung verspricht paradiesische Zustände wie von Mutter Natur (bzw. einem prämillenialistischen Gott) gedacht.

Der „Fortschritts“-Begriff lässt sich auf die Aufständischen beim allerbesten Willen nicht anwenden. „Fortschrittlich“ waren ihre Gegner. Die Fürstenpartei hatte seit einigen Jahrzehnten Maßnahmen ergriffen, die tatsächlich unmittelbaren Modernisierungscharakter hatten. Staatsgewalt verdichtet, die Territorialisierung von Macht und Recht vorangetrieben. Partikulargewalten (Ritter, Grundherren, landsässige Kleinstädte usw.) ausgeschaltet. Die Fürsten hatten die jahrhundertelangen Machtkämpfe des Mittelalters, in denen de facto der Stärkere das Recht für sich beanspruchte, gewonnen und somit die Neuzeit eingeleitet. Zur Sicherung des „Landfriedens“ sollte künftig niemand mehr das Recht in die eigene Hand nehmen (zum Teil freilich ein humanistisches Zerrbild der gerade auch von geistlicher *arbitrage* geprägten mittelalterlichen Verhältnisse), zentrale fürstlich getragene Gerichte sollten alles klären und regeln – nach römischem Recht (wie es noch heute z.B. Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist und damit wichtige Stütze unseres Rechtssystems;

die letzten, die von einer Wiedereinführung „altgermanischen“ Gewohnheitsrechts träumten, waren passenderweise die Nazis).

Neue Macht steigt zu Kopf, und die Fürsten übertrieben es offensichtlich mit ihrer Regulierungs- und Steuerungswut, es sich dabei gerade mit der Landbevölkerung verscherzend, die z.B. (neben Erbpacht und Allmenden usw.) Jagd- und Fischereirechte verlor und welcher massenhaft neue Frondienste und Abgaben angesichts des enorm vergrößerten fürstlichen Machtapparats auferlegt wurden. Antifeudal war ihr Protest logischerweise nicht, im Gegenteil haben aus ihrer Sicht die Fürsten das (per se als gut betrachtete) „Alte Recht“ gebrochen⁸⁹. So gab es im südwestdeutschen Raum in den Jahren 1502, 1513, 1514 und 1517 reaktionäre Bauernaufstände, welche die gerade stattfindende verfassungsrechtliche Revolution bekämpften. Diese ließ sich aber nicht aufhalten. Mit Einführung der Reichsmatrikel 1521 wurde festgelegt, wer überhaupt Reichsunmittelbarkeit beanspruchen durfte. Ritterlicher Adel fiel dabei heraus, auch diverse Städte, die sich vorher als reichsunmittelbar betrachtet hatten. Die Ritter wurden von den Fürsten vollständig abhängig; meistens endeten sie als landesherrliche Beamte und zogen als niederer Adel in die Städte, die ihrerseits diverse Freiheiten und Privilegien verloren. Missstimmung allerorts. Mit Verlauf der religiösen Unruhen der Reformation (welche zumindest in ihrer lutherischen Ausprägung den Fürsten sehr gelegen kam – unter vielem anderen, weil in ihrem Machtkampf mit dem Kaisertum letzteres der gesamtkirchlichen Legitimationsgrundlage beraubt wurde⁹⁰) nahm der Widerstand selbstredend nicht ab, konnte aber von der Zeiterscheinung, dass sich nun jeder für einen Bibelexperten hielt, nicht unbeeinflusst bleiben, wodurch sich sein Charakter

⁸⁹ Dabei war die flächendeckende Anwendung des internationalen Römischen Rechts unter Expertenaufsicht noch das Beste am Ausbau der Landesherrschaft, der ansonsten vor allem bedeutete, dass nun bei Konflikten eine Partei zum Machtfaktor wurde, deren Interesse weniger der Rechtsfindung galt als der Unterwerfung. Widerstand gegen daraus folgende Missbräuche der neuen Rechtspraxis war gerechtfertigt, doch war das „Alte Recht“ nicht per se gerechter – allein schon, weil konkrete „alte“ Rechte kaum mehr nachweisbar waren und Urkundenfälschung wie Meineid in Blüte standen.

⁹⁰ Allerdings hatte sich schon vor der Reformation Maximilian I aus diesem Zusammenhang gelöst; er ließ

sich demonstrativ nicht vom Papst zum Kaiser krönen, sondern schuf das Konstrukt des „Erwählten Römischen Kaisers“, womit das Reich selbst, in Gestalt des Kurkollegs, zur Legitimationsgrundlage des Kaisertums wurde. Karl V musste sich dann bereits an eine Wahlkapitulation binden, war damit dem Kurkolleg verpflichtet; das Reich hatte immer mehr den Charakter einer Fürstenrepublik bekommen. Es war letztlich die persönliche Machtfülle Karls V (zugleich Herrscher des spanischen Weltreichs und somit mächtigster Mann der Welt), die verhinderte, dass diese Entwicklung mit aller Konsequenz weiter voranschritt.

änderte. Im Juni 1524 protestierten mal wieder Bauern unter anderem gegen Frondienste und Abgaben und für freie Jagd und Fischerei, diesmal in der Landgrafschaft Stühlingen, und als Verhandlungen mit der Herrschaft zu nichts führten, wählte man im Juli den ebenso gewalttätigen wie wortgewandten Hans Müller von Bulgenbach zum Anführer für einen militärischen Aufstand. Jener verbündete sich sogleich mit der vorderösterreichischen Stadt Waldshut, wo Pfarrer Balthasar Hubmaier im Frühjahr 1523 die Reformation Züricher Prägung eingeführt hatte. Offensichtlich war man der neuen Lehre gegenüber durchaus offen, sonst wäre das ein Tabu gewesen⁹¹. Hubmaier kam das Bündnis gegen seinen eigenen Landesherrn gerade recht. Die Stühlinger Bauernschaft war jedoch gespalten, nicht zuletzt angesichts der wenig zimperlichen Rekrutierungsmethoden des radikalen Müller. Im Oktober begann sodann der Aufstand im Klettgau, der traditionell unter starkem Züricher Einfluss stand. In Griesen wirkte damals der reformatorisch gesinnte Prediger Hans Rebmann; in Folge seiner Agitation schlossen sich viele Einwohner Müller an. Einige konnte der seit 1516 in der Reichsacht stehende Ulrich von Württemberg (er hatte u.a. den Ehemann seiner Geliebten ermordet), 1523 die reformatorischen Lehren angenommen habend, für seine Rückeroberungspläne gewinnen, für die er den Unmut der Aufständischen instrumentalisierte. Im Spätherbst 1524 hielt sich zu allem Überfluss auch noch Thomas Müntzer, gerade auf „Missionsreise“, für mehrere Wochen in Griesen und Umgebung auf. Er hat die Gegend bereits im Aufstand vorgefunden und wollte ebenfalls die Entwicklung für eigene Ziele nutzen. Müntzer war offensichtlich ein Wahnsinniger, ein Sektenguru, der glaubte, Werkzeug des Heiligen Geistes zu sein und den Leichtgläubigen („Auserwählten“) erzählte, das Tausendjährige Reich sei nahe und dann gäbe es keine Tyrannen mehr, nur noch Gleichheit unter den Christen. In Thüringen sollte er später, Jim-Jones-mäßig, Tausende Anhänger in den Tod führen, sie unter Heilig-Geist-Beschwörungen in eine völlig aussichtslose Schlacht schickend. Der völlig irrational gewordene Charakter der Aufstände zeigte sich schon in der weitverbreiteten Erwartung endzeitlicher

Ereignisse. Es gab damals Flugschriften aus dem astrologieaffinen Milieu, die noch für das Jahr 1524 eine große Sintflut prophezeiten. Im Juli war der Klettgau zweimal von schlimmen Hagelunwettern heimgesucht worden, das Getreide war völlig zerstört, dementsprechend kam es zu massiver Teuerung, was das allgemeine Gefühl sicher begünstigt hat, man stehe unmittelbar am Ende einer Epoche, ein göttliches Eingreifen sei nahe und jenen günstig, die dem „reinen Evangelium“ anhängen. Im Klettgau ließen sich nun auch einige aus Zürich verbannte Anhänger der Täufertheologie nieder. Zürich distanzierte sich klar und missbilligte den Aufstand. Stattdessen verbündete sich nun die Stadt Waldshut unter der Führung Hubmaiers mit den aufständischen Klettgauern, was endgültig den Bruch auch der Waldstadt mit Zürich besiegelte. Die Stühlinger dagegen waren bereits ihrem Anführer Müller zu lasch geworden, der nun lieber im Hauensteinischen die Waldbewohner aufhetzte; wer nicht mitmachen wollte, wurde von ihm „gebannt“. Dort und im Klettgau half Waldshut aktiv militärisch, sprich: man sandte Gewalttäter für Plünderungen aus (bevorzugt auf Gütern, die zum Kloster St. Blasien gehörten). In der Stadt radikalisierte man sich weiter, spätestens im März 1525 trat auch Hubmaier zum Täufern über. In der Karwoche ließ er einen Bildersturm in der Pfarrkirche durchführen, beispielsweise wurden alle Nebentäfel zerstört und die Trümmer in den Rhein geworfen. Auch in Dogern wurden damals unter dem ebenfalls reformierten Pfarrer Ulrich Wagner alle Heiligenbilder und katholisches Kirchengerät zerstört. Am Osterfest selbst geschah dasselbe auch in Weilheim, wo Bilder und Altäre verbrannt wurden; einige Einwohner haben die Kirche aber gegen den Mob verteidigt, so wurde ein Bild des heiligen Martin von einem Indlekofer Einwohner gerettet. Berühmt ist auch der Widerstand der Eschbacher Einwohner, die einen Bildersturm in ihrer Kapelle verhindern konnten. Bilderstürme zur Osterzeit fanden auch an andern Orten des Aufstands statt, vielerorts wurde Statuen geköpft, z.B. in St. Blasien kam es auch zu Sakramentschändungen. Die enge Verbindung mit religiösen Fragen wirkte sich zunehmend als Hemmnis für die Bewegung aus.

⁹¹ Wenige Tage vor dem Bündnisschluss in Waldshut war z.B. im Thurgau die Kartause Ittingen von mehreren Tausend Mann, reformatorisch gesinnt,

überfallen und niedergebrannt worden, die Stimmung war also mehr als gespannt.

Die Forderungen der Aufständischen verwiesen zwar weiterhin auf das „Alte Herkommen“, neu hinzu kam aber (im Klettgau bereits im Januar 1525) das Göttliche Recht, an dem nun alles gemessen wurde – ohne dazu freilich die alte Kanonistik einzubeziehen⁹². Selbst die vergleichsweise gemäßigten 62 Artikel der (inzwischen offen reformierten) Stühlinger, die im April vorgelegt wurden, weisen die Tendenz auf, erstmal alle Ansprüche der Herrschaft grundsätzlich in Frage zu stellen und danach zu bewerten, wie „gerecht“ sie waren⁹³. Das Problem: völlige Willkür. Ist beispielsweise wirklich jedes Verbot der Wilderei dem „göttlichen Wort zuwider“? Ist wirklich der Zehnte im Neuen Testament abgeschafft? Es wurde versucht, eine theokratische Idealgemeinde aufzurichten (wie sowas „erfolgreich“ verläuft, war einige Jahre später in Münster zu bewundern), zwangsläufig die eigene Lesart der Bibel absolutsetzend. Müller legte im Mai, als er ganze Städte zum Beitritt zu seiner „Christlichen Bruderschaft“ nötigen wollte, Artikel vor, wonach jeder Unwillige als „gebannt“ seine Rechte verliere (auch dürfe niemand mit einem solchen mehr irgendein Geschäft eingehen usw., man wurde vollständig aus der „Gemeinde“ ausgeschlossen). Dabei sind z.T. dieselben Formulierungen verwendet, die man auch bei Hubmaier auf der religiösen Ebene findet; jener war der erste Theologe, der Bann und Gemeindezucht (mit „Ungläubigen“ wurde, im besten Fall, umgegangen, als existierten sie nicht) ins Zentrum seiner Verkündigung stellte und von einigen Forschern als Haupt einer „täuferischen Staatskirche“ charakterisiert wird. Aus Waldshut

waren alle altgläubigen Geistlichen vertrieben worden, wer nicht mitzog, wurde vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen. Ende 1524 wurde der zum alten Glauben zurückgekehrte Bürgermeister Gutjahr einfach ins Gefängnis geworfen und später verjagt. Nach Einführung der „Gläubigentaufe“ wurden alle Altgläubigen (laut Bericht des sanktblasianischen Abts) vertrieben⁹⁴. Eine nun nahezu überall auftretende, radikalreformatorische Forderung war, jede Gemeinde solle selbst ihren Pfarrer wählen⁹⁵ – was nicht etwa ein modernes Freikirchentum begründen, sondern weltliche und geistliche Gewalt in dieselbe Hand legen wollte, nämlich die der Ortsgemeinde (die selbstverständlich restlos demselben „wahren“ Glauben anzugehören habe). Diese sollte nach dem Wunsch der Aufständischen, die „christliche Urgemeinde“ idealisierend und mit der Struktur der real vorgefundenen Kirche radikal brechend, größtmögliche Autorität, eben auch in religiösen Fragen bekommen. Ein Kult um die „autonome“ Gemeinde, als eine lokale, gleichförmige Gemeinschaft „erweckter“ Christen, die sich sowohl in kirchlichen als auch in weltlichen Belangen von niemandem hineinreden lässt. Neben der Stärkung der Gemeinden und Gemeindeggerichte (fürstliche Gerichte spielten im zu erstreitenden Traumreich keine Rolle mehr) wurde eine Zentralisierung des Reichs gefordert, etwa zur effizienten Durchsetzung antikapitalistischer Wirtschaftsreformen (z.B. Aufhebung der Handelsgesellschaften⁹⁶). Der Kaiser sollte der Einzige sein, der das Recht zur Steuererhebung hätte, Fürsten würden zu Reichsbeamten.

⁹² Wie es das rezipierte Römische Recht (auch das Naturrecht integrierend) durchaus tat – es handelte sich gerade nicht um ein „Willkürrecht“.

⁹³ Während die Vormoderne, vulgäraufklärerischen Mythen zum Trotz, sehr wohl allgemeine Menschenrechte kannte (bedingt durch den christlichen Glauben), wurden *gesellschaftliche* Rechte und Pflichten als individuell verschieden angesehen; die Feudalordnung kannte ererbte Pflichten, die heute nicht erblich sind, und ererbtes Nicht-Innehaben bestimmter gesellschaftlicher Rechte, die heute alle haben. Wo das „alte Herkommen“ angenehm war, verteidigten Aufständische es, wo nicht, wurde es bekämpft – das war ihr „Gerechtigkeitssinn“.

⁹⁴ Bereits in seiner Regensburger Zeit hatte sich Hubmaier als eifernder Zelot einen Namen gemacht, maßgeblich mitverantwortlich für die Vertreibung der Juden, die er auch in seiner Täufer-Zeit keineswegs

bedauerte (nur die frühere Förderung angeblichen katholischen „Aberglaubens“).

⁹⁵ Die Pfarrgemeinde tritt erst seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil überhaupt als eigenes kirchenrechtliches Subjekt auf, vorher war sie in der katholischen Kirche einfach die Summe der Gläubigen in einem bestimmten Sprengel im Rahmen der Diözese, also quasi das seelsorgerische Objekt. Im alten Kirchenrecht definierte can. 216 die Pfarrei als Teil des Territoriums einer Diözese, während sie im neuen CIC (can. 515) eine „Gemeinschaft von Gläubigen“ mit eigener Rechtspersönlichkeit ist.

⁹⁶ Angesichts der engen Beziehungen ebendieser gerade zum Habsburgischen Kaiserhaus (etwa die Fugger hatten hohe Bestechungsgelder im Vorfeld der Wahl Karls V gezahlt) eine einigermaßen kuriose Vorstellung – es waren gerade die Kurfürsten, welche damals den Einfluss der Gesellschaften zurückdrängen wollten.

Bekanntlich scheiterte diese Revolution, doch bekam der deutsche Bauer wenige Jahre nach dem 400. Jubiläum dann ja doch noch, was er wollte – so sah es zumindest die NS-Propaganda. Zum ersten Reichsbauernntag 1934 erklärte Reichsbauernminister Darré, die „nationalsozialistische Revolution Adolf Hitlers“ habe den Bauern „mit seiner Scholle wieder verwurzelt und ihn aus den Fesseln einer unseren Lebensgesetzen unerträglichen liberalkapitalistischen Wirtschaftsordnung befreit“ sowie ihm „wieder ein Bauernrecht gegeben, das deutsch ist und nicht römisch“, wofür die Ahnen noch vergeblich gekämpft hätten. Auch der alte Traum vom „schlagkräftigen“ deutschen Zentralstaat wurde realisiert. Aus maßlos übertriebenen Opferzahlen (alles natürlich gleichsam unbewaffnete Sitzstreikende) wurde geradezu ein frühneuzeitlicher Völkermord am deutschen Bauern durch die bösen Volksverräter konstruiert (als seien die Fürsten der Ansicht gewesen, die Feldarbeit mache sich von allein); die Führerparole „Gemeinnutz vor Eigennutz!“ sei hingegen bereits leitend für den Widerstand gegen das „volksfremde Recht“ gewesen. Die allgemeine Vorstellung vom Konflikt war (und ist in der breiten

Bevölkerung im Prinzip bis heute): die bodenständig verwurzelte Gemeinschaft hält zusammen gegen das böse Fremde (der römische Imperialist und die wenigen einheimischen Profiteure, der Papismus, der Welthandel...), welches schuld am Verlust eines Idylls sei.

Ein Sgraffito in Tiengen aus der NS-Zeit erinnert an den Bauernkrieg. Hans Müller erscheint dort als „Volksführer Altdeutschlands“ im Kampf gegen das „undeutsche Recht“. Diese Wortwahl hatte einen aktuellen Bezug. In der NS-Propaganda war der NS-Staat das „*Neue Deutschland*“, mit einem neuen Führer, der wiederum das Volk (und insbesondere den Bauernstand) vor den fremden Ausbeutern schütze. Es fällt auf: der religiöse Aspekt des Krieges wird auf dem Bild völlig unterschlagen, selbst von der Bundschuh-Fahne ist jede religiöse Symbolik getilgt – das passte nicht zum Volksgemeinschafts-Ideal. Und doch war es gerade die religiös-reformatorische Motivation, die aus dem Aufstand einen ideologischen machte, in dem man nicht nur die alten Rechte zurückhaben wollte, sondern von einem neuen Gemeinschaftsgeist träumte, der die Wurzel aller totalitär-übergreifigen Gelüste ist.

Wer weht hier, wo er will?⁹⁷

Mit Blick auf die westliche Häresiographie fällt die offenbar enge Verbindung dreier bis heute immer wiederkehrender Elemente heterodoxer Abwege ins Auge: Antikonfessionalismus, Heilig-Geist-Schwärmerei und Chiliasmus. Unzufriedenheit mit dem noch nicht von menschlicher Freiheit (zum Bösen) „bereinigten“ realen Gottesreich gab Ideen Raum, wie Menschheit und Menschheitshandeln nochmal „optimiert“ werden würden; aus legitimem Bemühen um Fortschreiten auf den offenliegenden Bahnen der Gnade und Wissenschaft wurde (vorzugsweise im deutschsprachigen Raum) naive Hoffnung auf etwas ganz Neues, eine hereinbrechende neue „Ära“ allumfassender Perfektion. Da die Grundlage nun purer Aberglaube ist, führte die Integration der genannten Elemente in

das kirchliche Leben natürlich niemals zu mehr Einheit, Erkenntnis oder Fortschritt (auch nicht in der heute grassierenden säkularisierten Variante: Kulturrelativismus, Geschichts determinismus und heroische Endzeitsehnsucht), sondern ausschließlich zu Spaltung, Beschränktheit und Primitivität.

Am Anfang mag Joachim von Fiore stehen, der das Tausendjährige Friedensreich (als welches doch allerspätstens seit Augustinus das Zeitalter der Kirche des Neuen Bundes angesehen wird⁹⁸) in die Zukunft verlegte; jenes „johanneische“ Zeitalter solle das scheinbar unvollkommene „petrinische“ ablösen, der angeblich erstrebenswerte „Geist der Armut“ regiere dann, Streit und Kriege gäbe es nicht mehr, jeder liebe alle seine Nächsten. Dieses

⁹⁷ In leicht kürzerer Version zuerst veröffentlicht am 16.07.2024 auf www.ingod.webnode.page.

⁹⁸ Die Heilsgeschichte ist abgeschlossen: Jesus kam bereits als Erlöser; wiederkommen wird Er lediglich als

Richter, am Ende der Zeiten. Bis dahin kommt nichts mehr, substantiell besser wird es nicht.

traditionswidrige Konzept wurde bekanntlich im Umfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils überaus positiv rezipiert⁹⁹, die Wendung vom „Neuen Pfingsten“ kommt daher¹⁰⁰. Auf Joachim folgte eine bis heute anhaltende Wechseldynamik von deterministischer Weltanschauung und Verdiesseitigung des Glaubens. Beides ist charakteristisch für den Protestantismus, welcher (auf Sinnsuche in der jüngeren Geschichte, aufgrund des eigenen Ausbrechens aus der Tradition) im ersten Jahrhundert seines Bestehens durchgängig im Endzeitmodus war; ständig wurde die Parusie angekündigt¹⁰¹. Im Pietismus des 18. Jahrhunderts wurde das angeblich noch kommende irdische Friedensreich geradezu fieberhaft erwartet. Viele Parallelen zur heutigen Zeit sind erkennbar. Alles sicher Geglaubte ringsumher brach zusammen, nun könne es doch wirklich nicht mehr lange dauern... der „Konfessionalismus“ wurde verachtet, man müsse jetzt zusammenrücken und „Einheit“ erzwingen. Der (über die Jahrhunderte scheinbar verlorene¹⁰²) Geist würde sicher wieder ausgeschüttet werden. Christliches Dasein wurde verkürzt auf strengen Moralismus. Sogar die

Verklärung einer vermeintlich heilen russischen Welt war schon in Mode.

Interessanterweise teilten die damaligen protestantischen „Oberfrommen“ damit etliche Eigenschaften mit ihren „rationalistischen“ scheinbaren Widersachern. Die (in vielen Punkten gar nicht sonderlich „rationale“, sondern esoterisch geprägte) „Aufklärung“ übernahm aus dem protestantischen Chiliasmus die Vorstellung eines immanenten Ziels der Weltgeschichte, in welcher in der Aufklärungsideologie nun die „Nationen“ als Akteure auf den Plan traten. Der Nationalgedanke, die Wahnidee einer natürlicherweise gespaltenen Menschheit, war damals das Bindeglied zwischen den entchristlichten Möchtegern-Rationalisten (in den 1750er Jahren bereits wurde an Universitäten die Offenbarung an der „Vernunft“ gemessen) und den Pietisten, die gleichfalls die Reinheit der „einfachen Völker“ anhimmelten¹⁰³. Zwar bemühten sich jene, im Gegensatz zur protestantischen „Orthodoxie“, immerhin wieder um gute Werke (bzw. was man sich darunter vorstellte) und aktive Verbreitung des Glaubens¹⁰⁴ – doch entsprach ihr freudloses „Sittenleben“, entsagungsreicher als jedes Klosterdasein¹⁰⁵,

⁹⁹ Der damals ausgesprochen progressive Joseph Ratzinger widmete der heterodoxen linearen Geschichtstheologie in der Nachfolge Joachims bekanntlich gar seine Habilitationsschrift, die selbst dem „zeitgeistoffenen“ Michael Schmaus zu modernistisch war.

¹⁰⁰ Mit der Herabwürdigung der „herkömmlichen“ Wirkweise des Heiligen Geistes in der Kirche kann man jede Lehrveränderung rechtfertigen, die „herkömmliche“ Kirche als unperfekt, ja irrtumsvoll darstellen. So war es nur folgerichtig, wenn ein Progressist wie Kardinal Suenens gerade die abergläubische „Charismatische Erneuerung“ protegierte.

¹⁰¹ 1564 verbot die katholische Kirche in Trient hingegen das Vorhersagen der Endzeitergebnisse, bestätigt durch päpstliche Bulle 1586.

¹⁰² Noch Pius XI nannte diese Vorstellung eine Blasphemie (MA 8).

¹⁰³ Die pietistische Kultur war ganz von dieser Verherrlichung des „Einfachen“ und Kollektiven geprägt; so herrschte bereits um 1700 der Hang zu simplem Volkslied und schlichten Melodien (ein Beispiel ist Superintendent Johann Adolph Frohne in Mühlhausen, ein Gegner Bachs, dem es noch um himmlische Klänge ging, hohe Kunst und barocktypische Lautmalerei).

¹⁰⁴ Die ersten lutherischen Missionare waren Zinzendorfs „Herrnhuter“ ab den 1730er Jahren, es folgten Methodisten und Baptisten, Anfang des 19.

Jahrhunderts schließlich auch evangelikale, gegen die Sklaverei eingestellte Anglikaner.

¹⁰⁵ Erst recht, seit in der Ideologie der „katholischen Aufklärung“ der Zweck des Ordensstandes nicht mehr in der Selbstheiligung, sondern in der Seelsorge bestand. Das Leben in kontemplativen Klöstern ist hingegen gerade nicht „leicht“ und „luxuriös“, wie antikirchliche Hetzer es sich gerne ausmalen – es ist genauso von totaler Aufopferung in Christus geprägt wie in solchen, die sich der Alten-, Kranken- oder Armenpflege widmen, von selbstgewählter materieller Besitzlosigkeit und Entbehrung, viel Selbstdisziplin erfordernd; Schweigen, karge Zimmer, wenig Schlaf, ein streng durchgeplanter Alltag, abstinenzgeprägte Nahrungsvorschriften und z.T. die Vorgabe, überhaupt nur zu sich zu nehmen, was geschenkt oder vom Klostergrund geerntet wurde, viel selbst zu leistende Arbeit in Haus und Garten, dazu die langen Breviergebete (auch in der Nacht), Gebete für Wohltäter und andere, die frühe tägliche Messe, die geistige Arbeit des Studiums – und doch sind diese Menschen fast immer glücklicher als andere. Nicht wegen eines leichten, „angenehmen“ Alltags, sondern aus Freude am Herrn strahlen die göttlichen Tugenden (Glaube, Hoffnung, Liebe) in ihnen auf. Solches ist freilich alles andere als jedermanns Sache und erfordert eine Berufung, während Pietisten, überall „Sünde“ wahnend, ihren Kindern unterschiedslos das Entbehrungsleben buchstäblich einprägeln.

weniger dem traditionellen Christentum als vielmehr deutschen Idealen vom bescheidenen und arbeitsamen Musterbürger, mit einem dogmen- wie intelligenzbefreiten „Gefühlsglauben“ als substanzloser Untermalung. Bis ca. 1780 war der Pietismus daher nicht viel mehr als obrigkeitlich gerngesehene „Aufklärung“ auf niederschwellig, sich weitgehend in religiös verpackten Motzereien gegen den bösen Alkohol und „verschwenderische“ Lustbarkeiten erschöpfend (deutsche „Tugenden“ sollten alles verhasste, verspielte „Barocke“ eliminieren – pietistische Erziehung diene allein der brutal-unmenschlichen Vermeidung des angeblich sündhaften Müßiggangs). Danach standen obrigkeitliche Demystifizierungsagenda und proromantisches Schwärmertum in einem gewissen Gegensatz, doch da die Grundlagen dieselben blieben (Desinteresse an überlieferten Offenbarungswahrheiten, innerweltlicher Hypermoralismus, Kult um das „Volk“...), handelte es sich letztlich um zwei Seiten derselben Medaille. Ein Johann Kaspar Lavater stand eben mehr auf der „entrückten“ Seite (sein Hang zu pseudowissenschaftlichem Humbug entsprach dabei ganz dem aufklärerischen Nachjagen nach „neuesten Erkenntnissen“), ein Johann Peter Hebel mehr auf der geistig frigidem (so genau wisse man doch gar nix, aber Gott mache das schon), doch werteten beide den Glauben als positives „Gefühl“¹⁰⁶, ja Trostgefühl. Hebel meinte, man solle über ihn gar nicht erst „grübeln“ und disputieren (Konvertiten waren ihm besonders verdächtig, feste Bekenntnisse seien ja Wurzel allen sinnlosen Streits), sonst verliere er seine „Kraft“, die offenbar darin bestehe, dass er (unabhängig vom Inhalt) den Menschen zu einem sittsamen und arbeitsamen Leben anstifte. Sein Einfluss auf die

Durchdringung der breiten Bevölkerung Badens mit derart nichtssagend „liberalem“ Gedankengut kann kaum überschätzt werden; maßgeblich auch sein Einfluss auf die Bekenntnisverpansung der badischen Kirchenunion. Beide, Lavater und Hebel, sind insbesondere bekannt für ihre folkloristischen Gedichte, mit denen die angebliche archaische Tugendhaftigkeit alemannischen Landvolks idealisiert wird.

Wie sehr dieser damalige Mainstream in die katholische Sphäre hinüberwucherte, zeigt anschaulich das Beispiel des „katholischen Aufklärers“ Johann Michael Sailer. Seit den 1780er Jahren publizistisch in Erscheinung getreten, unterstützte er mit seiner relativistischen Theologie die Tendenzen, eine überkonfessionelle Nationalkirche zu errichten. Zwar hatte er (als Ex-Jesuit) die Einheit des Adamsgeschlechts noch wesentlich mehr im Blick als andere Aufklärer (die Schöpfer von „Rassen“ und damit Rassismus), dennoch besaß auch für ihn der angebliche „Volkscharakter“ einen hohen Stellenwert¹⁰⁷. Katholische Vorzüge gegenüber dem Protestantismus sah er nicht, man müsse doch nur „an Christus glauben“. Sowohl in seinem Hauptwerk „Handbuch der christlichen Moral“ (1817) wie in Briefen an befreundete Protestanten¹⁰⁸ vertrat Sailer die Ansicht, von niemandem wünsche Gott, dass er darüber hinaus glaube, was er nicht glauben „könne“. Ein allgemeinkirchliches Bekenntnis war damit überflüssig. Sailer relativierte die Bedeutung der Dogmen und der Einheit mit den rechtmäßigen kirchlichen Autoritäten. Die Kirche war ihm nichts weiter als eine „unsichtbare Gemeinschaft“ von „Christgläubigen“, ohne dass deren Glaube näher definiert werden müsse. Er hatte damit nicht nur

¹⁰⁶ Auch „Entmythologisierung“ Schleiermacher (Erfinder der „Volkskirche“) verstand später Religion schlechthin als „Gefühl“, war stilistisch Romantiker.

¹⁰⁷ 1810 etwa gab er eine Sprichwörterammlung heraus, um solchen greifbarer zu machen; die Sprichwörter des Deutschen seien von denen des Italieners (ein sicher nicht zufällig gewähltes Beispiel) so unterschieden wie die jeweilige Physiognomie. Sailer glaubte, es gäbe spezifisch „deutsche“ Eigenschaften, so Ehrlichkeit, Offenheit, Gerechtigkeitssinn, Mut und Tapferkeit zur „Verteidigung des Vaterlandes“, Bescheidenheit usw.; undeutsch hingegen sei der „Krämergeist“. Die vorgestellten Sprichwörter betonten etwa die „Übermacht der Natur“ („Die Katze lässt das Mäusen nicht“, „Ein Mohr kann wohl ein weißes Kleid tragen, aber die schwarze Haut nicht weiß baden“, „Der

Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, „Salz kann nichts denn salzen“); typisch für sein Weltbild auch: „Es liegt in Gottes Hand“, „Nicht der Ort, das Herz macht das Gebet“, „Das Gewissen ist des Menschen Gott“, „Wo Einigkeit ist, da wohnt Gott“. Allein 3 ½ Seiten sind mit Lutherziten verunstaltet (z.B. rhetorische Meisterleistungen wie „Wer sagt, dass Wucher keine Sünde ist, der hat keinen Gott“).

¹⁰⁸ Er umgab sich insbesondere mit zahlreichen prominenten Pietisten, etwa dem erwähnten herummagnetisierenden Gesichterleser Lavater (für dessen „Erkenntnisse“ sich auch der Ober-„Rationalist“ Joseph II interessierte, der sich 1777 mit ihm in Waldshut traf) oder „Tierschutzpionier“ Christian Adam Dann.

großen Einfluss auf den Rationalismus Wessenberg, sondern gilt gleichzeitig als geistiger Vater der „Allgäuer Erweckungsbewegung“, die bis in die 1820er Jahre wucherte und die konfessionelle Spaltung zugunsten eines pietistischen Schwärmertums überwinden wollte¹⁰⁹. „Überkonfessionalität“ war allorts das Zauberwort, bei „Entmystifizierern“ wie bei Bibeltreuen, bei Unterstützern wie Gegnern der aktuellen verweltlichten Kirchenautoritäten; im Protestantismus (und Mochtegern-Protestantismus) erwarteten beide Fraktionen eine großartige Zukunft, sei es durch den Triumph des „Volksgestes“, des „Weltgestes“ oder durch das Eingreifen des Heiligen Gestes (der alle Menschen zu Superchristen mache, die dann vom wiedergekommenen Heiland unmittelbar auf grüner Au geweidet würden). Ökumenistische Katholiken wie Sailer bestärkten die „andere“ Seite leider darin, die geisterselige Dogmenfreiheit als „christliches“ Ideal anzusehen – anstatt sie zu bekehren. Diese irrationalen und gänzlich unbegründeten Hoffnungen auf einen großen Knall und ein folgendes irdisches Paradies hatten sie ja deshalb, weil sie merkten, dass ihrem Protestantismus bzw. Deismus etwas fehlte – durch Wiederherstellung der Einheit mit Rom und die katholischen Sakramente hätten sie alles, wonach sich die Seele *wirklich* sehnt, wiederbekommen. „Erweckungs“-Ideologien sind immer Ausdruck von Hilflosigkeit: der Heilige Geist war nie weg¹¹⁰. So war die Enttäuschung groß, als Christus auch 1836 nicht wiedergekommen ist (wie es Pietist Bengel in den 1730er Jahren prophezeit hatte; seine Werke waren 1825 neu herausgegeben worden, bekannte

südwestdeutsche Romantiker waren damit vertraut), generell zerfiel die fromme Teil des protestantischen Antikonfessionalismus ab den 1830er Jahren international in lauter Einzelsekten, eine abstruser als die andere, aber alle den „Heiligen Geist“, der sie angeblich leite, vorschleibend, während der unionistische Widerpart, sein Heil in „moderner Wissenschaft“ suchend, sich immer weiter vom alten Christentum verabschiedete. Und doch blieben beide über spezielle Grundannahmen verbunden, durch die gemeinsamen Wurzeln bedingt.

Der Protestantismus krankt (neben vielem anderen) seit seiner Entstehung an seinem Hang zum Determinismus, der eng mit seiner holistischen Weltsicht zusammenhängt. Der Neoplatonismus der humanistischen Renaissance hatte einst gewaltigen Einfluss auf die Reformation¹¹¹. Für Luther ist Gott in der gesamten Schöpfung stets gegenwärtig (wenngleich nicht Substanz), dies sei zur Erhaltung derselben notwendig; Er stünde daher auch hinter dem Bösen (der verdorbene Mensch könne gemäß seiner Natur ja per se nichts Gutes tun). Gott erscheint hier geradezu zur „Lebenskraft“ herabgewürdigt, andererseits in Seinen Geschöpfen umso präsenter, je geistiger (quasi: reiner) diese seien. Typisch neoplatonisch ist hier die Vorstellung der totalen Unfassbarkeit des „Einen“ durch das von Ihm Ausgehende und Durchdrungene (in Luthers panentheistischem Gottesbild war sogar Christus in Seiner Menschheit „überall“; für den einzelnen Gläubigen würde Er sich freilich im „Abendmahl“ greifbar machen, sonst hätte der gänzlich fassungsunfähige Mensch ja gar nichts von dieser weltimmanenten Omnipräsenz)¹¹². Die

¹⁰⁹ Dem Kreis um Sailer entstammten u.a. auch Pädagoge Christoph von Schmid, Medizinromantiker Ringseis sowie die späteren (zum „überkonfessionellen“ Pietismus abgefallenen) Apostaten Johann Evangelist Goßner und Ignaz Lindl.

¹¹⁰ Er erwirkt unsere Heiligung, unmerklich, durch die Sakramente. In Bezug auf das Lehramt schützt Er vor Irrtum bei der Weitergabe der Offenbarungswahrheiten – Hauptaufgabe des Heiligen Gestes, als angesichts ihrer Perfektion göttliche Person gewordene, ausgehauchte gegenseitige und im Wortsinn selbstverschenkende Liebe zwischen Vater und Sohn, ist aber, die Menschen mithineinzunehmen in die Liebe des Sohnes zum Vater in den Sakramenten (um der väterlichen, himmlischen Liebe teilhaftig zu werden), beginnend mit der heilsnotwendigen Taufe und durch das Leben hindurch mit dem erneuerten Kreuzesopfer, das zustandekommt, indem Er von unseren Opfergaben

Besitz ergreift und sie zu Leib und Blut werden lässt – wie das originale Opfer am Kreuz auch „durch den Geist“ erfolgte (Heb 9,14), im Akt des völligen Selbstverschenkens des Sohnes. Und da will man meinen, der Geist wirke nicht genug?

¹¹¹ Nicht so hingegen der Nominalismus; Ockham und Biel z.B. hatten richtig von der Freiheit Gottes auf jene des einzelnen Menschen geschlossen, Luther tat das Gegenteil (da er das Versprechen Gottes, jedem die Gnade zu schenken, der Ihn liebt und sich um gute Werke bemüht, ignorierte, dem Menschen nichts zutrauend; Werke seien maximal Frucht der Gnade, von Natur aus könne der Mensch nichts). Mit nominalistischen Argumenten wurde im 15. Jahrhundert die Transsubstantiation gegen Häretiker verteidigt.

¹¹² Ockham betonte hingegen, Christus sei eben nicht überall gegenwärtig, sondern habe die Souveränität, gegenwärtig zu sein, wo Er will. Gott ist grundsätzlich

innere Widersprüchlichkeit des Panentheismus (Gott sei zugleich transzendent wie immanent, die Schöpfung zugleich *creatio ex nihilo* und Emanation) kommt bei Zwingli, der noch mehr die totale Vorherbestimmtheit in der aus Gott quasi fließenden Schöpfung (auch der jeglicher Willenskraft bare Mensch sei nur Emanation Gottes, welcher auch hinter dem Bösen stünde) betonte¹¹³, sogar noch stärker zum Vorschein. In den 1820er Jahren hatte sich dann eine deutschidealistisch entfaltete Variante im „aufgeklärten“ Protestantismus ausgebreitet, die den altkirchlichen „Ballast“ der Eigenständigkeit sowohl des Schöpfers wie der gegenübergestellten Schöpfung endgültig hinter sich lassen wollte: für Schelling erschafft kein allmächtiger Schöpfer mehr die Welt, sondern „Gott“ komme im Menschen erst zum Bewusstsein Seiner selbst, „finde“ Sich gleichsam wieder (wo bleibt noch Platz für den Logos?); das Unendliche sei auf das Endliche angewiesen (statt umgekehrt). Der göttliche Wille (ein angeblicher Drang nach Selbsterkenntnis, da zunächst auch in Ihm Dunkelheit sei, die das Licht suche) erscheint eher als Trieb einer erst langsam „erwachenden“ Gottheit (die nicht einfach „Substanz“ von allem ist, womit sich auch Schelling, in lutherischer Tradition, vom klassischen Pantheismus abhebt), der die gefallene Welt wieder in Ihr aufgehen lässt. Bei Hegel führt der Geist im Menschen, dessen Umwelt der göttlichen „Idee“ gemäß formend (hin zu einem kollektivistischen Zwangsregime preußischer Prägung), alles wieder sauber und

ordentlich zur Einheit in Gott zurück. Konfessionelle Zersplitterung, bedingt durch alte Dogmen, steht dem künftigen irdischen Paradies natürlich entgegen: Hegels Konzept der „dialektischen Aufhebung“ wird also das ideologische Fundament für den „Dialog“-Fetischismus des Konzilsmodernismus und dessen Beziehung zu den Vertretern anderer Religionen legen; Widersprüche würden evolutionsbedingt (mittels „vernünftiger“ Dialektik, wobei „Vernunft“ bei Hegel eine Art Durchwehtsein mit „dem Geist“ ist) aufgehoben, nur das scheinbar Absolute überlebe, was bedeutet: dasjenige, was sich in den Religionen (für Hegel Stationen auf dem Wege des göttlichen „Erwachens“) als „Philosophie“ noch irgendwie extrahieren lasse. Der pseudorationale „Weltgeist“ und der „Heilige Geist“ der Schwärmer verschwimmen angesichts des gemeinsamen Feindbilds; ihre Vorläufer in heterodoxer deutscher Mittelaltermystik suchend, ging die „philosophische“ Richtung im deutschen Protestantismus ohnehin in der allgemeinen romantischen Weltanschauung auf. In diesen Kontext gehört auch die Vorstellung der Seele als Anteil an einer überindividuellen „Lebenskraft“, etwa bei der romantischen „Medizin“-Vorstellung des Katholiken Johann Nepomuk Ringseis, der „Gesundheit“ mit dem Zustand identifizierte, wenn „die Lebenskraft“ uneingeschränkt im Organismus herrscht¹¹⁴. Individualitäten werden verwischt, alles sei eins¹¹⁵, „naturgemäßes“ Verhalten das oberste (wenn nicht einzige) Gebot.

transzendent, außerhalb der geschaffenen Dinge, die Er vom Himmel aus erhält, und wenn Er im (getauften) Menschen wirkt, so in der dritten Person, sonst durch Helfer (Engel); die Transsubstantiation ist eben ein Wunder, ein außerordentliches Wirken des Allmächtigen (Diskussionen, ob Akzidentien ohne ihre ursprüngliche Substanz überhaupt weiterbestehen können, sind insofern ohne Sinn). Luther hingegen meinte, die Realpräsenz unbedingt mit seiner Allgegenwartstheorie rationalisieren zu müssen, ähnlich wie die Gültigkeit der Nottaufe mit einem „Allgemeinen Priestertum“ (der „Vorsteher“ der Gemeinde vertrete diese nur) statt einfach mit der göttlichen Barmherzigkeit aufgrund der Heilsnotwendigkeit.

¹¹³ Die protestantische Prädestinationslehre gibt Gott die Schuld an der Sünde – dafür wurde Adam einst aus dem Paradies verstoßen, als er nicht seine eigene Schuld einsah und um Vergebung bat, sondern alles auf „die Frau, die Du mir gegeben hast“ schob.

¹¹⁴ Die damit einhergehende Trennung von „Geist“ und „Seele“ erlaubt es, die Seele auf vegetative Funktionen zu beschränken und einen davon unabhängigen (ungleichen) „Geist“ zu verherrlichen – ein schwerlich mit allgemeiner Menschenwürde vereinbarer Gedanke. Der auf die Schöpfung angeblich angewiesene Schöpfer würde sich dann in den Intelligenteren besser „wiederfinden“ als in den einfacher Gestrickten.

¹¹⁵ Wenn heute Katholiken, vor lauter Angst, des Polytheismus gescholten zu werden, behaupten, alles in Engeln und Heiligen wirke Gott, widerspricht dies ebenso dem Prinzip der Personalität und riecht nach Panentheismus. Engel können gemäß Schrift und Tradition Bewegungen in der materiellen Welt verursachen (z.B. Jo 5,4), und da auch Erscheinungen von Heiligen in dieser Welt (mit ureigenen Anliegen, man denke an die weinende Muttergottes in La Salette) von der Kirche anerkannt sind, ist sie offensichtlich der Auffassung, dass auch solche nicht nur als bloße Fürsprecher agieren. Die fortbestehende Personalität und Freiheit jener, die Gott im Himmel ganz nahe sind

Eine katholische Aussöhnung mit dem „Nationalen“ war im deutschsprachigen Gebiet angesichts dieser Zustände notwendigerweise auch gleichbedeutend mit der Übernahme holistischer Philosophie, wie sie die deutschen „Geistesgrößen“, deren Büsten in den bildungsbürgerlichen Stuben vor sich hinstaubten, vertraten. Leider wurde dieser Versuchung nach dem vorübergehenden Triumph des Ultramontanismus und der wiedererlangten Geschlossenheit der Kirche nicht hinreichend widerstanden.

Bereits der Blick auf die Kirchenarchitektur im „ultramontanen“ Zeitalter (nicht römisch-barock, sondern provinziell-mittelalterlich) deutet an, welches trojanische Pferd sich inmitten der kirchlichen Orthodoxie heimisch gemacht hatte: eben das romantische Weltbild, das nicht wenige Erneuerer der Kirche prägte, was sich auf längere Sicht durchaus nicht positiv auswirkte, nicht nur in Teilen der deutschsprachigen Länder, auch in Frankreich sowie im England der „Oxford-Bewegung“. Der britische Katholizismus war auf seine Weise besonders „romantisch“; nicht nur ausgeprägter Ästhetizismus und Formstrenge zeichnen ihn aus, sondern auch eine besondere Idealisierung des Mittelalters, die es in dieser Form in „barocken“ Ländern ohne Reformationserfahrung nicht gibt. Mittelalterkult bedingt eine gewisse Provinzialität¹¹⁶, und im Gegensatz etwa zur spanisch-lateinamerikanischen

Perspektive auf den Katholizismus tritt die Universalität etwas in den Hintergrund, insofern, als ein spezifisch „abendländisches“ Kulturideal enger mit dem Glauben verwoben scheint. Begleiterscheinung, auch für die kontinentale Romantik charakteristisch, ist leider eine gewisse Aussöhnung mit dem Heidentum. Auf Dauer war hier ein erneuter Konflikt zwischen römischer Universalität und kulturell-nationaler „Identität“¹¹⁷ angelegt – Wurzel allen Glaubensabfalls. Mythologie als legitime Gottsuche, als letztlich mit dem Judentum gleichberechtigter Weg der menschlichen „Vorbereitung“ auf den Erlöser, ein Lob der „natürlichen“ Moral (die in ehrwürdiger vorchristlicher Kultur bereits aufstrahle) – all das ist eher Wasser auf die Mühlen der Nationalkirchler, als dass es den römischen Universalismus fördern könnte. Außerhalb der Kirche mag es Reste der Uroffenbarung geben, natürliche Vernunft, lobenswerte Suche nach Wahrheit und Gott – aber kein Heil. Ohne die Sakramente¹¹⁸, ohne die biblisch-tradierte Lehre ist all dies (dem historischen Kreuzesopfer zum Trotz, aufgrund dessen allein eben nicht jeder Mensch bereits automatisch auf direktem Weg zum Himmel ist) ohne Wert für das ewige Leben, der weiteren Beschäftigung nicht wert. Der Mensch des 19. Jahrhunderts aber liebte das Wertlose, und so wiederholte sich die Geschichte. Anpassung an die deutsche Gesamtgesellschaft führte (so sehr diese sich auch nach dem Trugbild des „ungeteilten“

(und daher, vollkommen erkennend und liebend, nicht mehr fallen können), macht unmittelbare (von Gläubigen erbetene) Hilfeleistungen plausibel; warum sollte Gott sie die ihnen eigenen Kräfte nicht nutzen lassen? Da das Eingreifen in die materielle Welt (deren natürliches Potenzial nutzend) der Natur sowohl der Engel wie menschlichen Heiligen entspricht, ist es auch nicht „Wunder“, sondern ihr gewöhnlicher Beistand. „Echte“ Wunder hingegen (Naturgesetzen widersprechend) wirkt laut kirchlicher Lehre in der Tat nur der Heilige Geist (das Wunderwirken ist eine Seiner Gaben, 1 Kor 12,10), als absolute Ausnahme; sie dienen v.a. der Bestätigung des rechten, vorbildhaften Weges des Begnadeten und erfolgen daher („Guru“-Verehrung verhütend) meist auf Fürsprache bzw. Vermittlung bereits in den Himmel Aufgenommener (sehr selten: noch Lebender).

¹¹⁶ Alles „Gotische“ wird auch heute von Weltmenschen als „europäisch“ vereinnahmt; beim Brand der Pariser Kathedrale im April 2019 z.B. fiel säkularen Medien nichts Besseres ein, als um ein „Symbol europäischer Kultur“ zu trauern. Christliche Kultur kann aber nicht „europäisch“ sein: sie drückt *christlichen* Geist aus, keinen „ethnischen“ oder territorialen. Dem Barock fällt es leichter, dies vor der identitaristisch verzogen Welt zu bezeugen.

¹¹⁷ Identität mit einem Idealbild anzustreben heißt, sich zu beschränken, zurückzunehmen – außer, wenn dieses Ideal Gott (in Seiner zweiten Person) ist: dies bedingt totale Freiheit, abgesehen vom Festhalten an der unbedingten Liebe zum Vater und Seinem Gesetz.

¹¹⁸ In der Taufe handelt Christus an uns: Er öffnet uns dem Heiligen Geist (wodurch die Erbsünde getilgt ist: Rechtfertigung und Heiligung fallen in katholischer Sicht zusammen), verbindet uns mit Seiner Seele, Seiner Vaterliebe. Zwar gibt es eine Art göttliche Selbstmitteilung an Nichtchristen (die nichts mit der Menschwerdung Christi zu tun hat – Gott, stets von außen kommend, tut einfach den ersten Schritt, damit die Menschen Ihn erkennen und zur Taufbegierde gelangen können), aber unabhängig vom eigentlichen Erlösungsprozess. Die Taufe geht auch über die paradiesische Gnade hinaus (aufgrund der Vereinigung mit dem Logos, der „Hochzeit des Lammes“). Der Heilige Geist war bei Adam vor dem Sündenfall aufgrund der Ähnlichkeit des Menschen mit dem Logos und daher in erster Linie in seiner vom Vater zum Sohn ausgehenden Daseinsform; in Christus aber haben wir selbst den Geist in uns, wie Er vom Sohn zum Vater ausgeht (vgl. Phil 1,19, „Darreichung der Geistes Jesu Christi“, Röm 8,9, Gal 4,6 u.a.).

mittelalterlichen Reichs, unter „erwachten“ Vorzeichen, sehnte) zu stetem Glaubensabfall. Das biblische Weltbild wurde gerade von der breiten Öffentlichkeit in den Bereich der Mythen verbannt, das „anthropomorphe Gottesbild“ belächelt, so ein richtiger Gott müsse doch irgendwie anders sein – heraus kam dann ein *tatsächlich* selbstgemachter „Gott“¹¹⁹. Insbesondere aus Tübingen und München kamen „katholische“ wissenschaftliche Arbeiten, die idealistischem Mainstream und „moderner Naturwissenschaft“¹²⁰ verpflichtet waren, zudem mythos- und heidentumsfreundlich und überkonfessionell orientiert. Die kirchliche Lehre wurde historisiert (Dogmen damit relativiert), „kritische“ Methoden aus dem Protestantismus übernommen. Hauptvertreter der „historischen Schule“ war Döllinger, der als Altkatholik endete. Deutsche Theologen aus diesem Dunstkreis sahen sich schon im 19. Jahrhundert als die Elite schlechthin an, blickten hochnäsiger auf die „römische Schule“¹²¹ und die Fakultäten in anderen Ländern herab. Ihr Einfluss breitete sich in Europa folgenswer aus (etwa im französischen Modernismus). 1902 lieferte zu allem Überfluss der berühmte Vortrag des Assyriologen Friedrich Delitzsch (der Jesus auch eine „arische“

Abstammung andichtete¹²²) sämtlichen deutschen Verächtern des Judentums (und damit des traditionellen christlichen Weltbilds), was sie hören wollten: das Alte Testament sei in Wahrheit nur eine Kopie eines angeblich viel älteren babylonischen Mythos (die christliche Sicht: beides speist sich aus derselben Quelle, nur, dass die Bibel die zuverlässigere Wiedergabe ist)¹²³. Setzte sich hier der „Weltgeist“ etwa wirkmächtig im deutschen Geistesleben durch, wenn das scheinbar „Rückständige“ schlechthin, das Feindbild Nummer Eins aller Dogmenverächter, die jüdische Gesetzesüberlieferung, der „Vernunft“ platzmachen musste? Um die Jahrhundertewende herrschte in westlichen Gesellschaften zugleich eine allgegenwärtige „Dekadenz“-Kritik (meist mit ebenso antisemitischer Stoßrichtung, postmodernes Naturgenöle antizipierend), verbunden mit stark eschatologischer Stimmung, die aber nach wie vor eine erwartungsfrohe war (selbst in der katholischen Kirche gab es erste irrlichternde Stimmen, die eine „Rückkehr“ des Heiligen Geistes erbeten wollten¹²⁴). Der theologiegeschichtliche Historismus verneinte passenderweise zunehmend die Existenz eines über die Zeiten geschlossenen christlichen Lehrgebäudes¹²⁵. Die Bekenntnisse

¹¹⁹ Nur, wer den Menschen hasst, kann etwas gegen ein „anthropomorphes Gottesbild“ haben – abgesehen davon, dass Gott im Alten Testament z.B. keineswegs „launisch“ erscheint, wie antijudaistische „liberale“ Theologen meinen. Er agiert völlig „berechenbar“: Sünden Seines Volkes erregen Seinen Zorn, Wohlverhalten hingegen Liebe und Zuneigung. Auch eine zentrale Botschaft von Fatima ist, dass Gott *traurig* ist über Menschen, die Ihn nicht lieben, und dass Er durch die stärkere Liebe der Gläubigen (gerade auch der Kinder) darüber getröstet wird.

¹²⁰ Seit die aufklärerische Encyclopédie 1754 ihre Galilei-Mythen gegen die angeblich wissenschaftsfeindliche Kirche (die doch im Gegensatz zu etlichen Heidentümern, welche die Menschen in Aberglauben und primitiver Lebensweise darben ließen, die Welt dank eines liebevollen Schöpfergottes als versteh- und beherrschbar ansah und entsprechend Wissenschaften förderte, weshalb sich im Westen überhaupt der technische Fortschritt weiter entfalten konnte) verbreitet hatte, galt stets die Sorge von um Ansehen der Welt bestrebt Kirchenmännern, bloß keine „neuen Erkenntnisse“ zu verpassen.

¹²¹ Diese, jesuitisch geprägt, war insbesondere in Mainz, Köln und Eichstätt vertreten. Tragisch, dass nach 1900 ausgerechnet Köln unter dem reformfreundigen Erzbischof Anton Fischer Vorreiter für interkonfessionell-nationalselige Ideologie werden sollte. Fischer wollte auch innerkirchliche Kontroversen aus politischen Gründen tunlichst kleinreden, um die Geschlossenheit des Zentrums nicht zu gefährden – der

grassierende episkopalistische Stolz („in meinem Bistum gibt’s doch keine Probleme!“) verhinderte damals generell auf dem Kontinent die notwendige Reinigung der Kirche vom Modernismus, die Pius X noch annahmte.

¹²² Seit Fichtes Zeiten war in Deutschland das antisemitisch motivierte Geraune, jemand wie Jesus könne doch sicher nicht jüdischer Abstammung sein, in Mode, auch etwa bei Schopenhauer und Wagner. Ernst Haeckel hatte im späten 19. Jahrhundert (bevor er die historische Existenz Jesu gänzlich leugnete) über einen römischen Soldaten als Seinen „wahren Vater“ spekuliert. Etwa die renommierten Liberalprotestanten Reinhold Seeberg und Emanuel Hirsch (zeitweilig implizit auch Adolf von Harnack), aber auch der Bodensatz des „Reformkatholizismus“ wie Karl Adam und Emil Jung (der 1906 mal wieder eine „deutschkatholische“ Kirche forderte) behaupteten eine „arische“ Abstammung Jesu.

¹²³ „Bibelkritik“ heißt: was immer aus „exotischer“ Quelle stammt, sei sicher uralte und total authentisch (Quellenkritik gilt hier als unerhört), während die Bibel sich an allem Außerbiblischen messen lassen müsse und alles an ihr in Frage gestellt werden soll.

¹²⁴ Die Botschaft von Fatima kurz darauf war eine andere: statt ein goldenes Zeitalter zu erwarten solle man lieber aufhören zu sündigen; statt einen „neuen“ Geist zu erwarten lieber auf Jesus und Maria schauen.

¹²⁵ Daher kommt das modernistische Geschimpfe gegen die Altgläubigen, diese versuchten die Unmöglichkeit, das „Rad der Zeit zurückzudrehen“, als gehöre jede

gerieten überall ins Wanken, Christen machten sich auf die Suche nach dem „Wesentlichen“, Neuoffenbarer sprossen aus dem Boden, um neue „Sicherheiten“ zu geben (meist in Übereinstimmung mit dem panentheistischen Weltbild), andere Christen lehnten umso mehr feste Bekenntnisse ab und verfielen in reinen Gefühlsaberglauben, als Erweckung durch den „Heiligen Geist“ verklärt. Für die „Ökumene“ natürlich praktisch. Protestantische Gruppierungen weltweit setzten nun auf verstärkte Koordination in den Missionsgebieten, wo man sich bei der Bekehrung der „Völker“ (die idealerweise „einig“ bleiben müssten) friedlich aufzuteilen begann. Der auch die Katholiken einbeziehende Interkonfessionalismus der 1920er/30er Jahre betrieb folglich die „Ökumene“ zunächst innerhalb der eigenen „Volksgrenzen“ (das Widersprüchliche verblasst im Angesicht des geteilten Irrtums; Satans Reich ist nicht mit sich selbst entzweit, vgl. Lk 11,18 usw. – sobald Frieden unter den Gegnern der Kirche herrscht, ist klar, dass das jeweilige Gute in ihnen gewichen oder unterdrückt ist, was sie sonst gegeneinander aufbegehren lässt)¹²⁶, nach 1945 wurde mehr die „brüderliche Verbundenheit“ der „Kirchen“ aller Länder betont, allgemein war jedoch die Vorstellung: das jeweilige „Volk“ sei eine nicht zu spaltende Einheit und müsse mit einem an den „Volkscharakter“ angepassten und entsprechend abgekürzt-vereinfachten Christentum (insbesondere konfessionsspezifische Streitpunkte ignorierend) ausgestattet werden. Dann könne der „Wiederherstellung“ der (nunmehr freilich „polyedrischen“) Einheit der Christen (vor dem vermeintlichen Jubelreich) ja nichts mehr im Weg stehen – lediglich solch „starrköpfige Bekenntniskirchen“ mit universalem Anspruch, wie sie sich unlängst, was für Spielverderber, z.B. auch der NS-Volksgemeinschaft entzogen hatten. Am Anfang der geschilderten Glaubensabfallprozesse steht die irrige Vorstellung,

Lehre einer bestimmten Epoche an und sei dann „überholt“ – ein korrektes Verständnis vom Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche aber sieht denselben als Garant eines Kontinuums von Rechtgläubigkeit auch unter Irrenden, was spätere Entfaltungen keinesfalls ausschließt: die Existenz einer wahren Orthodoxie ist von der Tatsache, dass nicht alles immer und überall tatsächlich von allen geglaubt wurde, nicht berührt.

¹²⁶ 1926 berichtete der Alb-Bote begeistert, wie sich in East Lansing (Michigan) vier (!) protestantische Denominationen eine gemeinsame Kirche (bewusst die einzige im Ort) und sogar denselben Pastor teilen, „sich zu einer Volkskirche vereinigen“ (Peoples Church).

¹²⁷ Hier verstanden als das in der Kirche auf Erden verwirklichte Reich Christi, der in ihr herrscht; das

die menschliche Freiheit (die generell nur negativ erfahren wird) passe nicht zum Reich Gottes¹²⁷. Wenn aber Gott hinter allem steht, wird die Grenze zwischen „Gottgewolltem“ und „Bösem“ sinnlos, ebenso zwischen Wahrheit und Irrtum. Der Heilige Geist („sein“ Zeitalter erst bedächtig vorbereitend, ja, erst wieder „erwachend“) steht dann auch automatisch hinter allem, was gerade in der Kirche gelehrt wird (so widersprüchlich es auch sein mag), Theologie könne sich also nach Belieben ändern, neuen „Erkenntnissen“ anpassen (die Zukunft verheiße ja per se Großartig-Unfreies, denn die Gegenwart sei so anders als Christus angeblich versprochen habe), und das heißt derzeit vor allem: „kultursensibel“ werden (Hauptanliegen des volksverliebten Modernismus). Kulturen gelten als ewig, die Lehre der Kirche als veränderlich – nach alter Überzeugung ist es genau umgekehrt. Der Heilige Geist gibt dem Seinen Beistand, der die alten, apostolischen Lehren bewahren und verteidigen will – möchte jemand sie ändern (und trüge derselbe noch so weiße Gewänder), steht Er keineswegs dahinter. Das Arbeitspapier zur Synodalitätssynode 2024 formulierte nun als Ziel, der Papst solle künftig nur noch gemeinsam mit einem neuen Gremium (zu schaffen sei eine dauerhafte Synode, an der das, vom Geist scheinbar besonders begnadete, „gesamte Volk Gottes“ teilhaben soll, nicht nur Bischöfe) Entscheidungen treffen, die dabei selbstverständlich „dem Heiligen Geist gehorchen“¹²⁸. Dass sie das tun, soll man künftig nicht mehr an der Übereinstimmung mit der Tradition erkennen: der bergoglionischen Pneumatologie nach respektiert der Heilige Geist in Seinem Wirken „die Zeit und die menschlichen Unterschiede“ und gehe in „synodaler Weise“ durch die „Konfrontationen“ (Katechese bei der 31. Generalaudienz 2024). Also: epistemologisch nicht mehr kritisch prüfen und nur das Gute behalten, der „Geist der Wahrheit“ mag keine logischen Schlüsse mehr, also auch keinen rechten Glauben. Franziskus

transzendente väterliche Himmelreich ist ebensowenig „unfrei“, doch rein von Versuchung und Erkenntnistübung.

¹²⁸ Bischof Luis Marín de San Martín, Synodenfunktionär, versicherte bei einer Pressekonferenz im Oktober 2024, die laufende Synode habe „auf den Heiligen Geist gehört“, der „durch das Volk Gottes und die Zeichen der Zeit“ gesprochen habe, denn in diesen werde „der Geist Fleisch“. Diese (etwa für Karl Rahners Theologie typische) Vorstellung (im subjektiven Glauben geschehe etwas der Inkarnation Analoges) banalisiert die Menschwerdung des Logos und leugnet die Autorität des geoffenbarten Gotteswortes.

tat damit implizit zwei Jahrtausende kirchlichen Lehramts als unperfekt und bloß auf Zeiten und Kulturumstände reagierend ab, leugnend, dass Zeiten und Kulturen, im Gegenteil, vom kirchlichen Denken geprägt waren, die Herrschaft Christi

Realität ist und „Konfrontation“ nur zwischen der Wahrheit der Kirche und dem Irrtum des Heidentums besteht, was der Heiligen Geist nicht synodal löst, sondern längst doktrinär gelöst hat.

Geschlossene „Kulturen“, geschlossene „Kirchen“¹²⁹

Die „katholische“ Variante des eigentlich urprotestantischen Archäologismus (zum Ideal einer imaginierten „Urkirche“ zurückwollend, kirchliche Entwicklungen insbesondere seit dem europäischen Mittelalter verdammend) besteht in der nachkonziliaren Idealisierung des ersten christlichen Jahrtausends – zu welcher nicht der geringste Anlass besteht. Franziskus und Konsorten verklären eine Zeit, in der weltliche Herrscher Synoden einberufen und sich selbst als deren bestimmende Akteure betrachtet haben, ein jahrhundertlanges Gezeter irrelevanter Bischöfe und Wichtigtuer um unzureichende Definitionen von Glaubenssätzen, welche im römischen Einflussgebiet längst geschärft waren (man denke nur an das *Filioque*), kurz: eine absolut unbefriedigende kirchliche Situation voller Krampf und Lähmung. Die sogenannte „Orthodoxie“ war nie mehr als eine politisch beliebig instrumentalisierbare Stammesreligion, und es war ein großer Erfolg für die Kirche, als sie sich endlich von diesem unreformierbaren Ballast (später, im 19. Jahrhundert, analog zum Protestantismus im Westen, der Hauptträger des Nationalismus im Osten) befreit hat. Die ökumenistische Begeisterung für „synodale Kirchen“ aber lässt die heutigen maßgeblichen Kräfte in Rom sogar am Umbau der eigenen Kirche zu einem synodalen Gebilde arbeiten. Man darf daher daran erinnern, dass damit der biblische Missionsauftrag gleich vollständig ad acta gelegt werden kann – der Titel des Arbeitspapiers zur zweiten Sitzung der Synodalitätssynode 2024 „Wie wir eine synodale missionarische Kirche sein können“ ist blanker Hohn.

Synodal verfasste „Kirchen“ sind gebunden an starre „nationale“ Strukturen (da sie „von unten“ gedacht werden), was auch heißt: sie beschäftigen sich nur mit sich selbst, können kaum über sich hinausgehen und haben daher keine missionarische Kraft. „Orthodoxe“, Anglikaner und Lutheraner teilen allesamt diese strukturelle Unfähigkeit zur Mission. Die „orthodoxe“ (und altorientalische) Religion verbreitete sich nahezu ausschließlich innerhalb eines bestimmten politischen Territoriums (als Staatskirche) oder einer „Volksgruppe“. Das Luthertum verbreitete sich außerhalb des europäischen Staatskirchenunwesens in erster Linie in ehemaligen deutschen Kolonialgebieten (Tansania, Namibia, Papua-Neuguinea)¹³⁰ – fein säuberlich nach „Rassen“ getrennt, versteht sich. Auch der Anglikanismus verbreitete sich praktisch ausschließlich in ehemals britischem Hoheitsgebiet¹³¹. Die katholische Kirche hat sich demgegenüber in ehemals britischen Gebieten eine deutliche Sichtbarkeit erarbeitet (etwa in Nigeria – der größten Provinz der Anglikaner in Afrika, die selbst dort gegenüber den Katholiken in der Minderheit sind –, Kenia, Sambia oder Malawi sind jeweils zwischen 20-25% der Christen katholisch, wodurch man die zahlenstärkste Denomination darstellt; in Uganda sind es fast 40%, auch hier deutlich mehr als Anglikaner, die in vielen dieser Länder noch hinter diverse Freikirchen zurückfallen), ebenso in ehemals kaiserlich-deutschen: in Tansania sind über 50% der Christen katholisch, obwohl es hier nie einen katholischen Kolonialherrn gab; in Papua-Neuguinea sind es über ein Viertel (man ist damit stärkste Denomination), in Namibia immerhin 20%. Wie hoch wäre wohl der Katholikenanteil, hätte es

¹²⁹ Zuerst in leicht kürzerer Version veröffentlicht am 5. August 2024 auf <https://ingod.webnode.page>.

¹³⁰ In Äthiopien wurden lediglich dortige Christen proselytisiert. Die einzige nennenswerte Ausnahme ist die Protestantische Kirche bei den Batak in Indonesien; Missionar L. I. Nommensen war seit den 1860er Jahren freilich eher Vorreiter heutiger Anti-Mission, er wollte

eine „Volkskirche“ errichten mit möglichst vielen Sitten und Gebräuchen aus heidnischer Zeit und auch im inneren Aufbau angepasst an „traditionelle“ Machtstrukturen.

¹³¹ Mit kaum sichtbaren Ausnahmen, vor allem durch Proselytismus; in Mexiko entstand die Anglikanische Gemeinschaft als nationalistische Abspaltung von der katholischen Kirche.

die Glaubenszersetzung im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht gegeben¹³²? Seither brach auch in ehemals katholischen Ländern der Katholikenanteil dramatisch ein, zugunsten offensichtlich attraktiverer Freikirchen. Im ehemals portugiesischen Angola ist maximal die Hälfte der Bevölkerung katholisch¹³³, in Mozambique gar unter 30%; der katholischen Schwäche zum Trotz gelang es aber keiner einzigen „synodalen“ Kirche, auch nur ansatzweise diesen Einbruch auszunutzen – wenn überhaupt dümpelt man außerhalb früherer Staatskirchengebiete im 1%-Bereich herum. Profitieren konnten lediglich die (i.d.R. kongregationalistisch oder international organisierten) Freikirchen. Allein deren Mission macht die zu Bekehrenden noch mit einer fremden Kultur vertraut, der jüdischen Glaubenswelt, damit sie überhaupt das Kommen des Messias begreifen können, dessen Bezeugung dann das Neue Testament dient. Die Bibel rückt an die Stelle der Stammestraditionen, jede Grundlage für einen Sonderstatus innerhalb der einen Kirche Christi entfällt damit. Verbunden ist dies, bei vormals abgeschiedenen Populationen, immer mit einer Integration in die zivilisierte Welt (mit festen Siedlungen und Markt für die Waren des modernen Lebens), die nicht abgelehnt wird, wie in den Flausen neo-„katholischer“ Anti-Mission – eine Kirche gibt es nur unter der Voraussetzung einer Menschheit, die als solche keine Floskel bleibt. Glaubensvermittlung ist immer auch kulturstiftend,

allein schon, weil vorgefundene Kultur nur in den seltensten Fällen als Gerüst für erstere genutzt werden kann. Auch im „hochkulturellen“ Kontext stellen manche Freikirchler den Alltag insofern, wenn nötig, auf den Kopf; der Chinese John Sung etwa brach ganz bewusst mit Konventionen seiner Heimat¹³⁴, nahm keinerlei Rücksicht auf Höflichkeits- und andere Formen, trat auch nicht in Kleidung eines „Gelehrten“ auf, sondern in solcher, die für ihn (der in den USA studiert hatte) natürlich war¹³⁵. Emotional sprach er von der Sünde, die jedem bewusst werden sollte, war das Gegenteil des konfuzianischen Ideals (kühl, immer beherrscht). So wurde seine Botschaft gehört.

Die Apostel waren zwar größtenteils innerhalb ihres kulturellen (jüdischen) „Kontextes“ geblieben, doch beweist die Missionsgeschichte, dass ihre Botschaft potenziell allen Menschen weltweit verständlich gemacht werden konnte. Der Kontext des antiken Gottesvolkes ist der universale Kontext des erlösungsbedürftigen, gefallen Menschen. Es war nicht ein Volk unter vielen, sondern jenes, in das alle Menschen eintreten sollten und insofern auch konnten. Gott gibt jedem die Gnade, „jüdisch denken“ zu können (auf den Messias hin zentriert). Es ist millionenfach widerlegt, dass der alte (nicht auf Synoden „verhandelbare“) Glaube für Menschen „anderer Kulturen“ unverständlich bleiben müsse, diese Behauptung ist eine rassistische Beleidigung aller außereuropäischen Christen vor dem Zweiten Vatikanum¹³⁶.

¹³² Und: welche ungleich bessere Qualität hätte der Glaube wohl vor Ort? Kurz vor dem Papstbesuch 2024 erschütterten wieder einmal grausame Stammeskriege „katholische“ Gebiete in Papua-Neuguinea, Gewalt und Aberglaube (tief in der „traditionellen Kultur“, wie sie Franziskus so sehr liebte, verankert, wozu auch Hexenverfolgungen gehören) prägen das Leben der dortigen Menschen, die überhaupt erst kurz vor dem Konzil erstmals Kontakt zur Außenwelt bekamen. Seither hat sich, aus falschem Respekt vor der „Kultur“, offensichtlich wenig in den Herzen bewegt.

¹³³ Über den Katholikenanteil zur Zeit der Unabhängigkeit (das Landesinnere wurde z.T. erst im 20. Jahrhundert missionarisch erschlossen) variieren die Schätzungen, deutlich über die Hälfte der Gesamtbevölkerung aber war christianisiert, zum größten Teil katholisch. Heute sind mindestens 90% Christen, und Nichtkatholiken liegen mit Katholiken fast gleichauf.

¹³⁴ Etwa die paulinische Aufforderung an die Korintherinnen, in der Kirche ihr Haupt zu bedecken, ist gerade nicht Beispiel für „Inkulturation“, im Gegenteil. Der Schleier ist alttestamentarisch (siehe Rebekka u.a. biblische Frauen), während er zu apostolischer Zeit in der heidnisch-römischen Kultur längst aus der Mode war. Man denke auch an die vielbelegten Bärte der

frühen Christen, angelehnt an Lev 19,27, ohne Rücksicht darauf, dafür von heidnischen Römern im Wortsinn als „Barbaren“ abgestempelt zu werden. Notwendige Nichtanpassung an den „kulturellen Kontext“ geschieht auch allein schon durch die Heilighaltung des Sonntags in einem nichtchristlichen Umfeld und vieles mehr.

¹³⁵ Für „Ausländer“ mag die Anpassung an Landessitten, um kein Ärgernis darzustellen, gebotener sein, wie es etwa die Jesuiten in Japan praktizierten – doch nur, was reine Äußerlichkeiten angeht (in den knapp 100 Jahren der Japanmission, bis zum Märtyrertod des letzten Priesters 1644, wurden mehrere hunderttausend Seelen gerettet; als rund 200 Jahre später das Christentum wieder legalisiert wurde, gab es immernoch einige tausend Katholiken in Japan, privat das Rosenkranzgebet pflegend, welche die priesterlose Zeit dank der reinen, unvermischten Lehre und Praxis überstanden hatten); in China hingegen wurde vor lauter Unterwerfungsgeist eine synkretistische Neureligion kreiert.

¹³⁶ Anfang Mai 2023 kritisierte Erzbischof Fortunatus Nwachukwu aus Nigeria, verantwortlich für die päpstlichen Missionswerke, das weltweite Schlechtreden der früheren Missionen: als Afrikaner fühle er sich dadurch verletzt, denn die europäischen

Die wunderliche Liebe zu außerchristlichen „Kulturen“ ist letztlich Grundlage des progressiven Synodalismus (die Amazonas-Synode lieferte bereits einen bizarren Vorgeschmack darauf, wie sich in diesen Kreisen „Inkulturation“ vorgestellt wird). Christliche Mission aber geht hinaus und ruft zusammen, ruft *heraus*; die Einigelei sämtlicher „synodalen“ Gemeinschaften ist eines der offensichtlichsten Zeichen dafür, dass sie mit der Kirche Christi nichts zu tun haben können, sich, herrschafts- und volksvergottend, ausschließlich mit selbstbezogenen Nichtigkeiten beschäftigend. So soll die katholische Kirche nach dem Willen

ihrer „Hirten“ also enden. Hoffnung machte dagegen der Afrikanische Liturgische Kongress in Dakar im Dezember 2023 (aus traurigem Anlass des 60jährigen Jubiläums von *Sacrosanctum Concilium*, die „Volkssprache“ in der Messe einführend): Kardinal Sarah führte aus, die „kulturellen Elemente“ würden seit dem Konzil zu sehr betont, die Anpassung an lokale Bräuche verzerre das „Ostergeheimnis“¹³⁷. Man kann es noch weiter fassen: *jegliche* Anpassung an weltliche Strukturen und Ideen führt zur Zerstreuung des Gottesvolks. Was wird dessen Herr wohl davon halten?

Missionare haben schließlich Christus und die Kirche nach Afrika gebracht. Mehr noch: die Kirche in Europa „wäre gut beraten, sich an das Zeugnis ihrer ersten Missionare zu erinnern, die meiner afrikanischen Heimat das Geschenk des Glaubens gebracht haben“. Als Mittel der Evangelisation nannte er das Wecken der Liebe zum Herrn, das Hören auf Sein Wort, die Ehrfurcht vor den Sakramenten. Afrika solle den Europäern heute einen lebendigen und treuen Glauben zurückgeben. Auch 2025 nannte er die Missionare

„Helden des Glaubens“ und das „beste Exportprodukt des Westens“.

¹³⁷ Zu diesem Anlass (viele afrikanische Volksgruppen zusammenführend) erklangen auch wieder lateinische Gesänge zur Orgelmusik – das Verbindende ist eben die Tradition der gesamten Kirche. An Mariä Himmelfahrt 2024 gab es eine eigene Stellungnahme der nigerianischen Bischöfe gegen liturgische Missbräuche und die Übernahme lokaler Bräuche als „Inkulturation“.

Im Weltgewirr

Beruflich mit Literatursammlungen zu tun zu haben ist eine schöne Sache, aus verschiedenen Gründen – einer davon ist, dass man dabei immer wieder auch (sich als irgendwo faszinierend herausstellende) Machwerke in die Hand bekommt, die man freiwillig nichtmal mit der Beißzange angefasst hätte. Schrifttum der Frühachtziger-„Umweltbewegung“ etwa. Von Leuten, die meinten, es gäbe zu viele Menschen, zumindest zu viele behinderte oder sonstwie ohne Gegenleistung „durchzufütternde“. Die mit den Dr. Haverbecks gegen den bösen Ami demonstrierten und ihren Mitmenschen ein Zurück zum Wurzelfressen auf der eigenen Scholle diktieren wollten. Brauner Unrat eben, der belegt, dass Bircherpampe und altindisches Schamanenkraut eine für die Gehirnzellen hochgradig tödliche Mischung ergeben. Aber eben auch für den einen oder anderen Lacher gut sind, denn diese Radikalverächter der westlichen Zivilisation trieben die irre Romantisierung des „Edlen Wilden“ derart auf die Spitze, dass die herausgekommene papiergewordene Realsatire locker noch jeden Baumtod rechtfertigt. Lehrreich ist die Lektüre obendrein, denn es wird offenbar, wie erschreckend irrational der ideologische Hintergrund naturvergötzender, damit den konkreten Menschen geringschätzender Organisationen wie Greenpeace (die gerade erst 2023/24 ein Anbauverbot für „Goldenen Reis“ auf den Philippinen „erkämpft“ haben, wegen der bösen „unnatürlichen“ Gentechnik, für die mutmaßlich eine Vielzahl vom Hunger bedrohter Menschen sehr dankbar gewesen wäre) schon von Anfang an war.

In der von Monika Griefahn (später im Beirat der Giordano-Bruno-Stiftung!¹³⁹) 1983 herausgegebenen Schrift „Greenpeace. Wir kämpfen für eine Umwelt, in der wir leben können“ wird ganz offen beschrieben, wie die Motivation der Mitglieder der „ersten Stunde“ auf rein esoterischen Überzeugungen beruhte. Sie sahen sich im „Einklang“ mit „etwas, das größer war als

wir selbst“, gleichsam ausführendes Organ einer vergöttlichten Natur, die „sich“ vor dem bösen Feinde rettet. Der „Großteil“ ihrer Begeisterung sei von einer angeblich „jahrhundertealten indianischen Prophezeiung der Cree-Indianer“ hergekommen, wonach der gierige „weiße Mann“ mit seiner blöden „Technologie“ die ganze Erde überzogen und damit an allen möglichen Vergiftungen leiden lassen wird, dann aber „die indianischen Völker ihren verlorenen Geist wiederfinden und die anderen Völker daran teilhaben lassen. Die Völker werden sich aufmachen, um die Empfindung für das Heilige zu erneuern“, womit die „naturbelassene“ Umwelt gemeint ist. Bestätigung erhielten die Aktivisten (die, um den „gesamten Kreislauf des Lebens“ zu schützen, alle möglichen „Arten“ vom „Aussterben“ bewahren wollten) durch ihr Gefühl, auf mystische, übernatürliche Weise Unterstützung zu erhalten¹⁴⁰; so sei „wie nach Plan“ jedesmal, wenn z.B. ein bestimmter Experte für Aktionen gebraucht wurde, gleichsam aus heiterem Himmel exakt der benötigte Handwerkskundige zum nächsten Treffen zu der Gruppe gestoßen. Die angebliche Prophezeiung, die in den 1970er Jahren in Ökoreisen herumgeisterte, ist natürlich deren Eigenkreation. Ursprung mag die 1887 dem Häuptling Seattle von einem Henry A. Smith in den Mund gelegte Rede sein, laut welcher nach dem physischen Verschwinden des „roten Mannes“ eine Armee wiedergekehrter Ahnen das Land wieder einnehmen würde. Diese Rede wurde in den 1970er Jahren nochmals für einen Dokumentarfilm vollkommen neugefasst, und eine entsprechende Version auch in Griefahns „Greenpeace“-Buch abgedruckt. Es handelt sich um unerträglich pathostriefendes Geschwurbel, und dass dahinter nur bleichgesichtige Zivilisationsverächter auf der wohlstandsgelangweilten Suche nach dem „edlen Wilden“ stecken können, sollte ein einigermaßen

¹³⁸ Zuerst in kürzerer Fassung veröffentlicht am 25.01.2025 auf <https://ingod.webnode.page>.

¹³⁹ Jene kämpft entgegen landläufiger Meinung offenkundig nicht für „rationalen“ Atheismus, sondern gegen das alte deutsche Feindbild „personaler Gott“ (bzw. „jüdischer Dualismus“).

¹⁴⁰ Die Greenpeace betonen in ihrer Publikation, dass „zahlreiche Naturmystiker, Schamanen, indianische Revolutionäre, buddhistische Mönche und ein

abtrünniger Brahmane aus Indien“ sich ihnen anschlossen und freuten sich, dass das „Oberhaupt der ältesten Richtung des tibetanischen Buddhismus“ ihnen bestätigte, sie stünden „im Einklang mit dem Willen Buddhas“, sowie dass ihnen ein „weißhaariger Mystiker“ aus einer alten Holzhütte in Vancouver versprach, „das Wetter zu beeinflussen“, damit sie auf See nicht behindert werden.

Gebildeter eigentlich sofort am ganzen Duktus erkennen. Unter viel pseudoeedlem Bescheidenheitsgetue schildert der „Häuptling“ (in Wahrheit der umweltbewegte weiße Autor Ted Perry), wie toll naturverbunden sein „Volk“ doch sei, während „der weiße Mann“ (soll in jenen Kreisen – AUD und Co. lassen grüßen – heißen: der „jüdisch entartete“...) gleichsam als finsterer Satan erscheint. Mit blumigsten Worten, wie sie vermutlich selbst deutschen Romantikern zu peinlich gewesen wären, wird ein „Volk“ konstruiert, dem noch „jede glitzernde Tannennadel, jeder sandige Strand, jeder Nebel in den dunklen Wäldern“ heilig sei, die „duftenden Blumen sind unsere Schwestern, die Rehe, das Pferd, der große Adler – sie sind unsere Brüder“, ebenso wie die Flüsse, die dazu noch gleichzeitig das „Blut unserer Vorfahren“ seien. Dieses völkische Blut-und-Boden-Gelalle wird mit der Betonung unüberwindbarer Verschiedenheit untermauert: „wir sind verschiedene Rassen“, „unsere Kinder spielen nicht zusammen“, „euer Gott ist nicht unser Gott“. Der böse weiße Mann habe die Erde nicht zum Bruder, sondern sei ihr Feind, verwüste sie, und auch die Gräber seiner Väter seien ihm egal, ebenso das Land seiner Geburt (Subtext: ihr gehört doch eigentlich alle nach Europa). Darum sei er belehrt: „alle Dinge sind miteinander verbunden“, „die Erde ist unsere Mutter“, „die Erde gehört nicht den Menschen – der Mensch gehört zur Erde“. Das ist europäische, lebensreformerische Esoterik auf der Grundlage deutschidealistischer „Naturphilosophie“. Wer meint, den Willen der guten „Erdenmutter“ durchblickt haben, setzt einfach möglichst viel Widerspruch dem Himmelsvater (und Seinem Wort) entgegen. Was Häuptling Seattle bei seiner Rede 1854 tatsächlich gesagt hat, ist nicht überliefert, maximal wird davon ausgegangen, dass die Betonung von Ahnenverehrung und Totenkult

¹⁴¹ Der Begriff ist i.Ü. nicht ehrenrührig; das völkische Gejammer über „Fremdbezeichnungen“ für „Völker“ ist als rassistisch abzulehnen – als würden „Völker“ tatsächlich existieren und „sich“ Eigennamen geben können! Eine Fremdbezeichnung wird der Realität gerecht, dass der Andere sich von mir unterscheidet – eine angebliche „Eigenbezeichnung“ negiert dies, denn sie vereinnahmt den anderen (zum Teil von „meinem Volk“ erklärt), spricht ihm Individualität ab, ist *auch* notwendig „Fremdbezeichnung“, aber ohne respektvollen Abstand zu halten. Mit Fremdzuschreibungen muss jeder leben – obwohl ich mir verbitte, mit irgendetwas „Deutschem“ in

(welche einen Verkauf von Land zu fremder, profaner Nutzung problematisch mache) authentisch ist. Die Perry-Version schlug bei denen wie eine Bombe ein, die auch vom Auftritt der als Indianerin¹⁴¹ verkleideten Mexikanerin Marie Cruz („Sacheen Littlefeather“) bei der Oscar-Verleihung 1973 ganz gerührt waren. Im selben Jahr erschien auch das Buch „God is red“ des Aktivisten Vine Deloria jr, in deutscher Übersetzung später vom Trikont-Verlag¹⁴² herausgegeben. In diesem Buch hat jede „Ethnie“ ihren eigenen Raum, und der sei heilig; „der Indianer“ sei Hüter der „Mutter Erde“, das Christentum (von heiligen Erden nichts haltend) erscheint als Gegner. Was man eben hierzulande im guten Bürgertum schon knapp hundert Jahre vorher so „wusste“. Deloria stammt aus einer durch und durch in westlicher Bildung verwurzelten Familie, Großvater Philipp Joseph war bereits „Bischof“ der Episkopalkirche, Tante Ella besuchte sowohl Oberlin College wie Columbia University und wurde als Anthropologin enge Mitarbeiterin des Kulturrelativisten Franz Boas (auch mit Margaret Mead arbeitete sie zusammen). Deloria selbst studierte protestantische Theologie. In den 1960er Jahren kam er offensichtlich vom Glauben ab, wurde Advokat eines indianischen „Volksglaubens“. 1970 erschien sein Buch „We talk, you listen“ (deutsch 1973 im Trikont Verlag: „Nur Stämme werden überleben. Indianische Vorschläge für eine Radikalkur des wildgewordenen Westens“), die Retribalisierung der Menschheit herbeiredend. Die Idee einer „Mutter Erde“ ist erwiesenermaßen kein überliefertes Motiv indianischer Religionen, doch Leute wie Deloria machen sich, „westliche“ Wissenschaft grundsätzlich ablehnend, die Welt ohnehin, wie sie ihnen gefällt; so bestritt er auch vehement eine Besiedlung Amerikas über die Beringstraße, die „Indianer“ seien mit den Weißen sicher ganz und gar nicht verwandt (Polyphylismus,

Verbindung gebracht zu werden, muss ich auch akzeptieren, dass andere mich als „Deutschen“ bezeichnen (was wesentlich ehrenrühriger ist als „Indianer“...).

¹⁴² In dessen Programm fand man Ende der 1970er neben Anti-Atomkraft-Romantik Walter Mossmanns auch Tonträger aller möglichen „Regionalisten“ und „Linksnationalisten“, die etwa Unabhängigkeit für das Elsass wünschten (oder gleich ein vereinigtes „alemannisches“ Stammesgebiet), die Bretagne, und natürlich Palästina; daneben Liedgut des Spanischen Bürgerkriegs (der katholikenmordenden Seite, versteht sich).

die Mainstreammeinung von antichristlichen Anthropologen des 19. Jahrhunderts); als „Young Earther“¹⁴³ war er in den 1970er Jahren direkt beeinflusst von „Chronologiekritiker“ Immanuel Velikovsky (der auch Mythologien als Korrektiv zur etablierten Erdgeschichte herangezogen sehen wollte). Mit der Bürgerrechtsbewegung fremdelte Deloria logischerweise, war er doch gerade für weitgehende Trennung der „Rassen“: wieder raus aus der Gesellschaft, in welche so viele Schwarze gerade hineinwollten. Dies ist eben nur damit zu erklären, dass Leute wie er gleichsam zu „weiß“ geworden sind, den Bodensatz an Blödheiten, welche sich in die europäische Geistesgeschichte hineingefressen haben, aufgenommen haben. Häufig übernahmen in den letzten Jahrzehnten Nachfahren historischer „Indianer“¹⁴⁴ die Ideen weißer Ökoromantiker und halten sie inzwischen für eigene „traditionelle Weisheit“ – ein dem esoterisch vermittelten Buddhismus zugeneigter Anthropologe namens Fred Roland wird etwa in Kanada von Angehörigen der „Cowichan First Nation“ als „Bewahrer des traditionellen Wissens“ verehrt, obwohl er z.B. aus der angeblichen Seattle-Rede zitiert.

„Indigene Identität“ ist ein substanzloses Konstrukt, die Suche nach ihr sinnlos. Das, was heute als solche „Identität“ verkauft wird, hat seine Grundlage in europäischem Geistesmüll, der ideengeschichtlich Wurzel nationalsozialistischen

Barbarentums war und sich daher als Inspirationsquelle verbieten sollte.

Ende September 2023 wurde in Deutschland die völkische Sekte „Artgemeinschaft“ verboten, eine seit über 70 Jahren agierende extrem antisemitische und antichristliche Vereinigung. In der Verbotsbegründung heißt es u.a., ihr zentrales Ziel sei die Erhaltung und Förderung der eigenen „Art“ gewesen, dafür würde zu entsprechender Gattenwahl aufgefordert, das gegen die Menschenwürde verstoßende Weltbild sei auch, wenig überraschend, an die Kinder weitergegeben worden. Es handelte sich nun bei der „Artgemeinschaft“ um Personen, die sich als *germanische* „Indigene“ betrachten und insbesondere das Christentum bekämpfen, weil es einen fremden, jüdischen Glauben über das Land gebracht habe, die Menschen daher ihrer „Art“ entfremdet. Die Ideologie ist insofern weitgehend identisch mit derjenigen von Leuten außerhalb Europas, die sich ebenfalls als „Indigene“ ansehen und dem Christentum haargenau denselben Vorwurf machen und auf ähnliche Weise reagieren, nämlich mit Abschottung, scheinbarer Desintegration aus der westlichen Gesellschaft, „Rückkehr“ zu vermeintlich „authentischem“ Volksglauben und Ausschluss alles „Fremden“. Während nun im Falle der „germanischen“ Neuheidenskasper ganz richtig erkannt wird, wie solche Abschottung gegen die Zivilisation der Menschenwürde widerspricht, dürfte es in den

¹⁴³ Eindeutig rassistisch ist es, wissenschaftlich allgemein diskreditierte Vorstellungen (für welche ein Christ als Diskurspartner erledigt wäre) bei „Indigenen“ einfach kritiklos durchzuwinken – als seien diese von Natur aus „halt nicht so helle“. In den 1970ern wurde von internationalen Organisationen ein, dem entgegenkommendes, neues, kulturellrelativistisches Wissenschaftsverständnis propagiert. Die Monrovia-Erklärung 1979, von afrikanischen Staatsoberhäuptern unterzeichnet, meinte, wissenschaftliche Erkenntnis müsse mit jeweiligen kulturellen Werten im Einklang stehen, ja die „Kultur“ (nicht etwa die materielle Wirklichkeit) müsse sogar ihre „Quelle“ sein; verteuelt wurde auch jeglicher grenzüberschreitende Technologie-Transfer, jedes Volk müsse sich alles „endogen“ selbst erarbeiten. Wissenschaft könne weder objektiv noch universal sein, außer in der „Erkenntnis“, dass sie abhängig sei von der jeweiligen Kultur, in der sie entsteht. Der jahrelange stellvertretende UNESCO-Generalsekretär, der Marokkaner Mahdi Elmandjra, u.a. Mitverfasser des Club-of-Rome-Berichts „Das menschliche Dilemma“, jammerte im Sammelband „Der Weg ins 21. Jahrhundert“ (1983, S.147ff)

ausgiebig über die materialistische westliche Zivilisation und dass in den USA und bei den sie „blind nachahmenden“ Eliten in der „Dritten Welt“ die Kultur so wenig wertgeschätzt, ja die „Wurzeln ihrer Kulturen“ so schmählich verleugnet würden; doch zum Glück habe sich inzwischen ja die „Erkenntnis“ durchgesetzt, wie wichtig „kulturelle Identität“ sei.

¹⁴⁴ Tuvia Tenenbom schreibt richtig, das Einzige, was heutige „Indianer“ (vollständig assimiliert und genealogisch ohnehin größtenteils „weiß“) von der US-Restgesellschaft unterscheidet, ist der Umgang der „Weißen“ mit ihnen (voller Ehrfurcht und Schuldgefühl – „Indianer“ sein ist „nicht Kultur, sondern Geschäft“). Vor 1924, als alle indianischstämmigen Einwohner in den USA per Gesetz die US-Staatsbürgerschaft bekamen, hatten diese rund die Hälfte von ihnen ohnehin schon vorher; teilweise hatten sie im Ersten Weltkrieg gekämpft – es gibt keinen Grund, in ihnen etwas anderes zu sehen als einfach normale Bürger der USA. Wer sich heute mit irgendeinem „Stamm“ identifiziert (meist nichtmal einer anderen Sprache als des Englischen mächtig), ist immer beeinflusst vom durch und durch europäischen Konzept der „Nation“.

„nichtweißen“ Fällen leider noch eine Weile dauern – obwohl dort die Retribalisierung ganz konkrete Menschenrechtsverletzungen geriert. In Asien wollen diverse Staaten, sich als „community“-Verwalter begreifend, Andersgläubigkeit innerhalb ihrer „Ethnie“ gänzlich eliminieren, etwa in den mehrheitlich buddhistischen Ländern Myanmar (wo ein Gesetz zum „Schutz von Rasse und Religion“ gilt, welches Konversionen extrem erschwert) und Bhutan (wo Glaubenswechsel und Mission streng verboten sind). Nicht zu vergessen: Indien. Die dort regierende hindunationalistische Partei geht auf die faschistische und von Nazideutschland inspirierte RSS-Bewegung zurück, die im Gegensatz zu Gandhi¹⁴⁵ ausdrücklich das „Indertum“ mit praktiziertem Hinduismus gleichsetzte; zu den bösen „Fremdherrschern“ zählte sie demzufolge nicht nur Briten, sondern auch das muslimische Mogulreich. Die armen indischen Opfer müssten sich gegen alles Fremde erheben, Kultur und Rasse reinhalten. Heute terrorisieren insbesondere in den nördlichen Bundesstaaten bereits wieder SA-ähnliche, regierungsnahe „Bürgerwehren“ alles, was ihnen nicht hinduistisch genug ist (neben Angehörigen der „Dalits“). In den letzten Jahren wurden in

mehreren dieser Bundesstaaten neue Anti-Konversionsgesetze eingeführt, vielfach haben Clan-Gerichte das Sagen, die den Übertritt zum Christentum als enteignungswürdige Straftat werten. Gerade bei autonom agierenden Stammesgesellschaften ist der Hindunationalismus seit den 1990er Jahren extrem verbreitet, christliche Konvertiten können als vogelfrei gelten. Träger des „Rechts“ ist hier der Stamm, die „Art“, die „Rasse“ – die Individuen hingegen sollen anscheinend keine Rechtssubjekte sein, weder für ihre Taten verantwortlich (Pogrome werden in Indien in schöner Regelmäßigkeit mit dem doch wohl gerechtfertigten spontanen Volksempfinden schöngeredet) noch sich frei für andere Wege entscheiden könnend.

Das ist die Ordnung, welche von Ökoesoterikern seit jeher für erstrebenswert gehalten wird. Unhinterfragte „alte Weisheit“ und harmonisch-wehrhafte Volksgemeinschaft, ohne „naturfeindlich“-jüdische Flausen. Man muss den Tag wirklich herbeisehnen, an dem solcherlei projektive Widerwärtigkeiten tatsächlich nur noch in vergilbten Literaturnachlässen zu finden sind.

Antimperialistische Rhetorik in der NS-Propaganda¹⁴⁶

Antimperialismus wird gemeinhin als ein „linkes“ Phänomen angesehen, doch hat das, was heute unter diesem Begriff verstanden wird, nicht mehr allzu viel mit jener Kritik der weltweiten Ausdehnung des Prinzips repressiver Staatlichkeit und der kapitalistischen Wirtschaftsweise zu tun, wie sie etwa bei Rosa Luxemburg oder diversen Anarchisten formuliert wurde und welcher universalistische Moral zugrunde lag. Kritik an Staat und Kapital zeichnete die Linke aus, insofern gab es tatsächlich eine genuin linke Imperialismuskritik. Damit aber, und ebenso mit

dem Verständnis der Linken als globaler Bewegung der Emanzipation von gesellschaftlicher Herrschaft, ist es in der Postmoderne vorbei. Der heutige, kulturellrelativistische Antimperialismus ist hingegen eine völkische Position, basierend auf dem Kult um „unterdrückte Nationen“ (statt auf der Solidarität mit realen Individuen), also dem Aberglauben an die „Nation“ und ihre „urtümliche“ Kultur, Organisationsform und ihren „authentischen“ Kollektivgeist. Der Leninismus suchte einst den Schulterchluss mit derartig (zuvor als reaktionär angesehenen) Positionierten, die

¹⁴⁵ Dem es mehr um das „*einfache Bauernleben*“ ging, welches das indische Volk wieder erlernen solle, nachdem es sich von britischem Ballast wie „*Eisenbahn, Telegraph, Krankenhäusern, Advokaten, Doktoren*“ und anderem Zivilisationskram „befreit“ habe. Unter seiner Kongresspartei wurden in den 1950er Jahren auch Reserven für „Indigene“ eingerichtet, die bis heute von keinen Fremden zu betreten sind, die Menschen sind von jeder Zivilisation abzuschotten – wenn dann z.B. auf North Sentinel Island mal wieder

zufällig Gestrandete oder „illegale“ Missionare brutal ermordet werden (zuletzt John Allen Chau 2018), ist dies stets ein Beweis dafür, dass Zivilisationsferne auch nicht gerade zum besseren Menschen macht.

¹⁴⁶ Zuerst leicht abgewandelt erschienen am 31.10.2023 auf www.ingod.webnode.page, am 08.04.2024 auf https://www.kritiknetz.de/images/stories/texte/Donnhauer_Antimperialistische_Rhetorik_in_der_NS_Propaganda.pdf.

jedoch die Reinform ihrer politischen Ideale in ganz anderen Gefilden finden konnten.

Der „wissenschaftliche“ Rassismus in Deutschland machte dem Kolonialismus schon lange dessen sichtbarstes Ergebnis zum Vorwurf: die Vermischung der „Rassen“. Die „Koryphäe“ auf diesem Gebiet war der Direktor des Anatomischen Instituts Freiburg (wo eine riesige „Rasseschädel“-Sammlung angelegt war), Eugen Fischer. 1921 Mitherausgeber des Standardwerks zur „Rassenhygiene“¹⁴⁷, galt er in den 1920er Jahren als Deutschlands führender Anthropologe. Zur Kolonialzeit (1913) hatte er mit seiner Schrift über die „Rehobother Bastarde“ („Mischlinge“ in Südwestafrika aus Verbindungen von Weißen mit Schwarzen) die Anthropologie rassenbiologisch „revolutioniert“. Sein Fazit: Rassenmischung sei schlecht, es kämen minderwertige Menschen dabei heraus¹⁴⁸. Auch sein Nachfolger in Freiburg, Johann Schaeuble, machte entsprechende „Forschungen“, so verschlug es ihn 1934 nach Chile, wo er von den von der Zivilisation abgeschiedenen „reinen Wilden“ ganz fasziniert war, den Mestizen hingegen attestierte, wegen der „*Neukombination*“ von „*seelisch nicht zueinander passenden Erbanlagen*“ lebten sie in einem ständigen Daseinskonflikt, mit „*zwei Seelen in der Brust*“, „*disharmonischem Charakter*“¹⁴⁹. Der „*Mischling*“ sei unfähig, eine „*eigene Kultur*“ aufzubauen – was für den Nationalisten das höchste der Gefühle ist (dass jemand einfach kein Interesse haben könnte, ein „eigenes Volk“ zu sein, kommt ihm nicht in den Sinn). Der NS-Staat, mit einem gegen das „Weltjudentum“ gerichteten Befreiungsnationalismus als Grundlage, war folgerichtig scharf gegen den Kolonialismus alten Stils ausgerichtet und propagierte die „natürliche“ räumliche Ausdehnung der (rein zu haltenden) Völker. Damalige Zeitungen und deren antiimperialistische Rhetorik legen eine maximale Zustimmung zu dieser Perspektive nahe. Tageszeitungen waren in der NS-Zeit das sicher meistgelesene Propagandawerkzeug und sind daher eine vorzügliche Quelle, um die ideologischen Fundamente der Zeit zu ergründen. Die Zeitungen

waren den Parteigenossen einerseits ein Mittel, die Leserschaft auf Linie zu bringen, andererseits wirtschaftlich darauf bedacht, den ohnehin bereits vorhandenen Stimmungen in der Bevölkerung gerecht zu werden, weshalb sie eine große Schnittmenge aus Partei- und Leserstandpunkten aufweisen, die grob der gemeinsamen ideologischen Basis der sich aktiv in den Nationalsozialismus begeben habenden deutschen Gesellschaft entsprechen dürfte.

Die südbadische Lokalzeitung „Alb-Bote“ (in Waldshut am Hochrhein ansässig) sei hier als Fallbeispiel näher betrachtet. Sie besteht seit 1850 und war im 19./frühen 20. Jahrhundert bekannt für ihre radikale nationalliberale Haltung (die von einem geradezu wahnhaften, militanten Antikatholizismus begleitet war); 1933 wurde sie unter dem neuen Schriftleiter Konrad Glas zum lupenreinen NS-Propagandablatt, was sich unter dem besonders antisemitischen Eduard Schreiber (nach dem Krieg zeitweilig Südkurier-Redakteur) noch verschlimmerte¹⁵⁰. Eines ihrer Lieblingsthemen war damals der Kampf gegen den britischen Imperialismus.

Die pseudoanthropologisch begründete Indienbegeisterung der stolzen deutschen „Arier“ ist hinlänglich bekannt, dass die Propagandapresse vor 1941 sogar die Prawda zustimmend zitierte, um die „*entsetzlichen Zustände*“, in welche „*das brutale britische Kolonialsystem die indische Bevölkerung gestürzt hat*“ (durch Hungerlöhne, Schulden und Arbeitslosigkeit), vielleicht weniger. Unter dem Titel „*Die indische Rebellion marschiert*“ und „*Indien will frei sein*“ heißt es am 22. November 1939, „*diese furchtbare Not, die der englische Zwingherr über das 350 Millionen-Volk brachte, wendet sich nun gegen den Urheber. Die Kräfte, in denen der Widerstandswille gegen Englands Gewaltherrschaft erwacht ist, werden immer lebendiger und tatkräftiger in ihrem Kampf gegen die Unterdrücker*“. Sowohl der passive Widerstand wie die offenen Unruhen der „*indischen Nationalisten*“ werden gelobt, gar die Massenstreiks gegen „*Englands Versuch, Indiens Männer zum zweitenmal auf die europäischen*

¹⁴⁷ Im Vorjahr hatte der Freiburger Kollege in der Psychiatrie Alfred Hoche bereits mit seiner berüchtigten Schrift über die Vernichtung „unwerten“ Lebens auf sich aufmerksam gemacht.

¹⁴⁸ Diese Auffassung vertrat Fischer fanatisch. 1937 sollte er aktiv bei der Sterilisierung der „Rheinland-Bastarde“ (aus Verbindungen deutscher Frauen mit

dunkelhäutigen französischen Besatzungssoldaten), die nichtmal durch NS-Recht gedeckt war, mitwirken.

¹⁴⁹ Mattias Maier: Johann Schaeuble (1904-1968). Dozent für Erb- und Rassenbiologie an der Universität Freiburg, Ubstadt-Weiher 2021.

¹⁵⁰ Vgl. auch Silvia Carmen Baumgartner: Die ausgeklammerten Jahre, 2020.

Schlachtfelder zu treiben“. Auf „Englands Schuldkonto“ gehe die blutige Niederschlagung, zugleich „verstand es der britische Ausbeuter, [...] von sich abzulenken, indem er den religiösen Fanatismus der Mohammedaner und Hindus zu Hilfe nahm, um die beiden Parteien gegeneinander aufzuhetzen“; er würde bewusst die Gegensätze „zwischen den verschiedenen Kasten, Rassen [!] und Religionen als Mittel seiner imperialistischen Politik“ benutzen. Der Völker als nicht durch Religion zu spaltende Kulturentitäten auffassende Gandhi¹⁵¹ hingegen wird äußerst positiv beurteilt. Am 2. Dezember 1939 wird er gar als „heiliger Führer der indischen Massen“ bezeichnet, der den „britischen Imperialismus“ aus Indien vertreiben will. Die britischen „Unterdrücker“ hätten „den Kriegseintritt Indiens gegen den ausdrücklichen Willen des indischen Volkes verordnet, so wie man Kolonialvölker, so wie man von jeher Sklaven gezwungen hat, im Dienste ihrer Herren zu bluten und zu bezahlen“. Königin Victoria habe einst den „indischen Untertanen, welchem Glauben und welcher Religion sie auch angehören möchten“ in Aussicht gestellt, sie „zur Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten hinzuzuziehen und die öffentliche Meinung Indiens zu berücksichtigen“, was nie wirklich geschehen sei, nur ein paar „machtlose Vertreter“ habe das Volk bekommen. Wünsche nach Selbstverwaltung und Autonomie blieben unerhört, von Lord Curzon stamme ein „phantastisch-arroganter Ausspruch“, nämlich dass „das britische Reich die großartigste Waffe im Dienste des Guten sei, die es je gegeben habe“. Im Ersten Weltkrieg wurden dann Hunderttausende Inder „fern der Heimat zu Kriegsdiensten für England“ gezwungen, hinzu kamen ungerechte Kriegskontributionen „zum Besten Britanniens“. Die Montagu-Erklärung von 1917 sei dann ein

jüdischer Betrug gewesen: „es war ein tiefer Sturz von den hohen Hoffnungen von 1917, als der Jude Montagu im Namen Englands Versprechen abgab, bis in die Niederungen der Jahre, als der Jude Isaacs als Vizekönig sie im Namen Englands brach“. Die „indischen Nationalisten“ seien „wie Hunde gejagt“ worden. Die „englische Weltherrschaft“, diese „Schande für die Zivilisation“ aber trage die Schuld an Armut, Elend, gar „Krankheit“. „Tag für Tag sterben Tausende von jungen Hindus und Hindufrauen, von der Not erschöpft, von Krankheiten zerfressen“; „Millionen von Flüchen steigen täglich auf gegen die erbarmungslosen Unterdrücker fremder Völker in der ganzen Welt, die in der Londoner City sitzen und sich an dem Elend mästen“. Ethnokratie, das vermeintliche Allheilmittel (als gäbe es innerhalb einer „Stammesgesellschaft“ weniger Unterdrückung) müsse überall „Fremdherrschaft“ und „multikulturelle“ Gesellschaften (gerade die indische Arbeitsmigration hatte das Empire weltweit „bunt“ gemacht) ersetzen¹⁵².

Die Begeisterung für „fremde Völker“ war dabei umso größer, je weiter entfernt deren Wertvorstellungen vom Christentum lagen. Ein lokales Beispiel für nazideutsche Fernostbegeisterung etwa lieferte im Mai 1944 die Aufführung des Schauspiels „Der goldene Dolch“ von Paul Apel im Waldshuter Rebstocksaal. Auf einer Insel in der Koreastrasse spielend, „seufzt“ dort die „vaterlandsliebende Bevölkerung“ unter einem fiesen fremden Eroberer, bis ein „edler Jüngling“ durch Selbstmord (!) tapferen „Opfergeist“ um „des Vaterlandes willen“ beweist (und der Vater durch Lügen und das Überreden des Sohnes zu solcher Barbarei)¹⁵³. Das war Nazi-

¹⁵¹ „Every Moslem is merely a Hindu who has accepted Islam“ (Zitat nach Louis Fischer: A Week with Gandhi, New York 1942).

¹⁵² Die Deutschen wurden schon von Friedrich Ludwig Jahn (Urvater der völkischen Bewegung mit ihrem martialischen Körperkult) als von „der Natur“ zu Begründern „ewigen Friedens in Europa“ bestimmt angesehen, indem sie (als mutige Streiter gegen den damals französischen „Imperialismus“) dem Nationalstaatsprinzip zur Durchsetzung verhelfen sollten, denn das Schlimmste sei ein „Volk ohne Staat“, wie die verhassten „Zigeuner und Juden“ (dafür müssten sich die Deutschen jeglicher französischen bzw. „fremden“ Kultur entledigen – witzigerweise fiel für Jahn selbst das Verspeisen von Kartoffeln darunter –

„Mischehen“ mit Nichtdeutschen sollten den Verlust der Staatsbürgerschaft nach sich ziehen:

„Blendlingsvölker“ hätten kein „volkstümliches Fortleben“, weshalb das Blut reinzuhalten sei).

¹⁵³ Lob erhielten die „Schauspieler und Schauspielerinnen“ vom ausführlich berichtenden Alb-Boten. Schon die NS-Sprache gliederte fein nach Geschlechtern auf. Die ständige Betonung des Geschlechtlichen sollte dem geschlechtsspezifischen „Beitragen“ zum nationalsozialistischen „Gesamtwerk“ gerecht werden, „die deutsche Frau“ bekam die Aufmerksamkeit, die ihr gemäß völkischem Feminismus zustand. Götz Aly etwa erhellte in jüngerer Zeit die Vorwegnahme „fortschrittlicher“ Akademikersprache durch die NS-„Studierenden“.

Moral, notwendigerweise gespeist von außerchristlichen Quellen¹⁵⁴.

Erstaunlich sicher für heutige Antikolonialisten, dass die NS-Begeisterung für edle, reine „Völker“ auch in Afrika nicht Halt machte. Berichte z.B. über einen Streik „verzweifelter [...] eingeborener Arbeiter“ in Nord-Rhodesien, wo „*trostlose soziale Lebensbedingungen*“ herrschten (5. April 1940), sollten unterstreichen, dass es sich bei „*angeblichen Treuebekundungen von Eingeborenen*“ gegenüber dem Empire „*nur um gekaufte Subjekte oder Nutznießer der britischen Ausbeutungsmethoden handeln*“ könne (6. März 1940). Auch der französische Kolonialstaat wird für die Ausbeutung von „*Eingeborenen*“ kritisiert; die geringe Entlohnung von Munitionsfabrikarbeitern aus Indochina, die nicht jener der Weißen entspreche, stelle „*modernen Sklavenhandel*“ dar („*Wie Frankreich seine farbigen Arbeiter „entlohnt*““, 2. April 1940; was stellte die Behandlung französischer Zwangsarbeiter in Deutschland dar?); aus Marokko wurde vermeldet, die „*mohammedanischen Feierlichkeiten zum Geburtsfest des Propheten*“ seien verboten worden, Soldaten hätten das „*Gotteshaus mit ihren Stiefeln entweiht*“ (dem Islam wird hier betonter Respekt erwiesen), außerdem würden „*junge Araberinnen in französische Soldatenbordelle beordert*“ („*Das ist Frankreichs Kampf für die Zivilisation!*“, 24. April 1940).

Es sollen hier keinesfalls solche im Alb-Boten dargestellten Missbräuche (sofern sie real waren) gelehnet oder verharmlost werden; es geht darum, zu betonen, dass sie von der NS-Propaganda als das Wesen des Imperialismus gleichsam konstituierende, rassistische (!) Ausbeutungsmechanismen geschildert wurden (und nicht etwa, wie von einem ehemaligen Kolonialherren vielleicht zu erwarten gewesen wäre, als Perverbierungen einer ursprünglich humanen Idee – der Begriff der Zivilisation kommt im NS-Wortschatz nur als Sarkasmus vor). Selbst den nach der NS-Rassenideologie am „niedrigsten“ stehenden „Rassen“ kam gegen die von der heimatlichen Scholle ausbrechenden Kolonisten volle Solidarität zu: die „*australische Urrasse*“ (einst „*eine Million gesunder Eingeborener*“), im Gegensatz zu den britischen „*Siedlern*“ exklusiv „*Australier*“ genannt, sei aufgrund der

„*erbarmungslosen Kolonialpolitik*“ stark dezimiert, die Siedler hätten ihr Land ohne Gegenleistung genommen und sie damit in die Kriminalität getrieben, woraufhin man sie wiederum zur Zwangsarbeit verurteilen oder „*wie Hunde abknallen konnte*“ („*Wie England ein Millionenvolk ausrottete*“, 22. August 1940). Die ja tatsächlich indiskutable und verbrecherische Behandlung der Aborigines dient hier wiederum der generellen Delegitimierung des Verlassens seines „natürlichen“ Lebensraums und der räumlichen Ausdehnung westlicher Rechtssysteme, was jeweils nur unedlen Motiven entspringen könne, immer zu Lasten der „Angestammten“ gehen müsse. Die sozialdarwinistische Überzeugung, „niedere Rassen“ seien dem Aussterben geweiht, widersprach offensichtlich in den Augen vieler Deutscher nicht dem vorgeblich „germanischen“ Ideal, den „Schwachen“ ein „starker Beschützer“ sein zu wollen; außer im Falle der Juden war der deutsche Rassismus nicht aktiv eliminatorisch (aufgrund der Überzeugung, die „Niederer“ seien evolutionsbedingt ohnehin keine Gefahr), wurde in Deutschland daher nicht als boshafte Überheblichkeit (wie sie Engländern und Franzosen unterstellt wurde), sondern reine Wissenschaft wahrgenommen.

In seinem „Neujahrseruf“ 1941 warf Hitler „den Engländern“ vor, seit Jahrhunderten die Welt mit Kriegen zu überziehen, Völker zu unterjochen und berauben; Deutschland habe „*das Zeitalter der Vorrechte einiger plutokratischer Kapitalisten überwunden und an ihre [sic!] Stelle das Zeitalter des Volkes gesetzt*“, während in England noch jene herrschen würden, von denen das dortige Volk sich ebenso die Freiheit wünsche. Deutschland und seine Verbündeten würden nicht um eine bestimmte Staatsform kämpfen, auch nicht die Rechte anderer Völker angreifen, sondern kämpfe im Gegenteil für das „*Glück der Völker*“, gegen die „*Anmaßung und Habgier einer dünnen kapitalistischen Oberschicht*“. Auch die Neujahrsansprache 1942 nutzte Hitler primär, der „*jüdisch-angelsächsischen Finanzverschwörung*“ vorzuwerfen, für „*ihre kapitalistischen Interessen zu kämpfen*“ und Völker zu unterdrücken, „*von denen allein die indischen siebenmal mehr Menschen zählen, als das englische Mutterland Einwohner hat*“. Diese Linie wurde strikt weiterverfolgt. Das „*geknechtete Indien*“ wird

¹⁵⁴ Apel selbst endete zwei Jahre später als Selbstmörder.

als „Ausbeutungsobjekt“ der Engländer geschildert (4. Februar 1942), England unterdrücke die Völker in den Kolonien „auf brutalste Weise“ (unter der Überschrift: „Indien den Indern!“, 13. März 1942). Am 15. April werden indische Soldaten (immerhin Gegner der deutschen Wehrmacht!) bedauert, wieder einmal gezwungen zu werden, „ihr Blut in der Fremde für den britischen Imperialismus zu vergießen“¹⁵⁵. Die Verhaftung Gandhis im August wird eingereiht in die „Terrorwellen [...], an denen die indische Geschichte so reich ist, seit die ersten Briten ihren Fuß auf indischen Boden setzten“; sie habe allen „recht gegeben, die in der britischen Herrschaft über das Gangesland das sahen, was sie ist: nackter, brutaler Imperialismus. Die englische Regierung in London und in Neudelhi hat in dem 400-Millionenvolk ihr bequemstes und ergiebigstes Ausbeutungsobjekt gesehen und seit dem ersten Weltkrieg ein unerschöpfliches Reservoir billigsten Kanonenfutters“ (13. August 1942). Am 17. August wurde die Entwicklung Gandhis (der vormals noch „das britische Weltherrschaftssystem“ für „im Grunde gut und wohlütig“ hielt) zum „indischen Freiheitskämpfer, zum bedürfnislosen Asketen im handgesponnenen Leinentuch“ geschildert; er sei mit anderen führenden Nationalisten „auf Geheiß Churchills und Roosevelts“ inhaftiert worden. Dahinter steckten die „Wirtschafts- und Kapitalinteressen der City-Imperialisten“. Mit den „Reichtümern Indiens“ seien „die Kohlengruben, die Hochöfen und Hütten, die Baumwoll- und Wollfabriken Großbritanniens errichtet“ worden, Indien dagegen darbe als Agrarland, hohe Steuern hätten ein Aufblühen dortiger Industrie verhindert, unvorstellbare Armut nebst Krankheiten bedingend. Diese Kritik lässt (analog zur heute oft gehörten) unberücksichtigt, dass schon damals die (sehr klassenspezifische) Armut vielfältige Ursachen hatte und keineswegs allein auf spezifisch kolonialistische Bedingungen zurückgeführt werden kann¹⁵⁶. Für das westliche Freiheitsversprechen hatte der Alb-Bote ebenfalls nur den auch heute vielgehörten Spott übrig: was „die Briten, die das Wort Freiheit dauernd im Munde führen und um ihrer Vorstellung von der Freiheit wegen überhaupt den Krieg entfesselt

haben, in Wahrheit damit meinen, zeigt das Beispiel Indiens in grellster Weise“. Doch das „skrupellose Ausbeutersystem des britischen Imperialismus“ räche sich, „und gegen alle ökonomischen Berechnungen der Plutokratie steht nunmehr die Stimme des Blutes und der Freiheitsdrang“. Die dazugehörige Folklore gehört natürlich auch gelobt: „die rein indische Tracht aus dem weißen, handgesponnenen Baumwollzeug, dem Khaddar, ist zum Symbol der indischen Wiederbesinnung geworden“. Deutschland wird zur „anständigen Welt“ gezählt, welche die „Haßausbrüche ruchloser Imperialisten als den traurigen Abgesang eines sterbenden Weltreiches“ werte.

Am 12. September 1942 wurde groß über die Gründung der Deutsch-Indischen Gesellschaft (zur Vertiefung der „Freundschaft zwischen beiden Völkern“) in Hamburg berichtet, mit „Freiheitsführer“ Bose, der ausführte, er habe schon 1938 darauf hingearbeitet, dass Indien sich mit den Feinden des britischen Imperialismus zusammenschließe. Immer wieder hervorgehoben: die „blutige Unterdrückung“ des „Freiheitswillens des indischen Volkes“ (z.B. 9. Oktober). Am 19. Dezember berichtet man ausführlich von täglich neuen „Greueln gegen ein wehrloses, um seine Freiheit ringendes Volk“, die Verhaftung Gandhis sei Teil der „imperialistischen Unterdrückungspolitik“, tausende „Freiheitskämpfer“ seien erschossen worden; und immer wieder die „hartherzige Ausbeutung“, die „unmenschliche Grausamkeit“ der „Seeräuberhand England“, die mit einem „Fronherrn“ gleichgesetzt wird. Sogar: „Noch nie hat ein Volk solchen Jammer durchgemacht wie das indische“ – nicht etwa, wie man es von Nazipropaganda im Krieg erwarten würde, das deutsche!

In Deutschland tut man sich sehr schwer, wenn beispielsweise Gesprächspartner vom indischen Subkontinent sich positiv über Hitler äußern (was der Autor schon des öfteren persönlich erleben musste). Man entschuldigt solches dann gerne mit der angeblichen „Unwissenheit“ der anderen über die NS-Zeit. Tatsächlich aber ist es ein anderes Wissen, ein hierzulande ausgeblendetes Wissen um

¹⁵⁵ Rund 45% der britischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg kamen aus den Kolonien, knapp die Hälfte davon aus Indien. Dank und Ehre diesen Helden!

¹⁵⁶ Zu denken wäre natürlich u.a. an das Kastensystem, welches bereits lange vor der Kolonialzeit die

Konzentration allen Reichtums bei einer kleinen Oberschicht bedingte und Aufstieg verunmöglichte, zudem an die Vergeltungsethik der religiösen Ideologie des „Karma“, die gesellschaftliche Reformen als gar nicht erst erstrebenswert erscheinen ließ.

die deutsche Unterstützung des antiimperialistischen Kampfes nationalistischer Kräfte in ehemaligen britischen (und französischen) Kolonialgebieten. Dieser Kampf richtete sich nicht gegen einzelne Missstände und Ungerechtigkeiten, sondern gegen „fremde“ Ideen, „fremdes“ Recht und „fremde“ Menschen. Aus der Herrschaft von „Fremdem“ erst würden überhaupt Gewalt, Elend und Ungerechtigkeit herrühren. Und wer als der Urheber des „wurzellosen Kosmopolitismus“, der alle trauten Ordnungen durcheinanderwürfele, ausgemacht wird, ist in jedem historischen Nationalismus identisch. Der NS-Staat, in seiner Selbstsicht als „Völkerbefreier“, antwortete mit der Shoah. Er war ausgezogen, um zu morden, die zivilisierte Menschheit musste ihn aufhalten. Besiegt wurde das Naziregime von einem Kolonialstaat, dem ohne seine Kolonialgebiete erhebliche militärische Potenz gefehlt hätte, von einem Staat, den es ohne europäischen Kolonialismus nie gegeben hätte, und von einem Staat, der auf einem frühneuzeitlichen Imperium aufbaute und wiederum daraus seine militärischen Ressourcen schöpfte.

Wer meint, zum Kampf gegen Nazis könne man ja nur gezwungen werden, bestreitet, dass ein von „westlich“-universalistischen Ideen geprägtes,

menschenrechtsbasiertes, friedfertiges und fortschrittliches Miteinander für irgendwen ein lohnendes Ideal darstellen könnte (nein, in den Kolonialgebieten wurde diesem Ideal nicht entsprochen, aber immerhin war das Ideal da), im Gegensatz zum völkischem Nationalismus (der massenhaft seine „Blutzeugen“ hat). Bloß, weil die Anhänger des letzteren sich fanatischer gebärden, ist ihr Motiv aber nicht „echter“, nur eben zivilisationsferner (demzufolge hat sich in „befreiten“ postkolonialen Staatswesen die Menschenrechtslage gegenüber dem vorherigen Zustand im Regelfall gerade nicht gebessert).

Im Oktober 2023 war in deutschen Medien aus aktuellem, grauenvollem Anlass wieder häufiger vom Begriff der Barbarei zu lesen. Ja, es gibt Barbarei. Es gälte bei sich als „Antiimperialisten“ verstehenden Linken, endlich einmal in sich zu kehren und zu überlegen, was Konzepte wie „Fremdherrschaft“ (*jede* Herrschaft ist „fremd!“) und „Souveränität“ sogenannter ethnischer Gruppen (treffend meinte Max Stirner: die Freiheit des „Volkes“ ist nicht *meine* Freiheit) wohl damit zu tun haben. Ein Blick in ein beliebiges Zeitungsarchiv kann bereits helfen.

„Befreiung“ – wer oder was von wem und wozu?

1.

Ein zentraler Beweggrund für die derzeit global eskalierende Christenverfolgung ist „Antikolonialismus“, und die einzige Grundlage desselben ist wiederum Nationalismus, also irrationaler Aberglaube an mythische überindividuelle Entitäten. Die einzig richtige christliche Reaktion darauf wäre eine schonungslose intellektuelle Dekonstruktion dieses vor Dummheit stinkenden Trugbildes des 19. Jahrhunderts, das Unfreiheit zur Freiheit umlügt und zu nichts als Stolz, Neid und Hass führt. Wie aber reagierte die pseudokatholische Synodalitätssynode 2023/24? Mit einem Kniefall vor den schlimmsten Repräsentanten einer gefallenen Welt, sich brav dem Kampf gegen „koloniales“ Erbe im zeitgenössischen Katholizismus verschreibend, die historische Phase des Kolonialismus pauschal als durch und durch

verbrecherisch verurteilend. Im Rahmen des europäischen Kolonialismus sind nun bekanntlich in der Tat sehr viele grausame Verbrechen begangen worden, die ohne ihn nicht geschehen wären (dafür andere, aber das sei hier nicht das Thema). War er aber darüber hinaus wirklich etwas *in sich* von Anfang an Verderbliches? Diese Frage ist nicht durch Abwägen mit den Vorteilen, die er den kolonisierten Landstrichen brachte, zu beantworten (denn ein guter Zweck kann kein in sich schlechtes Mittel heiligen), sondern durch Analyse seiner Motive, und dabei insbesondere, ob bzw. inwieweit diese rassistisch waren und insofern eine dauerhafte Separation von privilegierter „weißer“ und unterprivilegierter „indigener“ Bevölkerung abstrebten, mit letzteren als de facto „Sklaven“, die nur den europäischen Interessen dienen sollen. Zwar gab es zwischen den einzelnen Kolonialregimes große Unterschiede, doch waren

rassistische Anschauungen offensichtlich zumindest seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert sichtbare Begleiterscheinung vieler kolonialer Aktivitäten. Verfehlungen einer großen Zahl von Einzelnen oder Systemfehler?

Beantworten lässt sich dies wohl am besten mit Blick auf die rassistischen Akteure. Der rassistische Blick auf die Kolonien verteuftelt bekanntlich das, was sichtbarste Ergebnis des Kolonialismus ist, nämlich die Mischung, das Niederreißen von Grenzen zwischen den Menschen. Darum (!) gab es in vielen Kolonien die berüchtigte rassistische Politik des Trennens, Separierens – als *Abwehrreaktion* solcher, die um die Reinheit von Rasse und Kultur besorgt waren, gegen den „normalen“, unreglementierten Gang der Dinge gerichtet, wie er sich unter der Bedingung der Begegnung von Menschen unterschiedlicher „Rassen“ und der Verbreitung ein und desselben Rechts entwickelt hätte. Genozide, Massaker, Rassentrennung, europäische Arroganz gegenüber anderen „Rassen“ – all dies erscheint in dieser Perspektive als Perversion der *eigentlich* hinter Kolonialismus und Imperialismus stehende Prinzipien. Hinter der Koloniegründung kann man letztlich ohne weiteres die humane Idee einer Welt ohne Grenzen und Tyrannei erkennen; und was ist das „Imperium“ anderes als schlicht das Gegenmodell zum Nationalismus, welcher den Aberglauben an die natürliche Existenz von „Nationen“ voraussetzt, die irgendwelche „Rechte“

hätten, sich von anderen abzuschotten und nach innen Gedakentyrannie auszuüben? Imperialismus im ältesten (vornationalen) Sinne ist eben nicht Herrschaft einer „Nation“ über eine andere, sondern Zusammenführung von Menschen unter ein und dasselbe Recht, mit denselben Rechten und Pflichten ohne Ansehen der Herkunft oder Abstammung, bei möglichst gleichen materiellen Bedingungen und gleichen Chancen. Selbst der Historiker und Nordafrikaexperte Michel Abitbol, der die dortige kolonialistische Praxis für „rigide und rassistisch“ hält¹⁵⁷, urteilte, die Werte des Kolonialismus seien demgegenüber „weltoffen und universell“ gewesen. Der gemeinsame Nenner im Westen, ja sein eigentliches Wesen, ist eben das (abstrakte) Recht, nicht die (konkrete) Kultur. Die Gutheit des Rechts ist von allen erkennbar¹⁵⁸.

Das westliche Modell gesellschaftlichen Zusammenlebens (auch keinem Deutschen als Ideal in die Wiege gelegt, sondern überall von jedem Einzelnen erst zu erlernen) ist nun historisch das einzige, das eine solche Zusammenführung von Menschen ermöglicht hat, bei allen Fehlern, die dabei gemacht wurden. Die Idee der allgemeinen Menschenrechte ist nunmal historisch eine „westliche“ (juden- und christentumsbasierte)¹⁵⁹, aber eben gerade nicht an bestimmte „Völker“ oder Territorien gebunden. NS-Vordenker H.S. Chamberlain schimpfte, die Verbreitung der Idee von der Gleichheit der Menschen durch die Kirche sei ein Akt jüdischer Kolonisierung Europas

¹⁵⁷ Hierzu gibt es auch andere Meinungen. In Algerien erhielten etwa die einheimischen Juden ab 1870 die französische Staatsbürgerschaft, während sie im Sultanat Marokko noch in den 1890er Jahren als Sklaven verkauft wurden. Frankreich sorgte für die Bekämpfung von Armut und Krankheiten, für gute Schulbildung (inklusive Fremdsprachen) und schuf eine pluralistische Atmosphäre, so dass insbesondere die jüdische Bevölkerung sich schnell freiwillig assimilierte, französisch sprach, französische Vornamen vergab und trotz weiterhin selbstverständlicher (mitunter strenger) religiöser Observanz eine der Triebkräfte der (gerade auch wirtschaftlichen) Modernisierung wurde. Nach 1962 löschte der neue Nationalstaat (während gerade zehntausende profranzösische Muslime massakriert wurden; die FLN hatte zuvor aus dem antisemitisch regierten NS-Verbrecher-Fluchtparadies Syrien allerlei sowjetische Kriegswaffen von SS-Massenmörder Alois Brunner zum Kampf gegen die bösen Kolonialherren erhalten) alle Erinnerung an jüdische Präsenz aus, über 130.000 Juden mussten fliehen. Religiöse Minderheiten werden heute im „freien“ Algerien schikaniert, seit 2017

wurden z.B. mindestens 26 Kirchen zwangsgeschlossen und christliche Aktivitäten mit Gefängnis bestraft.

¹⁵⁸ „Entwestlicht“ ist insofern auch nicht, wer einer Minderheitenkultur anhängt, sondern wer das (natürlich gegebene) Recht ändern will.

¹⁵⁹ Da der Mensch im Christentum über genealogische Historie definiert wird, ist der Gedanke allgemeiner Menschenrechte (die in den Bereich der Offenbarung fallen) geerbtes Individualrecht; die rein materialistische Empirie verschafft keine hundertprozentige Sicherheit bei der Bestimmung des individuellen Menschseins (bei Entdeckung fremder Populationen mussten Indizien genügen), nur die (unsichtbare) Abstammung begründet Menschenrecht. Recht ist nur im Bewusstsein einer göttlichen Ordnung keine menschliche Idee, sondern menschlicher Fund, Natur, nicht Kultur (absolute Geltung hat es freilich nicht, weil es Natur ist, sondern weil es Recht ist); die derzeitige Dekonstruktion des Menschenrechts (es komme dem Menschen nicht mehr aufgrund seiner Existenz zu, sondern aufgrund sozialer Konvention) ist logischer Übergang zu seiner endgültigen Aufgabe.

gewesen, und solches sei natürlich ganz schlimm (die „Rassenmischung“ im Römischen Reich hätte dann dessen Niedergang bewirkt). Nein, es war das Beste, was den Europäern passieren konnte! Später ließen sie auch andere in den Genuss kommen. Der Westen exportierte daneben auch viele schlechte Ideen, welche in den Kolonialgebieten lieber nicht angenommen worden wären¹⁶⁰ – und doch war es gut, dass dort nun überhaupt die Freiheit herrschte, neue Ideen kennenzulernen. Natürlich hatten sich auch in „unberührten Stämmen“ immer wieder Ideen entwickelt – aber die behielt man für sich, nur der Westen teilte die seinen, was ihm als historische Leistung hoch anzurechnen ist. Die eigenen Ideen reichen eben nicht, und Ideen kennen keine ethnischen Grenzen – was für gute wie für schlechte Ideen gilt, auch für den Ethnozentrismus. Diese immanente Widersprüchlichkeit des letzteren (allgemein sei die Gutheit des Nichtallgemeinen) beweist umso mehr die tiefe Wahrheit des „westlichen“ Universalismus. Das westliche Fortschrittsideal hob überkommene Traditionen im Westen selbst ebenso auf wie in den Kolonialgebieten, und das zu Recht¹⁶¹. Das Wesen von Kultur zu kennen bedeutet, sie geringzuschätzen. Liebe zur Kultur ist Liebe zu Spaltung und Zwang. Sie untergräbt den Respekt vor dem allgemeinen Recht, insbesondere, wenn Kultur naturalisiert wird, als sei sie das Größere, welchem der Einzelne „von Natur aus“ anhänge – dies ist die Wurzel von Ungleichbehandlung (das

Gerade von „kulturellem Rassismus“, etwa bei Frantz Fanon, ist daher selbst hochgradig rassistisch, denn es will Menschen an wertlosen Müll binden und vom Besseren fernhalten¹⁶²). Das Recht ist in Wahrheit das Größere, denn es kommt (und hier darf sich der anderskatholische Synodalismus angesprochen fühlen) von Gott und gilt allgemein.

Wenn wir den historischen Kolonialismus bzw. Imperialismus in Bausch und Bogen verdammen (nicht nur den Export des Bösen, sondern auch des Guten)¹⁶³, verstellen wir uns den Blick auf zukunftsfähige Modelle jenseits des Einigeln in „Nationen“, „Ethnien“ und „Communities“, weil wir dann notwendigerweise solches verklären und zum Ideal erheben müssen – eine Horrorvision, die Trennung der Menschheit in völkische Segmente. Man kann den Kolonialregierungen (wie allen Regierungen) zwar so manches vorwerfen – die Menschenfeindlichkeit, die mit der Ideologie des Nationalismus, der „nationalen Befreiung“ notwendig einhergeht, übertrifft alle ihre Fehlritte und Grausamkeiten um Längen. Wir müssen mit allem kritisch umgehen – aber manches erfordert mehr Kritik als anderes, und die Ausbreitung westlicher Freiheitsideale gehört zweifellos zu den weniger kritikwürdigen Prozessen der Weltgeschichte. Wer nur aus den Fehlern des historischen Imperialismus lernen will und dabei zugleich das Gute und Humane, das hinter seiner Idee stand (und in Teilen durchaus auch realisiert

¹⁶⁰ Das Integrieren des Faktors „Ethnie“ (oder auch: „natürliche Grenze“) ins koloniale Geschichtsbild war ein besonders fataler Fehler, insbesondere von den protestantischen Mächten verbrochen. Es war der britische Vizegouverneur und Philologe William Jones (Erfinder der „Indoeuropäer“), der indischen Studenten zur Aufklärungszeit Indien als uralte angebliche „Einheit“ präsentierte und sie „ihre“ Religion, systematisierend, lehrte; angetan vom „edlen Wilden“ und „unverfälschten“ Stämmen, verachteten britische Kolonialbeamte häufig die assimilierten Einheimischen, wollten in der Ferne ja gerade der modernisierten europäischen Gesellschaft entkommen.

¹⁶¹ Man kann redlicherweise nicht gleichzeitig „Weltbürger“ sein und sich für „fremde Kultur“ (als „fremde“, die eben fremd zu bleiben habe) interessieren – damit anderen aufzwingen wollend, in „ihrer“ Kultur zu verharren (um das Interesse des Herrn Weltbürgers zu befriedigen) und nicht selbst wiederum zum Weltbürger aufsteigen zu können.

¹⁶² Vollkommen abzulehnen ist daher kulturrelativistischer 70er-Jahre-Unfug wie der UNESCO-Schutz für irgendwelches „Kulturgut“, gar

„ideelles“, um noch mehr Nationalismus und Tribalismus zu fördern und Menschen zu Anhängseln ihrer angeblichen „Kulturen“ zu degradieren; die Vorstellung der Welt bzw. Menschheit als Kulturenmosaik ist völkische Ideologie.

¹⁶³ Wer Grausamkeiten von Conquistadoren verurteilt, nicht jedoch solche von „indigenen“ Feinden der betroffenen (und wiederum selbst kriegerisch geprägten) Gruppen, verurteilt lediglich, dass sich die Christen nicht an ihre eigene Ethik hielten (das sei scheinbar schlimmer als die Gewalt selbst). Wer aber gegen Grausamkeit als solche ist, sollte die Verbreitung christlicher Werte bejahen. Amerika war vor 1492 das Gegenteil von einem „Paradies“: es herrschte existenzielle Not, bittere Armut, brutale Gewalt, die „unberührte“ Umwelt war unwirtlich und lebensgefährlich. Zu leugnen, dass die europäischen Imperien substanzielle Verbesserungen brachten, ist nur mittels Verschwörungstheorien möglich, die „weiße“ Quellen grundsätzlich als Lügen abtun, nationalistische (quellenlose) Legenden über friedfertige, engelsgleiche und zugleich hochfortschrittliche „indigene Völker“ hingegen als unhinterfragbare Wahrheit verklären.

wurde), mit dem Bade ausschüttet, verweigert sich mit dieser Selektion dem Prozess des Lernens an sich.

Imperialismus *kann* zwar ein sozialdarwinistisch motiviertes Machtausdehnen auf Kosten der Schwachen bedeuten – vor allem anderen jedoch dehnte er freiheitliche und rechtsstaatliche Prinzipien aus, zum Wohl und Nutzen von „Schwachen“, vormals Rechtlosen bzw. Unterworfenen. Er war in erster Linie diejenige Staatsidee, die das Ideal der gleichen individuellen Rechte am offensivsten vertrat. Die antiimperialistische Behauptung, eine Eroberung (militärisch wie moralisch) könne nie eine Befreiung sein, ist offensichtlich Unsinn; erobert wird stets *Herrschaft* (direkte oder indirekte), und wenn die vorherigen Herren übler waren als die Eroberer, ist die Eroberung für die Bevölkerung objektiv etwas Befreiendes.

2.

Was an den iberischen Kolonialreichen der Vormoderne aus kosmopolitischer und antinationalistischer Perspektive stets so

bewundernswert war, ist die Selbstverständlichkeit, mit der sich die verschiedenen Bevölkerungsgruppen vermischt haben, das genuin katholische Bewusstsein für eine allgemeine Humanität, das (zumindest vor Ort) weitgehende Fehlen „nationaler“ bzw. ethnischer Schranken¹⁶⁴. Die portugiesische Krone trat in der Ferne als Schutzmacht für all jene auf, die eine in jeder Hinsicht bessere Zukunft wollten¹⁶⁵ und schützte die (sehr erfolgreiche) Mission gegen intolerante Lokalherrscher¹⁶⁶. Sie stellte zugleich die Infrastruktur (Flotte, Zahlungsmittel usw.) für den Fernhandel, schuf einen kontinenteübergreifenden Binnenmarkt und damit die materielle Grundlage der modernen Welt, von welcher alle profitierten¹⁶⁷. Beide Aspekte, der wirtschaftlich-materielle wie der menschenrechtlich-ideelle¹⁶⁸, gehörten zusammen. Die Kolonialreiche trugen einerseits zur Verbrüderung und Vereinigung von Menschen verschiedener Herkunft bei, andererseits zur Spaltung von Menschen derselben Herkunft; diese Spaltung (aufgrund der Befreiung des Individuums) ist Kennzeichen der Freiheit westlicher, liberaler Gesellschaften und steht im Gegensatz zum

¹⁶⁴ Dass bereits im vormodernen Europa ein abschätziger Blick z.B. auf Afrikaner geherrscht hätte, ist ein Mythos. Nur im Zusammenhang mit islamischer Eroberung war z.B. der „Maure“ („Mohr“) negativ konnotiert, gleichzeitig aber wurden afrikanische Heilige verehrt (neben Mauritius etwa Gregorius Maurus, der in der farbsichereren Renaissance auch tiefschwarz gemalt wurde), Herkunft und Hautfarbe galten nicht als in sich „schlecht“. Man denke auch an die Geschichte des im 15. Jahrhundert katholisch gewordenen Königreichs Kongo, das als normaler Teil der katholischen Welt anerkannt war (und wo schon zur Zeit der Unabhängigkeit viele portugiesische Sitten gänzlich freiwillig übernommen wurden; König Álvaro gründete gar 1607 einen Ritterorden nach dem Vorbild der mittelalterlichen Templer).

¹⁶⁵ Militärische Interventionen schützten friedliebende Bevölkerungen, etwa äthiopische Christen, denen Portugal im 16. Jahrhundert gegen den fanatischen Sultan von Adal siegreich zu Hilfe kam, der bereits einen Großteil des Landes erobert hatte. Die Eingliederung in das Weltreich scheiterte nur am Unwillen alter Eliten und Bevölkerungsteile, die lateinischen Riten zu übernehmen, wozu der katholisch gewordene Kaiser bereit gewesen war.

¹⁶⁶ Wenn im unmittelbar portugiesischen Machtbereich in Sachen Katecheseteilnahme die Grenzen zur Nötigung überschritten wurden, ist das ein heute zu Recht kritisierter Missbrauch, im Zeitkontext aber sicher weniger repressiv als der Glaubenszwang in den von der (durch die Reformation ausgelösten)

Konfessionalisierung betroffenen Gegenden Europas. Nur eine nationalistisch-kulturvergötternde Perspektive lässt zudem von einem Übergewicht kolonialherrlichen Drucks gegenüber der Anziehungskraft des Glaubens ausgehen – und der versteckte Rassismus, einer Handvoll Europäer quasi „herrenmenschliche“ Bärenkräfte gegenüber einer Riesenzahl scheinbar unbedarfte-schwächlicher „Eingeborener“ zuzutrauen.

¹⁶⁷ Auch außerhalb des neuen Weltreichs: Augsburger Kaufleute etwa (seit jeher in Venedig und Genua eifrig vertreten, ab 1503 auch in Lissabon) waren wichtige Abnehmer für Gewürze, die zollfrei ins Reich geführt werden konnten (während der indische Markt etwa mit europäischen Tüchern bedient wurde); viele süddeutsche Matrosen fuhren auf portugiesischen Schiffen. Erst die ideologisch getriebenen Kriege der Niederlande und Englands (in den 1570ern gar mit Piraten zusammenarbeitend) gegen Philipp II bedrohten den Welthandel ungemein, wodurch die Preise für Überseeprodukte in Europa drastisch ansteigen.

¹⁶⁸ Es war z.B. die spanische Spätscholastik (Vitoria, Suarez), welche darlegte, dass sich die Menschenwürde nicht aus der Taufe, sondern aus dem bloßen Menschsein ergibt. Logischerweise legitimierte Vitoria aufgrund dieser großen Idee natürlicher Rechte dann auch den Kampf gegen fremde Herrscher (ja sogar gegen eigene!), wenn sie die Mission behindern oder sonstwie die natürlichen Rechte des Menschen bestreiten. Der völkische Wahn der Verweltlichten in der Kirche lässt diese sich heute davon distanzieren.

völkischen Ideal linker wie rechter Nationalisten¹⁶⁹. Der „aufgeklärte“ europäische Spießer, seine stets an der Realität scheiternden Vorstellungen einer sittsamen Idealgesellschaft auf (von jüdisch-christlichem Denken freie und daher vermeintlich viel reinere und bessere) „fremde Kulturen“ projizierend¹⁷⁰, stört sich seit jeher z.B. daran, dass sich viele Europäer (meist Seeleute) in Asien so unangepasst benahmen, dem Alkohol zusprachen und generell als „ungehobelt“ auffielen; auch Anhänger von „kontextualisierender“ (=„Kulturen“ voneinander abschottender) Mission jammern, sowas hätte sicher ganz furchtbar abschreckend gewirkt (Ahnenerverehrung und „untere Kasten“ mit Füßen treten sei also OK, Alkohol und weltliches Vergnügen nicht) – man könnte genauso gut meinen: befreiend und inspirierend! Hier schieben einfach verbissene Antijudaisten eine Ausrede für ihre Aversion gegen ein vollständiges („Kulturen missachtendes“) Christentum vor, welches Unordnung in einer Welt stifte, die ohne solche „Juderei“ in sorgenfreier harmonischer Ordnung und jeweils volkseigener Sittsamkeit leben würde. Das Böse in den Kulturen wird verklärt, Kritik daran ebenso verteufelt wie der natürliche Wunsch, auszubrechen. Die Kolonialreiche hingegen kamen diesem Wunsch entgegen. Dem wirtschaftlichen Eifer Portugals gegenüber stand der spanische Imperialismus (beides vereinigte sich unter Philipp II, der als größter Schuldner Europas das große

Hassobjekt aller Antisemiten, die „internationale Finanzspekulation“, ins Rollen brachte mit liberalen Reformen beim Überseehandel); dieser übernahm den universalen Machtanspruch vom römischen Kaisertum rechtzeitig, als die Kaiser ihre päpstliche Legitimation abschüttelten und sich damit endgültig zu Provinzherrschern degradierten¹⁷¹. Der „Universalmonarch“ (quasi der „Globalist“), den alle nach neuer Machtfülle strebenden „Souveräne“ (vergleichbar mit den „erwachten Nationen“ späterer Jahrhunderte bis heute) im 16. Jahrhundert fürchteten, war nun der spanische König¹⁷². Den Kaisertitel beanspruchte dieser gar nicht – abgesehen davon, dass nach Karl V (der beides in Personalunion vereinigte) beide Titel in der Familie blieben, hatten bereits Ferdinand und Isabella sich den päpstlichen Segen als „katholische Könige“ abgeholt, was geradezu als Übertragung kaiserlicher Gewalt angesehen werden kann: nun sollte die seit Jahrhunderten stockende Befreiung aller Menschen unter christlichen Vorzeichen, friedlich und geschützt unter der Macht der Krone, endlich weiter vorangebracht werden. Und in der Tat: die Zeit des iberischen Kolonialismus war aus christlicher Sicht eine Zeit der Gnaden – unglaublich vielen Menschen wurde der Glaube gebracht (wie alles aus dem Westen ein Angebot, das dankend angenommen wurde), und unglaublich viele sahen

¹⁶⁹ Beide Effekte, die Verbrüderung wie die Spaltung, sind für die Kirche kein letztes Ziel, sondern Mittel, das eigentliche Ziel christlicher Mission zu erreichen: das ewige Heil des konkreten Nächsten.

¹⁷⁰ Insbesondere China war schon immer das Traumland autoritärer „Erleuchteter“. Voltaire sah dort eine „natürliche Gottesverehrung“ am Werk, ohne Priester und Aberglauben, eine aufgeklärte Monarchie und hochgebildete Elite; auch die Vorstellung einer Einheit des Universums und der Hang zur Immanenz kam seinen eigenen Ideen entgegen. Christian Wolff pries die „natürliche Sittlichkeit“ des Konfuzianismus, Friedrich II folgte.

¹⁷¹ Die alte Machtstellung war angesichts des Aufstiegs der Reichsfürsten einerseits, der konkurrierenden Königreiche andererseits längst am Boden – der traditionelle, symbolträchtige kaiserliche Einfluss in Italien etwa, wo sich gerade Frankreich und Aragon ausdehnten, war Anfang des 16. Jahrhunderts völlig dahin. Für Franz I von Frankreich war die römische Kaiserwürde (zum Ehrentitel herabgesunken) nur aufgrund humanistischen Antikekults von Interesse – nicht, weil er sich nach der ständigen machtpolitischen Zankerei mit den Reichsständen sehnte.

¹⁷² Auf ewig zu danken ist ihm für seine zahlreichen Interventionen in Europa zugunsten bedrängter Katholiken (auch im Reich, etwa im Kölnischen Krieg, später in Paderborn); selbst in Frankreich gedachte die katholische Liga unter Führung der Familie Guise, sich ihm unterzuordnen (1589 erhob er, leider erfolglos, Thronansprüche für seine Tochter Isabella, deren Mutter eine Schwester des getöteten Königs war). Die französischen Protestanten wollten seinerzeit einen Terrorstaat nach Genfer Vorbild errichten und führten buchstäblich einen Vernichtungsfeldzug gegen alle Geistlichen, die aufgrund ihres Standes unbarmherzig massakriert wurden. Bis 1563 waren, laut zeitgenössischen Berichten, bereits rund 3.000 von ihnen ermordet worden, bis 1569 über 5.000, bis 1580 dann über 8.000. Die Katholiken (in den 1560er generell Opfer ständiger Massaker mit tausenden Toten: Montpellier, Nîmes, Lauzerte-en-Querey, Montbrison, Orthez, Bollène, Lyon – die unterschlagene Vorgeschichte der „Bartholomäusnacht“; unmittelbar vor ebenjener war es auch in den Niederlanden zu blutigen Massakern an Katholiken gekommen, so im Juli 1572 in Roermond und Gorcum) befanden sich in einem verzweiferten Verteidigungskampf.

sich berufen, zu diesem großen Werk, dem ersten „One World“-Projekt¹⁷³, beizutragen.

Im Zuge des Niedergangs der iberischen Großreiche übernahm im 19. Jahrhundert das Britische Empire deren Funktion in säkularisierter Weise; es nutzte nun seine Seemachtstrukturen nicht nur zur weltweiten Durchsetzung des Freihandelsprinzips, sondern brachte ebenso Rechtsstaatlichkeit und Friedenssicherung und setzte vor der afrikanischen Küste das Verbot des Sklavenhandels durch¹⁷⁴. Grenzen waren von zweitrangiger Bedeutung, das Empire verstand sich als global agierende, Rechtsstaatlichkeit und Liberalität durchsetzende Befreiungs-Macht¹⁷⁵ (die freilich eher noch *zu viel* örtliche Machtstrukturen respektierte – ein „zu wenig“ existiert in solchen Fällen nicht). Selbst die Öffnung des vom Kolonialismus nicht betroffenen Japan für westliche Güter und Lebensweise geht auf die später so gescholtene „Kanonenbootpolitik“ (in dem Fall der USA) zurück; schon wenige Jahre später suchte der Kaiser, von den Vorzügen inzwischen überzeugt, selbst Kontakt zu westlichen Mächten und baute nach deren Vorbild Japan zu einem modernen Industrie- und Verfassungsstaat um. Am Westen wollte niemand, der ihn kennengelernt hatte, mehr vorbeikommen.

Das universalistische Rechtsverständnis strebt seiner Natur nach zur Expansion. Dem Imperialismus, keine „nationalen“ (nur

individuelle) Interessen kennend, ist die Grenze lästig¹⁷⁶ – nur der Nationalismus, nach rechtlicher, politischer, kultureller und wirtschaftlicher Autarkie strebend (für letzteres gegebenenfalls auf Raubzüge gehend), erhebt sie zum Fetisch. Die heutigen souveränitätsversessenen Volksreiche, die leider an die Stelle der paar wenigen, ineinander nicht nur dynastisch verzahnten Welt-Reiche getreten sind, zementierten gesellschaftliche Intoleranz und ungerechte Wohlstandsverteilung. Die Bildung nationaler Volkswirtschaften auf dem Boden früherer Kolonialgebiete (mit Rohstoffen und Landwirtschaftsprodukten als ökonomischer Grundlage) begründete eine unfaire Konkurrenzsituation auf dem Weltmarkt, welcher ein Landesteil eines kontinenteübergreifend präsenten Großstaates¹⁷⁷ so nicht ausgeliefert wäre: aus einer regionalen Besonderheit (im Rahmen ressourcenschonender Weltarbeitsteilung verwertbar) wurde eine nationale Schwäche. Wahlweise „konkurrenzfähige“ Industriegesellschaften des 19. Jahrhunderts oder karge Subsistenzwirtschaft als Ideal hochjubilend, haben Antiimperialisten (Widersprüche innerhalb „indigener“ Gesellschaften ebenso leugnend wie allgemeinmenschliche Interessen) im 20./21. Jahrhundert offenbart, nicht an universellen Lösungen für allgemeinmenschheitliche Probleme (die immer und überall existieren, naturbedingt sind – in erster Linie Knappheit) interessiert zu sein,

¹⁷³ Sinnbildlich etwa in der wundertätigen schwarzen Christus-Statue aus dem 16. Jahrhundert, die in den Philippinen von Millionen Gläubigen mit Prozessionen verehrt wird: sie wurde von einem „Indigenen“ in Mexiko geschaffen.

¹⁷⁴ Bereits zu Beginn des Jahrhunderts waren es die USA, welche dem Piratenunwesen im Mittelmeer ein Ende setzten – europäische Mächte hatten sich zuvor jahrhundertlang von nordafrikanischen Seeräuberemiraten Schutzgelder erpressen lassen, beträchtliche Mengen der Staatshaushalte gingen zudem jährlich für Lösegelder zum Sklaven- und Gefangeneneinkauf drauf.

¹⁷⁵ So spielte es auch eine positive Rolle für die Weltmission. 1850 wurde in England die katholische Hierarchie wiederhergestellt, es kam zu prominenten Konversionen, irische Missionare wirkten in den britischen Kolonien. Bereits die Bibel stellt einige dem Gottesvolk zunächst denkbar „fremde“ Imperien als durchaus positiv und gottgewollt dar; Nebukadnezar (welcher Gott ehrte) sollte nach Gottes Willen Herrscher der Welt sein, selbst die Israeliten sich ihm unterordnen (so verkündete es Jeremias). Ähnlich positive Züge tragen temporär das Perserreich und sogar

Ägypten (unter Joseph). Auch Christus stellt die römische Herrschaft nie in Frage, sie erwies sich ja auch als nützlich.

¹⁷⁶ Die räumliche Ausbreitung des Kapitalismus expandiert die der Handelswaren-Erzeugung wesenseigene Ausbeutung individueller Arbeitskraft (und natürlicher Ressourcen), verschafft damit aber Konsumenten im „Westen“, die sich den Erwerb von Waren ja genauso „verdienen“ müssen wie jegliche Arbeiter weltweit ihren Lohn, gerade keinen Vorteil gegenüber Produzierenden in der Peripherie. Das, was am Kapitalismus „ausbeutend“ ist, wird im Imperialismus gerade entgrenzt – ebenso wie das, was an ihm vorteilhaft ist. Kapitalismus ist Freiheit zur Innovation und damit Ausbruch aus starren (feudalen) Verteilungsordnungen.

¹⁷⁷ Nur immerhalb eines solchen wäre i.Ü. auch an eine faire Distribution neuester Technik zwecks Schaffung einer hoffentlich in Zukunft realisierbaren Überflusswirtschaft zu denken: einer Produktion fast jeglicher Bedarfsgüter ohne menschliche Arbeit (unter Nutzung von KI-Robotern, Solarenergie, Weltraumrohstoffen usw.).

denn eben für solche Lösungen schufen die westlich-freiheitlichen Imperien (der zunächst auf Europa beschränkte Kapitalismus hatte deren Gesellschaften wohlhabend und damit überhaupt erst zur Expansion fähig gemacht) die historischen Voraussetzungen, z.B. durch Versorgung mit Überlebensnotwendigem, Herstellung allgemeiner Kommunikationsmöglichkeiten und Erhöhung der Mobilität¹⁷⁸. Es wäre zu fragen gewesen, wie man darauf sinnvoll hätte aufbauen können. Die Imperien selbst freilich haben ihr System an die Wand gefahren: ihre weltumspannenden Strukturen zur Hochphase des Imperialismus in den 1890er Jahren hatten zwischen ihnen vielfältigste Wirtschaftsbeziehungen, zum allgemeinen Wohl, ermöglicht; die stärker nationalwirtschaftlich ausgerichtete Politik des 20. Jahrhunderts (rein ideologisch-irrational begründet), die nun vermehrt ins Spiel gebrachten „nationalen Interessen“ ließen den Imperialismus zu einem egoistischen und exklusivistischen Wettstreit um Ressourcen verkommen. Dieser wird, unter anderen Vorzeichen, im postkolonialen nationalstaatlichen System weitergeführt. Die „Dritte Welt“ ist heute nicht weniger angewiesen auf „westliches“ Kapital als zur Kolonialzeit, muss sich aber großenteils mit ausgewiesenen Verbrecherstaaten herumschlagen (deutlich über 70% der Menschen leben wieder in Unfreiheit, leiden unter Unrecht), die Knappheit ist durch die neuen Grenzen gewachsen und damit die bevölkerungsinterne Ausbeutung. Die sogenannten „Entwicklungsländer“ haben bislang in allererster Linie hunderte Milliarden Dollar Schulden entwickelt, vollständig von Krediten jener abhängig, aus deren staatlicher Gemeinschaft sie sich so heldenhaft „befreit“ hatten; von deren Märkten und Produktion natürlich sowieso, nur zu schlechteren Konditionen als innerhalb eines Staatswesens. Zu etwaigen Sozialleistungen sind die „befreiten“ Staaten in keiner Weise fähig oder

¹⁷⁸ Antikolonialismus hat keinerlei rationalen Kern, ist einfach nationalistischer Wahn – Dekolonisierung hat *nirgends* eine Verbesserung von Lebensumständen gebracht; wo es Verbesserungen im Rahmen des allgemeinmenschheitlichen technischen und wissenschaftlichen Fortschritts gab, blieben sie weit hinter den Möglichkeiten in einem imperialen Großstaat zurück. Auch etwa das Elend in Gaza ist (arabischer) nationalistischer Ideologie geschuldet: die Unsummen an Hilfgeldern werden von den Machthabern, statt zur Schaffung eines besseren zivilen Lebens, zum Schüren von Hass (Kindheiten verderbend) und für Tötungsmittel verschwendet, was offenkundig

willens, der Erhalt des Lebensstandards der Eliten ist ja schon schwer genug. Die Bevölkerung aber wird mit nationalistischer Propaganda mit zumeist antisemitischer Schlagseite ruhiggestellt; am Abstimmungsverhalten bei antiisraelischen Beschlüssen irgendwelcher UN-Organisationen wird regelmäßig deutlich, wie „befreite“ Nationalstaaten die eigenen (strukturbedingten) Unzulänglichkeiten mittels Sündenbocksuche zu verschleiern suchen.

3.

Einem typischen antiimperialistischen Klischee gemäß entspringe die Motivation des Friedensstiftens in Kolonialgebieten einem rassistischen Vorurteil (wilde Nichtweiße würden sich ohne „uns“ nur gegenseitig die Köpfe einschlagen)¹⁷⁹. In Wahrheit entspringt diese Motivation der universellen Erfahrung einer in „Stämme“ geteilten vorzivilisatorischen Menschheit. Der (römische!) imperiale Gedanke befriedete nämlich keineswegs nur Gegenden in den außereuropäischen Kolonien – zuerst war Europa selbst an der Reihe. Und ebenso war es Europa, das durch das Gift des Nationalismus (Kern des Antiimperialismus) auch zuerst wieder zerfallen ist. Europäische „Stämme“ und „Kulturen“ sind genauso übel wie außereuropäische – an den neuen Nationalismen seit dem Untergang der großen Vielvölkerstaaten am Anfang und Ende des 20. Jahrhunderts kann man das Prinzip der Rebarbarisierung ja wunderbar studieren. Michael Ignatieff etwa beschreibt schön den „Habsburger-Multikulturalismus“, der sich dadurch auszeichnete, dass Anhänger alle Ethnien und Konfessionen „in uneiniger Einigkeit“, nach dem Prinzip „Leben und leben lassen“ agierten – dies habe den vielsprachigen, nirgends „dazugehören“ wollenden „wurzellosen Kosmopoliten“ hervorgebracht, für den er zu Recht nur lobende

Wahnsinn und Verblendung ist, sprich: nationalistische (und damit perverse, menschenfeindliche) Normalität.

¹⁷⁹ Christliche Mächte traten nie als „weiße Störenfriede“ militärisch auf den Plan, sondern i.a.R. dort, wo bereits seit langem ständige Kämpfe unterschiedlichster Parteien die Norm waren und man insofern einfach als eine weitere dieser Art wahrgenommen wurde (etwa auch in den Kreuzzügen: die islamische Welt hatte sich selbst seit Generationen blutig zerfleischt, im Machtkampf zwischen Abbasiden, Qarmaten, Fatimiden, Seldschuken usw.) – bis man im Siegesfall den ewigen Krieg mit Hilfe der wahren Friedensreligion beendete.

Worte findet. Nun sei die Region hingegen geprägt von „demokratisch gewählten autoritären Regimes“, die ethnonationalistische Staaten errichteten. Joseph Roth bezeichnete eine seiner Romanfiguren, den Grafen Morstin (polnischer Adeliger italienischer Abstammung, sich keiner Nation zugehörig fühlend), als „reinste[n] Typ des Österreichers schlechthin“, nämlich als übernationalen Menschen¹⁸⁰. Die Loslösung vom Habsburgerreich unterwarf den Einzelnen einer politisierten Masse, einer unerträglich spießigen Gesellschaft, die ihm nationale Kultur und nationales Denken einbläute. Die multiethnische Habsburgermonarchie war nicht zufällig gerade von den meisten Juden hochgeschätzt – dort wurden viele Sprachen gesprochen, die Abstammung war egal und die „Einheit“ erschöpfte sich in gemeinsamem Recht und Markt; der Nationalismus zerstörte dieses humane Herrschaftswesen und setzte engstirnige Volksstaaten mit kulturellen Zwängen und Unmengen an „Bürgerpflichten“ an seine Stelle. Die Juden waren, wie Robert Menasse sagt, die letzten Patrioten des Reichs. Während sie in der Donaumonarchie gleichberechtigte Untertanen neben allen anderen waren, wurden sie nach 1918 diskriminierte „Minderheit“ in den neuen Nationalstaaten. Schon seit der Erfindung der „Nation“ wurden sie nie als Teil des jeweiligen angeblichen „Volkskörpers“ angesehen, sondern maximal „toleriert“, vom nun herrschenden „Volk“. Je ausgeprägter die Vorstellungen von „nationaler

Identität“ sind, desto größer ist die Gefahr für Minderheiten, deren Loyalitäten, Interessen und Lebensweisen sich von denen der Mehrheit unterscheiden¹⁸¹.

Ein Teufelskreis, denn was bleibt Verfolgten anderes, als selbst den Rückzug in den „eigenen“ Staat anzutreten? Wenn heute Israel als „imperialistischer Brückenkopf“ gilt, ist dies aufgrund der zionistischen Geschichte bemerkenswert. Im Zeitalter des echten Imperialismus nämlich war das noch anders. Damals herrschte gar eine gewisse Sympathie völkischer (also übernationaler Imperien ablehnender) Kreise für die Zionisten – vergleichbar mit dem Wohlwollen des Ku Klux Klan für Schwarze, die gerne „zurück nach Afrika“ wollten¹⁸². Etwa der Schriftsteller Börries von Münchhausen¹⁸³ wurde um 1900 z.T. als Freund des Judentums missverstanden, da er alttestamentarische Gestalten (in germanisierender Form) pries und Juden aufforderte, zu ihren „Wurzeln“ zurückzukehren, auch räumlich. Gleichzeitig lehnte er die kosmopolitischen „Großstadtjuden“ als zersetzendes Gift für die jeweiligen „aufnehmenden“ Gesellschaften ab, sah Juden als ihrem Wesen nach „anders“ an, keine Taufe könne daran etwas ändern, „rassische“ Mischehen werden verteufelt. Anknüpfungspunkte waren die jeweilige Ablehnung der Preisgabe „eigener Identität“, aber auch der Kult um die

¹⁸⁰ „Er [...] war fast in allen europäischen Ländern heimisch, seine Freunde und Verwandten lebten verstreut in der weiten und bunten Welt“. Im ganzen Reichsgebiet konnte er sich frei bewegen, überall waren die Gendarmen und Behörden die gleichen, ebenso die Kaffeehäuser. Roth klagt zu Recht darüber, dass man im 19. Jahrhundert auf die Schnapsidee gekommen war, „dass jedes Individuum einer bestimmten Nation oder Rasse angehören müsse, wolle es wirklich als bürgerliches Individuum anerkannt werden“. Nach dem Untergang des Reichs brauchte man plötzlich einen Pass und „sogenannte Visen“, wenn man verreisen wollte, so dass dem Autor nur der Spott über „all die Formalitäten, welche die ehernen Gesetze des Verkehrs zwischen Mensch und Menschen nach dem Kriege geworden waren“ bleibt.

¹⁸¹ In protestantischen Staaten wie dem Deutschen Reich sahen sich traditionsbewusste Katholiken dementsprechend ähnlichen Vorurteilen ausgesetzt wie „Ostjuden“: skeptisch gegen weltliche Autoritäten, sich deren Ordnungsvorstellungen entziehend, nach eigenen seltsamen („abergläubischen“) Gesetzen gleichsam in einer mystischen Parallelwelt lebend.

¹⁸² Während der Zionismus sich seither pragmatisch öffnete, verengte sich der Afrikanismus immer mehr zur strengen Blut-und-Boden-Ideologie: heute gibt es Allianzen etwa zwischen Ethnopluralist Dugin und dem antisemitischen Panafrikaner Stellio Capo Chichi, der in seinem Buch „Obscure époque“ 2016 das Gemeinsame der jeweiligen Anliegen betont.

¹⁸³ Texte mehrerer Klassiker des bündischen Liedguts, welches noch in den 1960er Jahren selbst unter katholischen Pfadfindern gesungen wurde – etwa „Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm“, über die „tausendjährige Bauernkraft“, die sich im Bauernkrieg gegen die verräterische Ritterschaft erhoben hätte. Seine Standesgenossen waren für Münchhausen in erster Linie für den Schutz und Erhalt der edlen deutschen Bauernschaft berufen, die „deutsche Bauernkraft“ sei nämlich „dem Lande sein Bestes“ („Wir“). Münchhausen steht auch beispielhaft für die Akzeptanz der Homosexualität in der völkischen Bewegung. Um 1900 schrieb er „Jenseits des Tales standen ihre Zelte“, deutliche Anspielungen enthaltend, die noch 1934 im Liederbuch der Hitlerjugend nicht zensiert waren.

„ehrlche Arbeit“¹⁸⁴. Es verwundert nicht, dass vor der Shoah viele Juden, die sich selbst als internationalistisch und weltbürgerlich sahen (und den untergegangenen Vielvölkerstaaten Europas nachtrauerten), nicht unbedingt überzeugte Zionisten waren. Doch ist diese historische Zionismuskritik, die sich gegen nationalistische Enge richtete, in keiner Weise zu vergleichen mit dem heutigen Antizionismus jüdischstämmiger Linksakademiker insbesondere in den USA. Für diese Leute hat offenbar die Shoah nie stattgefunden und sie stecken gedanklich noch tief in den 1920er Jahren. Gerade im Kommunismus waren das Judentum und sein Gott bekanntlich verhasst; spätestens im Sommer 1923 war etwa im KPD-Schrifttum (z.B. in der „Roten Fahne“) offener Antisemitismus ausgebrochen, das Märchen vom Bund des jüdischen Großkapitals mit der NSDAP verbreitend. Nachdem Lenin 1920 alle Kommunisten dazu aufgerufen hatte, sich mit nationalistischen „Befreiungsbewegungen“ zu solidarisieren, egal, was für barbarische Unterdrückungsregimes jene identitären Fremdenhasser wiederum in den „befreiten“ Gegenden errichten würden, kam es zu absurden Konstellationen wie, dass jüdische Kommunisten in Palästina arabische Nationalisten unterstützen sollten, die gerade Pogrome an Juden

veranstalteten¹⁸⁵. Heute sehen sich jüdischstämmige „Linke“ in den USA als Teil einer (verteufelten) „weißen“ Geschichte, schimpfen über „weiße“ Kolonisten inmitten einer gleichsam unberührten nahöstlichen Natur (anstatt etwa über den Beitrag des arabischen Nationalismus zur Shoah¹⁸⁶). Als aber z.B. die Donaumonarchie untergegangen war und Europa endgültig im Nationaltaumel versumpfte: was blieb den bedrängten Juden (in Europa gab es eben *keine* „weiße“ Geschichte!) noch übrig, als den Rückzug in ein gemeinsames Land als besten Ausweg aus der Misere zu erkennen? Der wahre Kern an der Wendung des „jüdischen Imperialismus“ ist, dass Juden (ebenso wie andere Minderheiten, aber aufgrund der spezifischen Verfolgungssituation ganz besonders) die Schutzfunktion der alten übernationalen Imperien besonders schätzten und dieses humane Prinzip gegen die neue nationale Barbarisierung der Welt aufrechterhalten wollten. Ein verzweifelter Versuch, auf dem europäischen Kontinent Universalität und Humanität zu retten, scheiterte in der Sowjetunion. Isaak N. Steinberg (unter Lenin kurzzeitig Justizminister) war unter den bedeutenderen jüdischstämmigen Protagonisten der Oktoberrevolution der einzige, der nicht mit dem Judentum gebrochen hatte¹⁸⁷. Im Gegenteil: er begründete sein Eintreten für die

¹⁸⁴ So findet man auch bei einigen zionistischen Pionieren (meist sehr säkular eingestellt) dieselben Vorwürfe gegen damalige Juden wie bei Judenfeinden: das Klischee des wandernden, „wurzellosen“ Juden, der „nur“ Handel betreibt – die Juden sollten wieder „verwurzeln“ in einem Land, das sie mit ihren Händen bearbeiten (z.B. Aron David Gordon, 1904 ins Heilige Land ausgewandert, sah die Juden von ihrer „Natur“ abgeschnitten, sie sollten wieder ein „normales Volk“ werden, nicht mehr verstreut sein).

¹⁸⁵ Während noch 1905 einige Bolschewiki (die ansonsten bereits das „Selbstbestimmungsrecht der Nationen“ hochhielten) die jüdische Selbstverteidigung angesichts der genozidartigen Pogrome (an denen die so glorifizierte „produktive“ Bauern- und Arbeiterschaft teilnahm) unterstützten. Die katholische „Neue Waldshuter Zeitung“ berichtete im November übrigens ausführlich und schockiert über die Gewalt, sich klar auf die Seite der Juden stellend, wie auch zwei Jahre später während der von Massakern begleiteten nationalistischen Aufstände in Marokko (jüdische Massenflucht nach Spanien und Frankreich auslösend).

¹⁸⁶ Im arabischen Raum fand nach dem Ersten Weltkrieg in Sachen Klage über angeblich jüdische gelenkte „ungerechte Siegerjustiz“ eine parallele Entwicklung zu Deutschland statt (hier Versailles, da Balfour). Arabisch-nationalistische

Rebellenorganisationen besuchten NS-Parteitage (etwa 1938 die irakische Al-Futuwwa), nach dem Ende des von begeisterten Nazianhängern und Judenmördern durchgeführten Putsches im Irak (die „Judenfrage“ sollte dort „wie in Deutschland“ gelöst werden) flohen wichtige Protagonisten nach Deutschland, wo auch Großmufti al-Husseini eifrig zum Judenmord anstachelte, was er in seiner Heimat bereits seit 1920 tat, ab 1936 mit deutscher Hilfe besonders wirkungsvoll, vgl.

<https://jungle.world/artikel/2024/02/tradition-des-eliminatorschen-antisemitismus-mit-nazis-gegen-juden>. Hundertausende Muslime kämpften dann für die Deutschen im Krieg, Bevölkerungen in Nahost und Nordafrika standen fest an ihrer Seite.

¹⁸⁷ Vgl. zu ihm Hendrik Wallat, https://www.kritiknetz.de/images/stories/texte/Wallat_Isaak_Steinberg_Nachwort.pdf. Revolution und Judentum vertragen sich ansonsten in aller Regel schlecht, sind Revolutionäre schließlich meistens äußerst antijüdisch gesinnt. Lokales Beispiel: fast alle Personen, die sich im April 1848 in Tiengen verweigerten, mit Gustav Struves Revolutionszug mitzumarschieren (sie mussten dann teure Einsteherverträge mit anderen Einwohnern abschließen, die an ihrer Statt freiwillig mitzogen), waren Juden.

Revolution gerade mit seinem Glauben. Steinbergs Ideal war letztlich der Anarchismus (er war z.B. befreundet mit dem gleichgesinnten Rudolf Rocker): die Menschheit sollte von jeglichen Herrschaftsverhältnissen befreit werden. Herrschaft war für ihn etwas Heidnisches, dem er das jüdische Ideal eines menschheitlichen Gottesvolkes entgegenhielt, unter einer allgemeinen Moral. Die Freiheit zum individuellen Glück für jeden Einzelnen (durch Überwindung vorheriger Knechtschaftsverhältnisse) war für ihn Ziel der Revolution und universelles Menschheitsziel. Die Klassengesellschaft dürfe also nicht mit einem neuen Unterdrückungssystem ersetzt werden – darum wurde Steinberg bald zum Gegner des Bolschewismus, dessen unmoralische Prinzipien er erkannte¹⁸⁸. Ihm schwebte, als religiösem Idealisten, vielmehr eine weltliche „Judaisierung“ der Menschheit vor, die Prinzipien der göttlichen Gebote vom Sinai verbreitend (man denke etwa an Bernard-Henri Levys spätere Ausführungen über die besondere Verantwortung der Juden, die Welt die Unterscheidung von Gut und Böse zu lehren). Eine großartige Idee, leider bereits in ihren Anfängen gescheitert. Der Zionismus war also das, was übrigblieb, um sich vor der Verfolgung durch wildgewordene Nationalisten zu schützen¹⁸⁹. Der humanen Prägung der allerorts vergaulten Juden entsprechend wurde der realisierte Staat Israel zu einem Hort der Freiheit und des (mitunter, wenn nötig, auch die eigenen Grenzen überschreitenden) Rechts. Das erscheint seinen Feinden (mit Recht)

¹⁸⁸ Nämlich: der Zweck heilige die Mittel (dabei bestehe der Vorzug des Sozialismus doch gerade in seiner Ethik), der Wille der Massen sei politischer Auftrag (dabei stehe die moralische Wahrheit über dem Mehrheitswillen), die revolutionären Akteure folgten nur dem „Naturgesetz“ der determinierten Geschichte (dabei haben sie alle einen freien Willen), die Proletarier sollten Herrschaft ausüben (dabei sollten doch alle Menschen, auch die vormaligen Kapitalisten, aus den Zwängen des Systems befreit werden). Steinberg war gegen Rache und physische Vernichtung der Gegner, Gewalt war ihm nur legitim zur Verteidigung der Rechte.

¹⁸⁹ In Kriegszeiten gaben auch die Kolonialmächte ihre Minderheitenschutzpolitik zugunsten der nationalistischen Mehrheitsbevölkerungen auf, ließen antijüdische Pogrome zu. Nach dem Krieg war eine Masseneinwanderung ins „Mandatsgebiet Palästina“ von den Briten zunächst nicht gewünscht, obwohl der Antisemitismus auch in Europa ungebrochen weiterging, so dass tausende als „displaced persons“ festgehaltene Juden etwa 1947 illegal ins heutige Israel,

als „westlich“ – und damit automatisch „imperial“. Leider gehören zu diesen Feinden explizit auch „moderne“ Christen, nicht zuletzt linke Katholiken. Deren Sprachrohr, Papst Franziskus, betete im Dezember 2024 im Vatikan vor einer mit „Pali-Tuch“ ausgestaffierten Weihnachtskrippe, nachdem er in einem zuvor erschienenen Buch mit dem nichtssagenden Titel „Hoffnung enttäuscht nie“ Israel (sich gegen eliminatorische Terrororganisationen zur Wehr setzend) implizit „Völkermord“ in Gaza unterstellt hatte. Noch vom Krankenbett aus telefonierte das geistliche Oberhaupt von 1,4 Milliarden Menschen im Februar 2025 täglich mit dem rund 200 Katholiken betreuenden Pfarrer von Gaza, welches ihm offenbar mehr am Herzen lag als alle anderen derzeitigen Kriegsgebiete, oder Gebiete, in denen Katholiken für ihren Glauben verfolgt werden (auf Myanmar z.B. trifft beides zu)¹⁹⁰. Ein besonders krasses Beispiel bot Bischof Johan Bonny von Antwerpen (kirchliche Lehren zu den üblichen Zeitgeistthemen generell für überholt haltend), der ausführte, die Massaker der Hamas im Oktober 2023 seien Israel gerade recht gekommen, um als „Alibi“ für einen Einmarsch in Gaza herzuhalten (nicht weit ist es zur Verschwörungstheorie, „die Juden“ seien bestimmt selbst für die Morde verantwortlich); die Bibel (welche sie „verfälschen“) würden die Juden selbstverständlich auch nicht kapieren, da sie damit „mörderische Taten legitimieren“ wollten, womit Bonny „militärische Expansion“ meint, und sicher sei das

wo sie sich endlich Frieden und Sicherheit erhofften, fliehen mussten.

¹⁹⁰ Als Reaktion auf Trumps (natürlich völlig unausgegorene) Gaza-„Überlegungen“ im Februar 2025 protestierte der für den Streifen zuständige Generalvikar Shomali sogleich, wie schlimm es sei, „ein Volk gegen seinen Willen zu vertreiben“, da es doch ein Recht auf „sein eigenes Land“ habe – ein weder biblisches noch angesichts des ungebrochen von dort ausgehenden antijüdischen Terrors zu rechtfertigendes Urteil. Die arabische Bevölkerung in der 400 Jahre lang osmanischen Vielvölker-Region Palästina hatte sich im Zweiten Weltkrieg großenteils auf Seiten der Nazis gegen die „kolonialistischen“ Briten positioniert, Juden (dank des importierten europäischen Antisemitismus als Drahtzieher des westlichen Imperialismus imaginiert – auch die später von den Nazis unterstützte, stark antijüdische Muslimbruderschaft geht auf Personen zurück, die analog zur völkischen Bewegung die „zügellose“ Moderne, wie sie in den 1920er Jahren auch in der arabischen Welt herrschte, zurückwies) waren permanent in Lebensgefahr.

Westjordanland als nächstes dran. Auf einem intellektuell etwas höheren Niveau veranschaulichte einige Jahre zuvor der kamerunische Historiker Achille Mbembe den engen Zusammenhang von Antikolonialismus, Israelhass und modernistischer Theologie. Seine Israelfeindlichkeit ist zunächst ganz typisch von der Gedankenwelt „linker“ französischer Intellektueller geprägt; da ist etwa Foucaults Wahnidee, der Nationalsozialismus habe sich aus der Trennungspolitik der modernen Kolonialstaaten entwickelt. Nun ist ein rassistischer Apartheidstaat gewiss etwas Unschönes (zu fragen wäre, auf welche realen Kolonialstaaten dies in welcher Weise zutrifft – es ist eben von Bedeutung, dass gerade der *deutsche* Kolonialstaat sich in Sachen Rassismus besonders hervortat), aber der Ausschluss des Schwarzen vom gesellschaftlichen Leben der Privilegierten ist doch wohl wesentlich verschieden vom endgültigen Ausschluss des Juden aus der menschlichen Spezies durch Vernichtung. Mbembe und Konsorten verkürzen sodann die (legitime) Kritik weltlicher Herrschaft auf eine Kritik allein des *westlichen* Staates (wobei sie liberale Demokratie, Faschismus und Nationalsozialismus sorglos in eins setzen¹⁹¹), der immer ausschließen und letztlich vernichten wolle. Mbembe verstrickt sich hier in eurozentrische Topoi, wonach die „weiße“ Ausdehnung von Herrschaft etwas ganz neues und besonderes gewesen sei – dabei ist *jedes* politische Gebilde anfangs ein kleines „Imperium“ (es dehnt sich aus und ersetzt ältere Machtkonstellationen), das mal früher, mal später „gesättigt“ ist (seit rund 200 Jahren meist aufgrund der nationalen Ideologie), und das (gar nicht so „moderne“) Prinzip der Trennung bedarf gerade in von rivalisierenden

Stämmen geprägten Gebieten sicher nicht der weißen „Eindringlinge“, um Menschen einander zu entfremden. Die westliche Gesellschaft ist von allen Formen menschlichen Zusammenlebens diejenige, die am meisten die per se unterdrückende Herrschaft *gezähmt* hatte – der Stamm tat es sicher nicht.

Anknüpfend bei französischen Autoren, sieht Mbembe jedoch den Nationalsozialismus als innereuropäische Anwendung ausgerechnet kolonialer Methoden an. Nun mag man darüber sinnieren, inwieweit der eine oder andere Shoah-Täter von Gräueltaten aus „Südwest“ beeinflusst gewesen sein mag – doch ist der Nationalsozialismus politisch eindeutig Kulmination des anti-universalistischen *nationalstaatlichen* Prinzips, gerade nicht des imperialen. Die Shoah greift darüber hinaus, weil der NS-Staat den antiimperialen, nationalistischen Antisemiten anderer Länder (zum eigenen Profit) zu Hilfe kam, sich jener „übernationalen Macht“ zu entledigen. Vom Antisemitismus fehlt Mbembe aber der Begriff, und daran ist nicht in erster Linie Foucault schuld, sondern eine modernistische (und damit volksverherrlichende) Variante des Christentums¹⁹². Mbembe hasst das Alte Testament. Darin sei ein rachsüchtiger, blutdürstiger Stammesgott geschildert, der die Juden zur Abgrenzung gegen andere aufrufe, ihre Religion müsse daher per se für Nichtjuden unannehmbar sein (Postkolonie, 2000). Das Judentum baue auf Hass und Intoleranz auf (erst das Christentum hätte den Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden aufgehoben – Judentum erscheint hier als geschlossene „Ethnie“, dabei war das Gottesvolk bereits zur Zeit des Alten Bundes offen und integrativ). Dem Staat Israel liege die Vorstellung

¹⁹¹ Dabei erhebt der Faschismus den Stamm zum Staat (durchaus in der Tradition kontinentaler Aufklärer), die liberale Demokratie dagegen (wie auch der westliche Kolonialstaat, zumindest im fortgeschrittenen Stadium) löst ihn auf und befreit die Individuen.

¹⁹² Auch Gesinnungsgenosse Edward Said, Gründervater des „*postcolonial studies*“, war Christ aus privilegierten Verhältnissen. Der arabische, antizionistische Nationalismus wurde zu Beginn vor allem von Christen verbreitet. Insbesondere „liberale“ (und damit i.a.R. nationalistische) Christen neigen seit jeher zum Antisemitismus, da ihnen Weltliches wichtiger ist als der Glaube. Ein Glaubenswechsel seitens des Juden reicht ihnen nicht, sie fragen sich: ist er auch „deutsch“ genug geworden? Geht das überhaupt? Mit Beginn der Rassenlehre wurden sie

(verliebt in „neueste Wissenschaft“) reihenweise zu harten Rassenantisemiten. Rechtgläubige Katholiken dagegen nahmen nicht nur stets Konvertiten vorbehaltlos an, sie verteidigten seit dem 19. Jahrhundert auch den orthodox-jüdischen Glauben und verurteilten die „liberalen“ Juden gerade nicht für ihr Juden-, sondern für ihr („nationalliberales“) Deutschtum, welches antikatholischer ist, als es das alte Judentum je war. Die katholische Ablehnung der zionistischen Idee, es gäbe ein göttliches Recht auf einen jüdischen Staat im Heiligen Land, bedeutet nicht, man müsse die Existenz eines solchen Staates nach weltlichem Recht ablehnen (als sei ausgerechnet ein islamistisch-arabischer Nationalismus besser bzw. „gottgewollter“) – das tun heutzutage nur verwirrte Befreiungstheologen.

eines göttlichen Existenzrechts zugrunde (nicht etwa die reale Bedrohungslage der Juden); die Juden sind bei Mbembe Inbegriff des Kolonisierers, der Universalismus vorschleibt, in Wahrheit aber nur partikuläre Vorstellungen anderen aufzwingt. Dies war auch die Auffassung so ziemlich aller Nazis (die sich selbst als arme „Kolonisierte“ betrachteten).

Das Traurigste an der Sache ist, dass der jüdische Universalismus in Israel keineswegs, wie Mbembe unterstellt, expansiv auftritt (wie es etwa derjenige Steinbergs tat) bzw. auftreten kann. Israel ist eben kein „Imperium“, nichtmal westliche „Kolonie“. Im Gegenteil ist seine Existenz notwendig gewordene Flucht aus dem Westen, wo die universalistischen Ideale aufgrund der nationalen Ideologie (am sichtbarsten im Antisemitismus) im rabiaten Niedergang waren und sind¹⁹³.

4.

Universalistisch-egalitäre Staatstheorie lief historisch auf Imperialismus hinaus, doch dessen Geschichte ist, wie geschrieben, diejenige eines moralischen Niedergangs, weil volksselige, irdischen Gewinnen zugewandte nationale Egoismen die gute Frucht verdarben. Welche Formen erneuter übernationaler Großstaatsbildung wären eigentlich heute noch denkbar?

Ein interessantes alternatives Modell lieferte die Europäische Union. Sie hat einen „imperialen“ Charakter, der am historischen Punkt des (selbstverschuldeten) Zerfalls der alten Imperien ganz bewusst das Gegenbild zu jeglichem Nationalismus darstellen sollte. Basis war, auch hier, das Christentum, aber nicht vor dem Hintergrund des Missionsauftrags (der auch einherging mit einer Versöhnung vormals verfeindeter, ehemaliger Heiden), sondern einer Versöhnung unter entzweiten Christen. Zwar

wurden mit der europäischen Einigung natürlich, vor dem Hintergrund der stalinistischen Gefahr, sehr pragmatische Ziele verfolgt, Voraussetzung aber, überhaupt über gemeinsame Ziele reflektieren zu können, war der Versöhnungsprozess Frankreichs mit Deutschland, dem ständigen Aggressor. Bis dahin war „Europa“ eine Landmasse, auf der permanent die Interessen gewaltbereiter Mächte aufeinandertrafen, und der jahrhundertelange Konflikt zwischen den beiden größten davon stand im Zentrum. Seit dem 19. Jahrhundert ging dabei die Aggression immer von Deutschen aus; drei Generationen von Deutschen waren nacheinander nach Frankreich gegangen, um dort Franzosen zu töten und Landschaften kaputtzubomben. Nun beschlossen Menschen auf der Opfer-Seite, mit denen, die ständig ihr Land überfallen haben, gemeinsam in eine hoffnungsvolle Zukunft gehen zu wollen. Motivation zu so etwas konnte nur ein christliches Weltbild sein, und somit begann die europäische Einigung als das bislang letzte große antinationale, christliche Projekt der Weltgeschichte. Außenminister Robert Schuman sah keine Nation als ihrem Wesen nach feindlich an, er sah den einzelnen Menschen, der zu höherem berufen ist, als sein Leben in den Dienst eines blutrünstigen Kollektivs zu stellen und es dafür zu opfern. Schuman wollte deutsch-französische Freundschaft in einem übernationalen Bund, Frankreich war unter seiner Federführung bereit zur Vergebung. Da der Vergebung ein Schuldigwerden logisch vorausgeht, das Bewusstsein für Schuld Voraussetzung für Vergebung ist (die dann von der Last der Vergangenheit befreit), ist auch anzuerkennen, dass auf der deutschen Seite zumindest an der neuen Spitze die deutsche Schuld eingestanden wurde¹⁹⁴. Mit der Vergebung durch die Opfer wurden die Täter wieder auf dieselbe

¹⁹³ Ein weiterer arabischer Nationalstaat ist kein vernünftiges Ziel, im Gegenteil gibt es schon viel zu viele Nationalstaaten (per se zu Antisemitismus und Minderheitenverfolgung neigend). Grenzen zwischen säkularen Staaten mit demselben System sind völlig überflüssig (allein völkischer Ideologie geschuldet) – nur ein Staat für eine überall sonst verfolgte Minderheit benötigt Grenzen und eine Ordnung, die jene Gruppe besonders schützt (etwa die Bevölkerungszusammensetzung oder die Verteilung des Grundeigentums betreffend), weil er sonst als sicherer Fluchthafen ineffektiv wäre. Erst, wenn alle anderen Staaten (endlich jeglichen Nationalismus aufgebend) sich zu einem säkularen Weltstaat aufgelöst hätten,

würde man über ein Aufgehen auch Israels darin nachdenken können.

¹⁹⁴ Bundeskanzler Adenauer, selbst ein Opfer der NS-Herrschaft, lehnte zwar den Begriff der „Kollektivschuld“ ab, der Sache nach aber bekannte er, dass „das deutsche Volk“ sich „mit Begeisterung gleichschalten“ ließ, trotz des Wissens, „dass die nationalsozialistische Regierung und die Heeresleitung ständig [...] gegen die einfachsten Gebote der Menschlichkeit verstießen“ (Schreiben am 23. Februar 1946 an Pfarrer Bernard Custodis). Die „Anbetung der Macht und Missachtung der Werte des Einzelmenschen“, als „konsequente Weiterentwicklung des preußischen Staatsgedankens“, kreierte er völlig

Stufe gestellt, was Grundvoraussetzung für Freundschaft ist, die über eine gleichgültige (und grundmisstrauische) Zweckgemeinschaft hinausgeht. Dieses Einigungsprojekt hat ein erneutes Aufkommen einer „Westfront“ in Europa seither in der Tat undenkbar gemacht, die deutsch-französische Verzahnung ist stabil. Die Ausweitung dieser historisch außergewöhnlichen Vereinigung auf „Augenhöhe“ hingegen hat leider nicht sonderlich gut funktioniert. Mit den erst lange nach der Ära Adenauer der EG/EU beigetretenen sonstigen früheren „Feindstaaten“ Deutschlands (man denke insbesondere an das Vereinigte Königreich und Polen) gab es nie diesen Versöhnungsprozess, der Charakter der Zweckgemeinschaft ist hier viel deutlicher – auf beiden Seiten wurde „Freundschaft“ nie wirklich angestrebt (und die Signale hätten natürlich von deutscher Seite ausgehen müssen). Insbesondere die Berliner Republik schadete dem ursprünglichen Charakter des Bündnisses regelmäßig mit egoistischen Anwendungen (Finanzkrise, Antiamerikanismus...) und missbräuchlich-oberlehrerhafter Verallgemeinerung des Friedensstiftungs-Gedankens, vom historischen deutschen Problem falsch abstrahierend (allein Deutschland war schließlich seit seiner Erschaffung 1871 der zu zähmende Psychopath im Raum). Das vereinte Europa konnte sein Anziehungspotenzial nicht entfalten, auch weil der Bezug auf die Katastrophe des Nationalismus beständig wegrationalisiert wurde. Das aus der englischsprachigen Welt kommende und in Deutschland begierig aufgesogene neue (revisionistische) Geschichtsbild erklärt z.B. den

richtig den Volksmassen an und sah die Schuld an den „ungeheuren Verbrechen“ vorbehaltlos auf deutscher Seite, die Regierung in der moralischen Pflicht zum Versuch der Wiedergutmachung. Adenauer war in erster Linie Katholik und insofern Botschafter von Freiheit und Zivilisation in einem Land, das solches nie gewollt hatte. Ebenso wie der gleichfalls katholische Franz Josef Strauß befürwortete er deshalb einen europäischen Bundesstaat, zum Ärger der über alle Parteien verteilten Nationalisten. Auch Otto von Habsburg setzte sich für die europäische Einigung gerade nicht (wie gewisse Kräfte in Deutschland und Frankreich) aus Antiamerikanismus ein (er pflegte gute Beziehungen etwa zu Präsident Roosevelt und Felix Frankfurter, Richter am Supreme Court, einen gebürtigen Wiener Juden, der sich gegen die Rassentrennung einsetzte), sondern aus Misstrauen gegenüber Deutschland; er verteidigte gegenüber

Ersten Weltkrieg zur unausweichlichen Eskalation unter lauter böser Imperialisten (die irrationale Aggression des Deutschen Kaiserreichs, ohne die es bei einem regionalen Balkankonflikt geblieben wäre, wird grob verharmlost)¹⁹⁵, die Frage nach Schuld gilt somit als überholt, jeder sei eben irgendwie mitschuldig, so dass alle Schuld sich von allein neutralisiert. Vergebung wird überflüssig, Freundschaft auch. Es gibt nicht mehr Aggressoren und Opfer ihrer Aggression¹⁹⁶, nicht mehr Lasten des Gewissens, Krieg wird wieder (schön protestantisch-misanthropisch) zum Naturereignis, in das man halt hineinschlittert, und das noch am ehesten (ausgerechnet!) durch Rückbesinnung auf die jeweils eigene „Nation“ verhindert würde. Dass Zivilisationsbrüche immer von Nationalisten ausgehen, wird vor lauter Missgunst gegenüber der übernationalen westlichen Zivilisation gekonnt ausgeblendet. Relativ früh, allerspätestens mit der EG-Norderweiterung war angesichts des nichtüberwundenen Nationalgedankens klar, dass es keinen europäischen Bundesstaat geben würde (anfangs hatte die „paneuropäische“ Idee sogar noch die Kolonien mit einbezogen), die wohltuende Über-, ja Antinationalität der alten Weltreiche wurde mit der europäischen Einigung nicht mehr angestrebt. Sehnsuchtsort war (auf konservativer Seite) maximal ein imaginiertes „christliches Abendland“. Das Ideal im Westen wurde, vor dem Hintergrund des Kalten Krieges, nachdem sich die alten europäischen Imperien in den 1970er Jahren (mit wenigen Ausnahmen) ihrer letzten Kolonien entledigt hatten: bloß nicht mehr „natürliche Grenzen“ überschreiten, anderen „Völkern“ irgendetwas „aufzwingen“. Sowas Schlimmes tat

seinem Freund William Buckley sogar de Gaulle gegen Vorwürfe des nationalen Egoismus: gerade, um eine deutsche Vorherrschaft in Europa zu verhindern, sei eine starke französische Position in Europa wichtig.
¹⁹⁵ Bei Hundertjahres-Gedenkveranstaltungen zu jenem Krieg hörte man im Vereinigten Königreich oft, das Empire sei so ein übler Staat gewesen, die jungen britischen Soldaten wären für nichts und wieder nichts gestorben – dabei hatten sie den Menschen auf dem Kontinent geholfen, sich gegen den Aggressor zu verteidigen, der ihren vormaligen Lebensraum mit Bomben und Schützengräben überzogen hat. Sie *haben* für eine gerechte Sache ihr Leben gegeben!

¹⁹⁶ Bereits mit der Enzyklika *Pacem in terris* von Johannes XXIII verstanden sich auch die Päpste als pazifistische Mahner, Konflikte stets „friedlich“ zu lösen, als könnte Kriegführung nicht gerecht sein.

nur der Feind. War grundsätzliche Imperialismuskritik zuvor charakteristisch für antiwestliche Kräfte (Links- und Rechtsextremisten), machten nun auch massenhaft konservative Akteure sie sich zu eigen. Immer mehr wurde propagandistisch der angeblich imperialistische Charakter der Sowjetunion kritisch hervorgehoben – dafür (durch industrielles Outsourcing) dem chinesischen Staatskapitalismus der Weg zur Weltwirtschaftsmacht geebnet. US-Präsident Nixon ließ sich im innerkommunistischen Konflikt von China instrumentalisieren, und fast alle folgten ihm. Otto von Habsburg etwa hatte noch 1971 lautstark gegen die Aufnahme Rotchinas in die UNO protestiert; spätestens ab 1978 vertrat er dann (sich immer penetranter um das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ sorgend) den Standpunkt, man müsse China unterstützen, da es im Gegensatz zur Sowjetunion den Kommunismus ja nicht exportieren wolle. Bereits 1975 hatte Franz Josef Strauß (dem der Ultranationalist Mohler dies schon seit Jahren schmackhaft machen wollte) Mao einen Besuch abgestattet. Aus den Angelegenheiten der „Völker“ wollte man sich inzwischen heraushalten, nur noch das eigene Wohlergehen sichern. Der völlige moralische Bankrott war in der (ersten) Ära des US-Präsidenten Trump erreicht, dessen Isolationismus, im Verbund mit langjährigen Bestrebungen in Berlin und Paris, sich

mit russischer Hilfe aus der Abhängigkeit vom „bösen Yankee“ zu befreien¹⁹⁷, die Idee gemeinsamer westlicher Werte scheinbar beerdigte; Europa degenerierte endgültig vom westlich-zivilisierten Bundesprojekt zum Nationsersatz mit entsprechenden Egoismen und Werterelativismus. Just 2017, unter Macron, wurden auch die friedensstiftenden, also „neokolonialen“ Aktivitäten Frankreichs in Westafrika zurückgefahren. In Deutschland gierte man schon damals nach einer unabhängigen, rein europäischen Alternative zur NATO (nach dem Motto: Landesverteidigung statt „Werteimperialismus“); die Bemühungen von US-Präsident Biden und den damaligen deutschenskeptischen konservativen Regierungen Polens¹⁹⁸ und des Vereinigten Königreichs 2022 um Wiederbelebung des Bündnisses brachten keine Frucht, wobei insbesondere die deutsche SPD-geführte Regierung penetrant der Meinung war, antiwestlichen Kräften solle man ja nicht die westliche Vorherrschaft (von der diese Partei ja traditionell gerade wegkommen will) allzu machtvoll demonstrieren. So wirkte man im Ukrainekrieg folgerichtig auch keineswegs als Verteidiger der offenen Gesellschaft (dem es um Rechte der Individuen geht), sondern eines vorgeblich homogenen Volksstamms und von dessen „Recht“, sich alles Fremden zu entledigen¹⁹⁹. Russland gilt weiterhin als

¹⁹⁷ Auch Kanzlerin Merkel war (manifest im Nord-Stream-Projekt) offensichtlich stets an einem guten Auskommen mit Russland interessiert; 2008 schoss man vehement gegen den von US-Präsident Bush geforderten NATO-Beitritt der Ukraine, an der Aufrüstung ebenjener nach 2014 war Deutschland nur äußerst gering beteiligt (man lieferte weitaus weniger Material als etwa Dänemark oder Tschechien und investierte nur einen Bruchteil der Summen, die z.B. Frankreich aufwendete). Vizekanzler Gabriel bestand in bester SPD-Tradition stets darauf, dass russisches Gas alternativlos sei und Europa sich in Sachen Energieversorgung von den USA nicht hineinreden lassen solle. Bereits zur Zeit Kanzler Schröders war offen von transatlantischer Rivalität die Rede, eine neue (quasi „blockfreie“) europäische Supermacht unter deutscher Führung drohte zu entstehen, was letztlich glücklicherweise von der (nicht zuletzt aufgrund ökologischer Ideologie) zum entwicklungshemmenden Bürokratiemonster verkommenen EU selbst vermasselt wurde.

¹⁹⁸ Jenes laut deutschen Medien angeblich so antisemitische Land feierte 2023 die Seligsprechung der Familie Ulma, die acht jüdische Mitbürger vor den Nazis versteckt hielt und dafür, wie die Beschützten, von den deutschen Besatzern brutal ermordet wurde;

der Tag ihres Martyriums war schon 2018 vom polnischen Parlament zum Gedenktag für all solche Hilfeleister unter deutscher Besatzung erklärt worden. Man mag dies als unangemessenen Nationalstolz werten, aber es zeigt eben auch, *worauf* ein „stolzer Pole“ sich etwas einbilden soll: auf gute Werke, dem Nächsten (auch dem Andersgläubigen) geholfen zu haben in der Not – und eben nicht mitgemacht zu haben bei der deutschen Barbarei (Ausnahmen, bei denen Gruppen polnischer Antikommunisten von eingerückten SS-Einsatzgruppen zu Rachepogromen an mutmaßlich prosovjatischen Juden angestiftet wurden, werden in Deutschland hingegen nach wie vor zur Schaffung eines Bildes angeblichen, blutrünstigen slawisch-katholischen Untermenschentums missbraucht).

¹⁹⁹ Im russisch geprägten Ostteil der Ukraine war die Sicht auf den Konflikt weniger nationalistisch als in Deutschland: der dortige Patriotismus stützte sich auf Werte des prowestlichen Staates, gerade nicht örtliche Volks“- Traditionen und das „eigene“ kulturelle Erbe (sogar die Orthodoxe Kirche übernahm plötzlich den westlichen Kalender, während die Unierten im Westteil gar nicht delatinisiert genug sein können – wie sehr fehlt heute z.B. ein Kardinal Barnabo, zur Zeit des Ersten Vaticanums Vorsitzender der Missionskommission, der von allen Katholiken die Übernahme

„Imperialist“, dessen wesentliches Verbrechen darin bestünde, die Souveränität der „Völker“ zu bedrohen.

Was ist der Putinismus in Wirklichkeit? Will er wirklich einen übernationalen, universelles Recht durchsetzenden Großstaat? Im Gegenteil, Russlands Politik richtet sich gerade nicht gegen das Prinzip völkischer „Selbstbestimmung“, sondern gegen die liberale „Zersetzung“ des „eurasischen“ Raumes, der als Gegengewicht zu den USA imaginiert wird, weshalb „Brudervölker“ zu befreien und vor schändlichen Einflüssen zu beschützen seien, auf dass sie wieder zu „sich“ (und ihrem schönen „traditionellen“ Lebensstil) kämen. Hier ist also gerade *kein* klassischer Imperialismus im westlichen Sinne am Wirken. Ebenso wie die NS-Führung im Zweiten Weltkrieg stilisiert sich Putin (z.B. Rede am 28.11.2023) als Vorkämpfer für die Freiheit „der ganzen Welt“, für eine „gerechtere Weltordnung“ gegen die westlichen liberalen Kräfte. Die künftig „multipolare Welt“ solle sich keinen gemeinsamen Normen mehr unterwerfen müssen. Für Putin ist Recht nur ein Mittel zur Herrschaft, ein Geschöpf des „Souveräns“, welches das Volk darstelle. Überpositives Recht ist ihm „Kolonialismus“, „Dekolonisierung“ bestehe im Ausschluss jeglicher fremden Einflüsse (innerer Dissens sei per se Fremdbeeinflussung geschuldet und zu vernichten), der „globalistische“ Westen sei „rassistisch und neokolonial“ (z.B. Rede im Juli 2022); dies ist der

übliche Vorwurf derer, die Menschenrechte als westliches Konstrukt bezeichnen und gerne ihre Mitbürger unterdrücken, ein nationalistischer Vorwurf. Der ukrainische Nationalismus wird in Russland nur deswegen kritisiert, weil Ukrainer doch eigentlich auch Russen seien²⁰⁰. Im westlichen, kosmopolitischen Blick sind „Russen“ wie „Ukrainer“ einfach *Menschen*. Putin ist nicht wegen irgendeinem „Völkerrecht“ im Unrecht, sondern weil sein expandierendes System (und das seiner Verbündeten) die *Menschenrechte* missachtet²⁰¹ – nicht einfach, weil er irgendwo eingreift, wo er „nichts zu suchen“ habe. Das darf niemals ein Argument sein. Wenn Hitler Polen nicht angegriffen und „nur“ deutsche Juden vergast hätte, wäre dann ein Angriffskrieg gegen Deutschland etwa Unrecht gewesen²⁰²?

Mit einem klassischen Imperium verbindet Russland nur seine territoriale Größe mit entsprechender relativer Diversität seiner Bevölkerung²⁰³. Dieser zum Trotz hatte es maximal phasenweise und punktuell westlich-kosmopolitische Ideen aufgegriffen; zwar hatte das vormoderne Zarenreich gewisse Ähnlichkeiten mit westlichen Pendants (integrierte z.B. zu christianisierende Turkvölker), später jedoch dominierten panorthodoxe, dann panslawistische, schließlich panasiatische Staatsideologien, so dass man sich immer an klare gegebene Grenzen gebunden sah, eben kein „Weltreich“ sein wollte. Der russische Imperialismus seit dem aufgeklärten

der tridentinischen Disziplin verlangte). Selenskiy, kulturelle Hegemonie der Westukraine fördernd, ist selbst russischer Muttersprachler.

²⁰⁰ Russische Militärinterventionen seit 1991 betrafen fast ausschließlich Gebiete, die von „ethnischen Russen“ bzw. prorussischen Bevölkerungen bewohnt werden (Ukraine, Transnistrien, Südossetien), oder ohnehin eigenes Staatsgebiet waren (Tschetschenien).

²⁰¹ Berichte über den ultraautoritären Staat verweisen regelmäßig auf systematische Anwendung von Folter und politischen Mord, politischen Missbrauch von Psychiatrien, Grundrechteverweigerung für Behinderte, starke Einschränkungen der Religions- und Meinungsfreiheit usw.; 2024 wurde bekannt, dass in den eroberten ukrainischen Gebieten alle katholischen Kirchen von russischem Militär geschlossen oder zerstört wurden.

²⁰² Die Shoah war für den zivilisierten Teil der Welt kurzzeitig ein Augenöffner, dass es durchaus notwendig sein kann, sich in Angelegenheiten „anderer Völker“ einzumischen. Es ist auch völlig egal, ob ein Staat sich, zum Gezeter irgendwelcher anderen „Souveräne“, territorial ausbreitet oder nicht – entscheidend ist, wie er

diejenigen Menschen behandelt, die sich seinem Zugriff nicht entziehen können. „Völkerrecht“ ist eine Erfindung von Nationalisten, um ungestört Mitmenschen innerhalb ihrer „Landesgrenzen“ unterdrücken zu können – „Völker“ haben keine Rechte, Menschen haben welche.

²⁰³ Der Charakter als Vielvölkerstaat wird von Putin wiederum nicht aus Prinzip, sondern einfach als historisch gewachsenes Faktum verteidigt – abgesehen davon, dass, so der Staatschef im Juni 2022, z.B. Peter der Große sich ja ohnehin nur Gegenden „zurückgeholt“ habe, die von Slawen, jedenfalls keinen ethnischen Schweden bewohnt worden seien, wodurch dessen Eroberungen wiederum geradezu antikolonial erscheinen. Innerhalb Russlands sind es vor allem Neonazis wie der Neuheide Denis Kapustin mit seiner antiputinistischen Privatmiliz, sich in der Tradition der faschistischen „Russischen Befreiungsarmee“ sehend (die keineswegs die Wiederherstellung der alten Monarchie wünschte, dafür „Selbstbestimmung“ für die „Völker“ auf sowjetischem Gebiet), die für ein nichtexpansives, auf „ethnische Russen“ beschränktes Kleinrussland gegen den Vielvölkerstaat kämpfen.

Absolutismus hielt sich für „naturgemäß“ – die westlichen Imperien hingegen machten keinen Hehl aus ihrer Künstlichkeit, sie wollten Menschen zusammenführen, die eben nicht von vornherein „zusammengehörten“. Entsprechend die russische Expansionsausrichtung zulasten der noch gänzlich vormodernen Osmanischen und Persischen Reiche (auf dem Gebiet früherer orthodoxer Herrschaften), das parallele Aufhetzen der Orthodoxen auf dem Balkan (über welche die Hoheit beansprucht wurde) gegen die Pforte – schon in den 1780ern wurde am Zarenhof das Projekt eines orthodoxen Balkanstaates unter der Herrschaft eines russischen Prinzen ausgearbeitet, später slawischer Nationalismus geschürt. Im Gegensatz zum Habsburger- und dem Osmanischen Reich war das Aufkommen nationalistischer Ideologie für Russland gerade keine Bedrohung, sondern überaus nützlich: die Gründung von Nationalstaaten in russischer Abhängigkeit war Teil seiner Großraum-Ideologie. Und selbst die spätere Expansion in den zentralasiatischen Raum und darüber hinaus wurde von Theoretikern des russischen „Reichsgedankens“ wie Esper Uchtomsky im 19. Jahrhundert mit angeblicher ethnischer Nähe zwischen den Bevölkerungen begründet, mit naturgegebener brüderlicher Vertrautheit (eine Russifizierung bzw. Christianisierung lehnte Uchtomsky scharf ab) und gemeinsamen Interessen gegen die bösen westlichen Kolonialmächte, dazu wurde asiatische Mythologie bemüht, wonach man dort in der Zarenherrschaft quasi eine religiöse Erfüllung sehe (während sich natürlich niemand nach europäischer Rechtsstaatlichkeit und Wissenschaft sehne). Der Bolschewismus war, unter anderem, eine Form des Eingehens auf diejenigen nationalistischen Modelle, die immer stärker in Konkurrenz zur zaristischen Variante traten: die „Sowjetrepubliken“ wurden als national-sozialistische Befreiungswerke verkauft (übernational sollten nur Außen- und Wirtschaftspolitik sein). Der sowjetische Einsatz für die Dekolonisierung der Welt war keineswegs

nur geopolitischen Interessen geschuldet, sondern entsprach der Staatsideologie, die sich per se als antikolonialistisch begriff. Das heutige Russland inszeniert sich ungebrochen in sowjetischer Tradition als Unterstützer antiwestlicher „Befreiungsbewegungen“. In Deutschland ist die Information freilich noch nicht durchgesickert, dass spätestens unter Stalin die Weltrevolution ad acta gelegt wurde, und so gilt weiterhin China als positiv-selbstgenügsames Gegenbild zu „Moskau“ (außerhalb des Dalai-Lama-Fan-Milieus). Die Sinophilie der führungsaffinen Massen Europas war in der Corona-Krise nochmal gesteigert worden; in deren Abschlussjahr 2022 hatte Deutschland so viele Waren aus China importiert wie nie zuvor (Anstieg um 34%), bei vielen Elektronikprodukten ist man längst abhängig²⁰⁴. Arbeitgeberpräsident Rainer Dulger kritisierte im Mai 2023 die Bundesregierung gar für ihre „Moralpolitik“, man müsse doch „unseren größten Wirtschaftspartnern“ vielmehr innige „Freundschaft“ beteuern (das Jahr sollte dann erneut Rekordinvestitionen deutscher Unternehmen in China mit sich bringen²⁰⁵). Er sprang damit Außenminister Qin Gang zur Seite, der meint, jedes Land habe halt seine eigenen moralischen Standards, Kritik von „westlichen Lehrmeistern“ an Menschenrechtsverletzungen als ungehörige Einmischung zurückweisend. Xi Jinping hatte wenige Monate zuvor in Xinjiang die dort betriebene totalitäre Unterdrückung der Religion (mit Umerziehungslagern, Staatsterror und umfassender Kontrolle noch der intimsten Privatsphären, auch Zwangssterilisationen und Abtreibungen) in höchsten Tönen gelobt: sie würde die „nationale Einheit“ stärken – und ein „starker Gemeinschaftssinn der chinesischen Nation“, eine Stärkung der „nationalen Psyche“ (also des „Volksgeistes“) gehört zu Xis zentralen politischen Zielen (dabei ist es gerade kein Widerspruch, weltweit die „kulturelle Vielfalt“ hingegen zu fördern und den universalistischen „Kulturimperialismus“ des Westens zu verteufeln)²⁰⁶. Das geht der hiesigen Linken wie

²⁰⁴ Und aufgrund der grünen Energiewende wird es nicht besser; der Ausbau von Solar- und Elektroenergie geht nicht ohne seltene Erden aus China.

²⁰⁵ 2024 gerieten diese dann zunehmend in Panik, feststellend, dass der Absatzmarkt aufgrund der rasanten Entwicklung bei chinesischen Konzernen (v.a. E-Mobilität) plötzlich in Gefahr ist. VW investierte bereits in den 1970er Jahren in China, unter Kanzler Schröder wurde man dort zum Marktführer (der

europäische Absatz spielt dagegen nur noch eine Nebenrolle) – inzwischen setzt die KPCh, ihrer Ideologie entsprechend, offen auf autarke Automobilindustrie.

²⁰⁶ Alle „ethnischen Kulturen“ in Xinjiang hätten ihre „Wurzeln in der chinesischen Zivilisation“, was in Falle der Uiguren maximal unter Vereinnahmung der mongolischen Frühgeschichte gerechtfertigt werden kann, niemals aber z.B. im Falle der Tadschiken

Rechten runter wie das sprichwörtliche Öl. Letztere (etwa der „Identitäre“ Martin Sellner) sind voll des Lobes für Staatsphilosoph Zhao Tingyang, der ein Gegenmodell zur westlichen „Thalassokratie“ (Dominanz der liberalen, universalistischen und interventionistischen „Seemächte“) aufstelle, das die Souveränität homogener „Völker“ achte (kapieren das aufmüpfige Gruppen im Lande nicht, ist offenbar deren „spalterische“ monotheistische Religion schuld).

Hat die Welt außerhalb der westlichen Tradition überhaupt irgendwelche Alternativen zum Neo-Nationalismus (darunter fallen auch die ganzen ethnozentrischen „Pan“-Phantasien, etwa die türkische, die gerade nicht „Neo-Osmanismus“ ist) der Postmoderne anzubieten? Das einzige antinationale Herrschaftskonzept außerhalb des Westens ist derzeit das islamistische Kalifat – eine hochgradig *intolerante* (und damit grauenhaft pervertierte) Version des Imperiums, welcher die segensreiche westliche Trennung von Staat und Kirche fehlt, denn der Islamismus unterscheidet nicht zwischen Sünde und Verbrechen, akzeptiert in seinem Staatsgedanken nicht die Freiheit zur Sünde (das „Geheimnis“ des westlichen Rechtsverständnisses)²⁰⁷. Es gibt daher momentan keine akzeptable Alternative zur amerikanisch dominierten Weltordnung, deren Zukunft leider unter dem wirtschaftsnationalistischen Präsidenten Trump in Frage steht (und ohne transatlantische Partnerschaft wäre auch die Europäische Einigung ihres Sinns entleert). Der drohende Übergang von der *pax americana* zu einer elenden „multipolaren“ Weltordnung (=noch mehr Macht für menschenfeindliche Nationalisten) ist aber auch auf den Mangel an Willen zu imperialer Stärke seitens der Hegemonialmacht USA (die im Zweifelsfall lieber auf Destabilisierung der Staatsgewalt in

suspekten Weltregionen setzte) zurückzuführen²⁰⁸ – im Gegensatz zu ihrem Vorgänger als Weltzivilisierer, dem Britischen Empire, das in Sachen Übernahme direkter Herrschaft freilich auch bereits grobe Mängel gegenüber den frühneuzeitlich-katholischen Vorläufern aufwies, zu wenig Mischung und Assimilation begünstigte. Nun hat die Welt den sprichwörtlichen Salat, und SPD-nahe Kommentatoren wie Herfried Münkler fordern schon wieder offen ein eigenes europäisches Verteidigungssystem anstelle der NATO, da sie jeglichen Konflikt mit China vermeiden wollen (Februar 2025). Was meinen solche Leute, wenn sie von „Freiheit“ sprechen? Befreiung braucht das Individuum stets in erster Linie von den „Befreiern“ seiner „Nation“. Die jedoch sind derzeit global im Höhenrausch der Macht. Der Nationalismus, dieses so unsagbar dumme, den menschlichen Verstand vor allen Dämonen der Hölle zum Gespött machende Konstrukt des 19. Jahrhunderts, wird allseits als alternativlos präsentiert. Die Kirche wäre ausersehen, diesem gottlosen und gewalttätigen Wahnsinn intellektuell Paroli zu bieten – stattdessen meinen die Modernisten, sich ausgerechnet für den „Kolonialismus“ entschuldigen zu müssen (also: für die Existenz außereuropäischer Christen) und springen damit ungewollt rechten Ideologen zur Seite, die den Glauben für die Findung nutzloser „abendländischer Identität“, zu Abgrenzungszwecken also, missbrauchen. Dabei ist es doch die Kirche, die sich bewusst sein sollte, dass die verbannten Kinder Evas alle im selben Boot sitzen und sich diese Erkenntnis nur in einer grenzenlosen, freien und gerechten Welt allgemein, allumfassend durchsetzen wird.

Taxkorgans. Die „Ethnien“-Kategorisierung in China ist ohnehin ignorant gegenüber allem, was nicht ins nationale Weltbild passt, so haben etwa die gleichfalls noch zehntausenden Macanesen, die portugiesischsprachige und katholische Mischbevölkerung Macaus, keinen Platz in diesem Konzept, existieren gleichsam nicht (maximal als störendes, wertloses Produkt des „Kolonialismus“).

²⁰⁷ Ursache ist der sunnitische Determinismus (was böse ist, bleibe böse und sei daher keines Schutzes würdig), in vielem an den totalitären Genfer Gottesstaat Calvins erinnernd – ein Terrorregime, das im Namen der

„Kirchenzucht“ jede Meinungsabweichung, ja Kleidungsabweichung, jede weltliche Vergnügung blutig unterdrückte, bestimmte Sünden mit Todesstrafe ahndete.

²⁰⁸ Trumps Doha-Abkommen mit den Taliban (2020) leitete deren erneute Machtübernahme ein und stand in Tradition des unsäglichen Friedensabkommens mit den nordvietnamesischen Schlächtern, die dann ab 1973 ungestört hunderttausende schutzlos Gewordene umbringen und über 1,6 Millionen zur Flucht treiben konnten. Mit dem Bösen verhandelt man nicht, man treibt es aus.

Synodal organisierte „Kirchen“ haben traditionell ein enges Verhältnis zu herrschenden Mächten, und auch im nachkonziliaren, der nationalen Ideologie huldigenden Rom mag man weltliche Herrschaften inzwischen sehr gerne: noch mit den übelsten Schurkenstaaten solle Frieden herrschen, alle Gläubigen hätten brave Staatsbürger zu sein. Diese devote Haltung entspricht nicht gerade klassischer Lehre, sondern erinnert viel eher an preußische Untugenden. Auch NS-„Intellektuelle“, die „preußisch-deutsche Staatsidee“ glorifizierend (wenngleich eigenwillig auslegend), betonten gerne die Unterschiede zwischen ihrem und dem jüdischem Staatsverständnis; Juden würden im Staat nur ein unfruchtbares Übel sehen, seien daher zum „staatenlosen Volk“ geworden. Dem gegenüber stehe der (hochgepriesene) griechische Staatsgedanke bei Plato: der Mensch sei für den Staat da und solle sich dem Wohl des „Ganzen“ freudig unterordnen, sich nicht von Bedürfnissen und Leidenschaften beherrschen lassen²⁰⁹. Die Erfahrungen des Gottesvolkes mit Herrschaft waren nun im Alten Bund in der Tat zumeist katastrophal. Ebenso freilich auch die Erfahrungen aller anderen Menschen, teilweise bis heute; Juden (und einige einsichtige Christen) zogen jedoch nahezu als einzige die richtige Konsequenz, indem sie sich eine gesunde Distanz zu irdischen Mächten zulegen.

Geht man, wie im jüdisch-christlichen Weltbild, von einer Gleichheit der Menschen und vom Prinzip der Individualität aus, ist Gott derjenige, der zunächst allein das Recht hat, zu ver- und zu

gebieten, allgemeine Gesetze aufzustellen. Der Dekalog etwa formuliert diese als negative Rechte. Durch menschliche Konventionen entstanden Mächte, die über die natürlichen Menschenrechte hinaus positives Recht schufen, welches, richtig angewandt, als Stütze des höheren, eigentlichen (da gottgegebenen) Rechts, dienen sollte. Leider kam es aufgrund kollektivistischer Ideologien (die also im Widerspruch zum biblischen Menschenbild stehen), angeblichen „allgemeinen Nutzen“ den individuellen Rechten voranstellend, zu vielfältigem Verfall des positiven Rechts, welches oft den Charakter eines Herrschaftsinstruments zur Steuerung und Kontrolle annahm²¹⁰. Antikosmopolit Hegel etwa (die Bestimmung der „Völker“ liege im Erwerb „eigener“ Staatlichkeit, der Mensch verdanke *allein* dem Staat seine Freiheiten) kannte gar keine natürlichen Rechte (nur jeweils „vernunftgemäße“), wie auch, war für ihn Substanz des Individuums doch der „allgemeine Geist“, individuelle „Freiheit“ insofern darauf beschränkt, sich den „Naturnotwendigkeiten“ unterwerfen zu können²¹¹. Die Überwindung des Hegelianismus gelang dem antiidealistischen Marx insofern, als er das natürliche Individuum als Subjekt gegen pseudopersonale Abstraktionen (vom „Selbstbewusstsein“ bis zur „Gattung“) verteidigte und sachliche Abhängigkeiten als unfreiheitlich kritisieren konnte²¹²; seine Übertreibung der Macht gesellschaftlicher Verhältnisse aber lässt die Anarchisten, die das Ich²¹³ überhaupt von positiven Bestimmungen, von der Zerstückelung in "Bestandteile" bewahren

²⁰⁹ So hieß es etwa im Mai 1933 bei einem Vortrag im „Literarischen Klub“ Bannholz – noch im letzten Schwarzwalddorf (wo die Obrigkeitsferne geradezu sprichwörtlich geworden war) sollte dieser Unterschied verinnerlicht werden.

²¹⁰ „Freiheit des Volkes“ meint zuallererst die Freiheit, gegen die Einzelnen vorgehen, über sie bestimmen zu können. Wenn ein „Volk“ sich „selbst verwaltet“, verwaltet es, nicht anders als ein Monarch, die konkreten Individuen. Die individuelle Freiheit steigt und sinkt mit dem Grad der Dichte von Herrschaft, also der Menge an Rechten, die über das Individuum beansprucht werden – nicht mit der Zahl derer, die herrschen oder gar ihrer Herkunft. Darum ist wichtig, dass Demokratien freiheitliche Verfassungen haben.

²¹¹ Nach dem Abschied vom göttlichen Recht eine logische Folge: ein „kategorischer Imperativ“ ohne

einen dem Menschen übergeordneten Gesetzgeber (sprich: Gott) ist widersinnig – woher sollen die überzeitlich-allgemeinen Handlungsmaximen kommen? Warum sollte man sich zu irgendeinem Handeln bzw. Unterlassen verpflichtet fühlen (abgesehen vom egoistischen Willen)? Als neuer Gott fungierte den Deutschen die Natur.

²¹² Sein Fortschrittsglaube ist immerhin weniger deterministisch-protestantisch als derjenige Hegels – Subjekt der Geschichte ist bei Marx nicht Gott, sondern die menschliche Gesellschaft, die aktiv zum Gestaltenskönnen ihrer glorreichen Zukunft finden soll. Es ist Grundvoraussetzung für eine freie Gesellschaft, das Wahre nicht im Geschichtlichen aufgehen zu lassen, sondern dem Falschen entgegenzustellen.

²¹³ Das Ich ist Geschöpf und bleibt abhängig vom Schöpfer, dennoch ist es souverän gegenüber dem

wollten und nicht hinnahmen, dass Eigenschaften, Gattungsbegriffe, ja jegliche Allgemeinheiten über das Individuum gestellt werden, hier gründlicher erscheinen.

Freilich ist völlige (!) Herrschaftsfreiheit keineswegs erstrebenswert, da der Einzelne ansonsten auch seine ureigenen Rechte nicht ausüben kann. Nicht, weil er ständig vor bösen Mitmenschen geschützt werden müsste; sondern, weil sein Status als Rechtssubjekt eine das Recht schützende Institution verlangt. Dass der freie Mensch nicht von Natur aus „Bürger“ ist (also frei von Bürgerpflichten), gibt ihm im vorbürgerlichen Zustand gerade nicht mehr Freiheiten. Jenseits der Kleinkommune (wo jeder jeden kennt) setzt z.B. das Anerkennen individuellen Eigentums einen nachweisbaren Status als Rechtsperson voraus, der wiederum eine übergeordnete oder zumindest wechselseitig anerkannte Rechtsinstitution verlangt. Diese muss zwar nicht zwingend ein souveräner Staat sein. Theoretiker der herrschaftsfreien Gesellschaft haben sich die Köpfe über Alternativen wundgegrübelt, in denen quasi der Mitgliedsausweis das Amtsdokument ersetzt – doch allen ist gemeinsam, dass eine erneute Entwicklung zu autoritärer Tyrannei keineswegs wirksamer verhindert werden kann als im modernen Verfassungsstaat. Selbstverständlich hat dieser ein Legitimitätsproblem, wenn er über positives Vertragsrecht hinaus seiner wesentlichen Bestimmung, der Gewaltanwendung, nachkommen will („nationale Souveränität“ stiftet eben *kein* wirkliches Recht). Hier hilft ein pragmatisches, alttestamentarisch wachgerütteltes, grundmisstrauisches Verhältnis zur Herrschaft als einem Übel, das als ein notwendiges nicht ausgerottet, nur gezähmt werden kann, auf dass es idealerweise gar den eigenen Interessen von Nutzen sein mag²¹⁴.

gegebenen Nicht-Ich um sich herum – im deutschen Idealismus wird, großwahnstinnig, letzteres zur Entscheidung des Ich, was aber gerade nicht übertriebenen Individualismus darstellt, sondern im Gegenteil von der antipluralistischen Vorstellung eines nichtindividualisierten „Natur“-Breis außerhalb des Ich zeugt.

²¹⁴ Ohne Territorialismus hätte sich vermutlich reibungsloser ein weltweit ausgehandeltes, möglichst liberales allgemeines Recht ausgebreitet, unverhandelbare Freiheitsrechte gegen protektionistische Sonderwünsche durchsetzend (allein schon aus Eigeninteresse der mittelalterlichen Schutzherrschaften, die miteinander kooperieren mussten).

Herrschaft ist Gewalt, sie schränkt Freiheiten ein (idealerweise nur Freiheit zum Unrecht). Ihr Geschäft ist Repression. Es ist schmutzig. Doch kann, ja soll, wer (der Natur der Sache nach ungerechterweise) in den Besitz der Macht gelangt, dieses Geschäft zu einem Kampf für Gerechtigkeit gebrauchen.

Herrschaft kann sich ausschließlich dadurch rechtfertigen, dass sie die Menschenrechte anerkennt und verteidigt – warum sonst sollte irgendeinem Staat Anerkennung zuteilwerden? Ansonsten ist er einfach eine Bande von Gewalttätern, egal wie viele Fans („demokratische Legitimation“) er hat. Postkoloniale Paranoia, der Menschenrechtsbegriff diene lediglich bösen „Weißen“, deren Staaten zu legitimieren und andere zu delegitimieren²¹⁵, zeigt deutlich, dass für entsprechende Ideologen die *Gewalt* (durch die sich die scheinbar präexistente „Nation“ einen Staat gibt, daher dumme Floskeln wie „Vaterland oder Tod!“) zuerst kommt, dann das Recht – man schwadroniert giftig von „unseren“ und „euren“ Staaten, als sollten Staaten nicht der Verwirklichung von jedermanns natürlichen Rechten dienen, sondern der *Erschaffung* von Recht (nämlich „Volksrecht“). Das Recht aber muss die Gewalt beherrschen, nicht umgekehrt. Politik kann als zivilisierter Interessensausgleich nur dann Krieg und Fehde ersetzen, wenn ihr durch das Recht klare Grenzen gesetzt sind. Nicht jeder Staat ist ein Rechtsstaat, darum kann nicht jeder Staat als Partner bei der Verrechtlichung der Welt (um Frieden und Freiheit zu universalisieren) gelten. Solche kann überhaupt nur *gegen* die Idee der „souveränen Nation“ erfolgen und ist kein politischer Prozess, im Gegenteil soll sie ja politische Prozesse (im guten Sinn) erst ermöglichen. Politik kann sich ohne weiteres auch

²¹⁵ Bereits NS-Staatsrechtler Carl Schmitt sah im universalistischen Menschenrechtsverständnis einen Trick der bösen englischsprachigen Seemächte, die Welt zu unterjochen, wollte daher „raumfremde Mächte“ aus von „eigenen“ ethnischen Normen und Rechtsvorstellungen geprägten „Räumen“ herausgehalten sehen. Der Nationalsozialismus (das idealisierte Volk an der Herrschaft „beteiligt“) rettet für ihn (die Verwandlung der Erde in einen „abstrakten Welt- und Kapitalmarkt“ fürchtend) die Souveränität der „Völker“ in dem Moment, wo die herkömmlichen Staaten der imperialen Expansion der universalistischen Mächte (USA, Vereinigtes Königreich) nicht mehr standhalten können.

darin erschöpfen, sich zu Raub und Gewalt zu verabreden. Rechtsstaatlichkeit kann also nicht dem Politischen unterworfen sein. Der Rechtsstaat allein, nicht die Politik, ist objektiv, wendet allgemeine Regeln auf alle an, teilt nicht auf nach „wir“ und „die“. Das misanthropische Weltbild von Nazis wie Carl Schmitt oder postmodernen „Woken“ hält nun das objektiv gegebene Recht für Illusion und die Instrumente seiner Durchsetzung für widernatürlich, der Begriff der Zivilisation ist für sie Lüge, Werte seien relativ, je nach „Volk“; allgemeine Verrechtlichung (nun „Völkerrecht“ statt universales Recht) müsse also wesentlich Politik sein (die dadurch pervertiert wird): Machtmenschen handeln aus, statt sich zu unterwerfen. Recht aber ist vorpolitisch. Es ist gottgegeben, oder es ist nicht. Durchsetzen kann es per se nur, wer es besitzt; andere können nur Unrecht durchsetzen, ihre Tyrannei vergrößern. Wird individuelle Freiheit nicht mehr als absoluter Wert betrachtet, gilt das Individuum als Sklave einer höheren Macht, für welche es sich bis zur Selbstauslöschung einzusetzen habe und welche allein aus Gnade temporär ein paar – relative – Freiheiten gewährt²¹⁶. Diese Haltung ist heute progressiver Mainstream. Galt einst die Vision einer weitgehend herrschaftsfreien Gesellschaft von gleichen (nicht: „identischen“, sondern gleichberechtigten) und freien Individuen, im Vertrauen auf eine allgemeinmenschliche Gutheit, als progressiv, während die Annahme einer allgemeinmenschlichen Bosheit, woraus die Gutheit der Herrschaft, der Unterdrückung, des Zwangs gefolgert wurde, typisch reaktionär war, hat sich dies heute, da es der Ökomisanthropismus (von östlicher „Weisheit“ gespeist) geschafft hat, sich wider alle Evidenz als „progressiv“ auszugeben, gehörig geändert. Der „Progressive“ von heute mag keine autonomen Subjekte, Freiheit für den „Schädling“ Mensch ist ihm immer zuvorderst Gefahr. Er leugnet zugleich die Existenz

vorpositiver Rechte des Individuums, ungehindert und selbstbestimmt das eigene Glück zu suchen. Die Repression wird zum guten Recht der Gesellschaft (des Stammesmob), welche allein dem Einzelnen seine Form gebe. So soll der Einzelne keine Kritik üben, nicht mehr nach Emanzipation von sozialen Zwängen streben. Verzicht als Ideal, Verbot als Segen – das „progressive“ Politikverständnis offenbart das Streben zum Nichts, den Hass auf das eigene Dasein, die Flucht in die (verantwortungsbefreite) Konformität, die Bereitschaft zur totalen Unterordnung, eben: Nichts-Werdung. Der Einzelne als Objekt der Disziplinierung, übrig bleiben darf nur das der „Artnatur“ Gemäße, über die das Individuum nicht hinauszuwachsen habe²¹⁷. Diesem entwürdigenden Menschenbild entsprechend werden seit Jahren verfassungsmäßige Rechte relativiert (alles steht nun unter Klima- oder Gesundheitsschutzvorbehalt²¹⁸), der Wunsch nach Freiheit von gesellschaftlichen (und staatlichen) Zwängen wird als „Verdinglichung“ von Freiheit verlacht. Die modische Lästerei gegen den „abstrakten“ Freiheitsbegriff ignoriert dabei, dass Menschenrechte zwar zunächst „abstrakt“ sind, es aber ganz schnell konkret wird, wenn sie nämlich beschnitten werden sollen: ohne abstrakten Freiheitsbegriff gibt es auch keine konkreten Freiheiten, die man in Anspruch nehmen kann, ohne erst eine Willkürmacht um Gnade und Privileg zu bitten²¹⁹. Und menschliches Handeln ist dem „Progressiven“ *per se* ein Übel, jegliche Lebensäußerung für ihn potentiell der herrschaftlichen Aufsicht und damit der Repression unterworfen; dem Handelnden wird maximal das Recht zum nackten Überleben zuerkannt, der (bzw. das²²⁰) von seinem Handeln passiv Mitbetroffene (ein „Opfer“, mit dem man sich „solidarisiert“) hat hingegen scheinbar jedes Recht, von allem Menschenwerk abgeschottet zu sein. Das subjektive

²¹⁶ So geschehen in sozialistischen Ländern, allesamt Sklavenhalterstaaten; wer fliehen wollte, wurde erschossen, jeder musste arbeiten, der Staat konnte Tätigkeiten zuweisen; lediglich verkauft wurde man nicht.

²¹⁷ Ethnisch korrekt sein müssten auch nach „progressiver“ Auffassung etwa Ausdruck und Sprache, Nahrung und Kleidung, selbst Musikgeschmack und Frisur.

²¹⁸ Der westliche, freiheitliche Staat spricht Verbote aus – alles ist frei (dem Einzelnen wird vertraut), bis zu

einem gewissen Punkt; die totalitäre Herrschaft hingegen spricht Erlaubnisse aus: alles ist zunächst unter Vorbehalt, dem Einzelnen wird *mis*traut.

²¹⁹ Ein liberales Verständnis von Freiheit setzt jene dabei keineswegs mit dem Ausleben von (illegitimer) Macht und dem Streben nach Privilegien gleich, sondern geht von gleichen Rechten aller aus.

²²⁰ In Ecuador etwa tritt bereits „die Natur“ als eigene Rechtsperson auf.

negative Gefühl (längst Argument z.B. in identitätspolitisch motivierten Kreisen) ersetzt im neuen Rechtsverständnis das objektiv gegebene, unverlierbare Menschenrecht; freilich nur, sofern es den machthabenden Natur-, Gesundheits-, Geschlechts- und Rassenfanatikern passt (darüber urteilend, welches Gefühl „gesund“ ist). Das Gefühl der Fanatiker schafft im illiberalen Staat des „Recht“. Herrschaft ordnet sich dort nicht dem Recht unter, sondern umgekehrt. Dies ist freilich kein „linkes“ Alleinstellungsmerkmal; ebenso wie der Leninismus sah z.B. auch die „volksgemeinschaftlich“ orientierte „konservative Revolution“²²¹ das Erreichen des irdischen Paradieses (als selbstlose, „gemeinwohlorientierte“ und entsprechend gleichförmig-konfliktfreie Gesellschaft) als Resultat eines Willensaktes (nicht, wie im älteren Marxismus, einer zu erwartenden Gesetzmäßigkeit aufgrund kapitalistisch-technologischen Zenits), sprich einer Machtaneignung und folgenden „Gestaltung“. Vor jeglicher Machtaneignung gegen die liberale Demokratie (gerade auch durch Aushöhlung ihrer Strukturen) aber ist lautstark zu warnen. Der Erhalt der Freiheit verlangt nach permanenter menschlicher Anstrengung, zumal sie in sich stets auch die Gefahr birgt, dass antifreiheitliche Kräfte plötzlich in der Mehrheit sind. Gegen jene sind resolut die verfassungsmäßigen Rechte der Minderheiten (bis hin zur absoluten Minderheit: dem Einzelnen) zu verteidigen²²².

Man könnte nun fragen: was kümmern den (mit Recht jenseitsorientierten) Christen denn weltliche Mächte und Gewalten? Zwar können wir die Welt nicht verbessern (in Hinblick auf die Sünde), aber

zumindest unsere Position in der Welt stärken. Deren Mächte sollen die Freiheit der Kirche schützen, damit Menschen ihre Seele retten bzw. von der Kirche überhaupt erreicht werden können. Das Reich Gottes verbreitet sich durch die Verkündung des Glaubens, dafür aber bedarf es der Zähmung irdischer Gewalten. Der Christ als „Imperialist“, als Verkünder des Gottesreichs nämlich, will zu diesem grundsätzlich alle seine Mitmenschen (von deren geschöpflicher Würde überzeugt) führen – freilich nicht um den Preis irgendwelcher Kompromisse. Gerade diese Kompromisslosigkeit lässt ihn vor dem anderen (dessen Wille respektiert wird) auch *anhalten*. Den Christen verdankt die westliche Welt somit ihr (anderswo nicht existentes) Freiheitsideal – ja, ohne Christentum gäbe es solch „irrationale“ Begriffe wie „Menschenrecht“ und „individuelle Freiheit“ gar nicht.

Die freiheitliche Demokratie²²³ sichert den Menschen und Zusammenschlüssen innerhalb ihres Machtgebietes zu, um Einfluss kämpfen zu können, unter der Maßgabe, auch Niederlagen zu akzeptieren. Sie ist die ideale Rahmenbedingung für alle, die ihre Mitmenschen von etwas überzeugen, ihr Herz gewinnen wollen (was Gewalt ausschließt). Eine offene Gesellschaft passt dabei nicht mit staatlicher Intoleranz zusammen. Niemand sollte sich z.B. aufgrund seiner Religion diskriminiert fühlen müssen. Repressionspolitik führt automatisch zu Auflehnung; sie ist keine gute Werbung für das westliche Gesellschaftsmodell, das vom Freiheitsversprechen lebt²²⁴. Die westliche Zivilisation macht den Kunden zum König und lässt ihn das beste Angebot auf dem freiesten Markt

²²¹ Zivilisation (als „Entwurzeln“, ja „Entseelung“ angesehen) war für deren scharf antiamerikanische (und antirömische) Protagonisten ausdrücklich Niedergang – die Vorstellung von „Zivilisationsschäden“ hat in diesem Milieu ihre Wurzeln (nur die feste Ordnung einer „Kultur“ erhalte die „seelische Gesundheit“), wie das gesamte naturvergötternde Konglomerat von Öko-Landbau bis „Vollwertkost“ (letzteres maßgeblich vom Nazi-Rassenhygieniker Werner Kollath geprägt, der zeitweilig in Freiburg studierte). Nationalbolschewisten wie Ernst Niekisch fanden rasch Anschluss.

²²² Das bedeutet gerade nicht, die verbale Auseinandersetzung zu ächten, gemäß der totalitaristischen Ideologie, die nationalstaatlich organisierte Gesellschaft müsse „zusammenhalten“ und einig sein, das ganze Volk müsse sich mögen, ja lieben.

²²³ In welcher, wie in der BRD, die Verfassung über dem aktuellen Mehrheitswillen steht.

²²⁴ Bedenkenswerte Worte sprach ein Ahmet Y. in einem 2000 erschienenen Band über das Selbstbild von Türken in Deutschland: „Der Islam steht für mich an erster Stelle. Das ist meine Identität. Der Islam ist aber nicht türkisch, sondern arabisch. Man kann überall leben. Das Wichtigste ist allein, in Ruhe seinem Gott zu dienen. Deshalb ist es besser, dort zu leben, wo ich die Ruhe habe für meine Gebete und die Ruhe, ganz meinen Glauben zu leben [Anm.: 1999 hatte die kemalistische Regierung in Ankara Verfolgungsmaßnahmen gegen die religiöse Opposition eingeleitet]. Die Hauptsache ist, ich bin islamisch, alles andere ist mir nicht wichtig. Die deutsche Kultur und die anderen Kulturen in Deutschland bestehen nebeneinander her. Keiner hat einen Nachteil, wenn er einer anderen Kultur angehört. Das ist meine Erfahrung. Ich persönlich habe noch nie Schwierigkeiten gehabt“. Vieles ist seither anders geworden.

annehmen. Und sie nimmt jeden mit offenen Armen auf, sich der alten Missionare erinnernd, die erfolgreich waren, wenn sie dem Anderen vermittelten, als Person geliebt zu sein, was dessen Herkunftskultur nie getan hat – die Einsicht, was besser ist, kommt dann von ganz allein, der Wille, sich dem Besseren anzuschließen, statt es zu verlachen und zu bekämpfen. Die sich in den letzten Jahren häufenden Gewaltanschläge wurden oft von Muslimen begangen, die erst in Europa (unter dem Eindruck antireligiöser Feindseligkeiten) zu Islamisten geworden sind – seine Furcht vor „Parallelgesellschaften“ lässt den Staat (wird er von neiderfüllten Etatisten gelenkt) solche erst miterschaffen, sein immer enger werdendes Netz an Regeln und Normen lässt die Regeln und Normen der sich ansonsten innerhalb der offenen Gesellschaft (die per se kein eigenes Modell des Zusammenlebens bietet) gefundenen Gruppen plötzlich als konkurrierend erscheinen. Die wahrhaft offene Gesellschaft erkennt freiwillige Zusammenschlüsse („parallel“ zu anderen) mit eigenem Innenleben ausdrücklich an, kennt für die Gesamtheit nur wenige allgemeine Grundregeln.

Sie ist eben kein Stamm, sondern lässt den Individuen (die von ihr in Ruhe gelassen werden) Möglichkeiten, sich in Gruppen zurückzuziehen. Verhält sich die „community“ (eine „Gemeinschaft“ im Gegensatz zur Gesellschaft; die Gemeinsamkeiten gehen über die gleichen Rechte hinaus) freilich besitzergreifend, verwehrt sie dem Einzelnen den Ausstieg, ist sie Feind der offenen Gesellschaft geworden und gehört bekämpft. Herrschaft muss heute also einerseits gegen die nationalen Mehrheiten (immer auch eine Gefahr für die Kirche darstellend) die Freiheit der Einzelnen verteidigen, sich zu Gruppen zusammenzuschließen, die auf ihre Eigenheiten bestehen und sich gegebenenfalls absondern; und andererseits gegen die Partikularisten das Recht jedes Einzelnen verteidigen, die Gruppe wieder frei zu verlassen. Diese Aufgaben lassen sich zusammenfassen zum Kampf gegen die Ideologie unablegbarer „Identität“. Eine gerechte Herrschaft nämlich kämpft gegen die Lüge und legt dem Einzelnen den Weg zur Wahrheit, zumindest aber zur ungebundenen Wahrheitssuche frei.

Links nur noch Misanthropen?

225

Was ist heute „links“? Außerhalb des deutschsprachigen Raums muss man spätestens seit dem 7. Oktober 2023 mit Bestürzung feststellen: offenbar vor allem völkischer Antisemitismus. Die Linke dort ist moralisch vollkommen bankrott, und ein anständiger Mensch distanziert sich von ihr ebenso entschieden wie von Nazis (von denen sie sich weltanschaulich ja auch fast nur noch ihrem Gefühl nach unterscheidet). In Deutschland sieht es zum Glück noch ein wenig besser aus; den Antideutschen und ihren Erben sei Dank. Dass Linke auch etwas anderes sein können als ultrareaktionäre Ethnonationalisten²²⁶, beweist konstant etwa die lesenswerteste unter den

deutschsprachigen Wochenzeitungen, die Jungle World. Natürlich finden sich auch dort manchmal weniger intelligente Artikel, gehäuft etwa in der sinnigerweise der Religionskritik gewidmeten Weihnachtsausgabe 2024. Ralph Leonard bezeichnet darin z.B. den „Zusammenhang zwischen Christentum und westlicher Zivilisation“, dass etwa liberale Werte (Individualität, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit...) jüdisch-christlicher Herkunft sind, als „Spekulation“ – dabei handelt es sich für jeden, der von europäischer Geistesgeschichte wenigstens einen Funken Ahnung hat, um das wohl offenkundigste Faktum der Welt²²⁷. Eine Linke, die sich ihrer Geschichte

²²⁵ Zuerst leicht gekürzt veröffentlicht am 25.01.2025 auf <https://ingod.webnode.page>.

²²⁶ Wie sich manche „Linke“ z.B. an alten Karten des britischen „Mandatsgebiets Palästina“ delectieren, hat schon etwas reichlich Reichsbürgerhaftes. Einer, der es wissen muss, der frühere Neonazi Odfried Hepp, bestätigte dem Autor am 7. Januar 2025 nochmal, dass alle Palästinenser, die er Anfang der 1980er im Terror-

Camp im Libanon kennenlernte (ob „links“ oder religiös), bis in höchste Kreise, Hitler verehrten – die damalige PLO charakterisiert er als „reine Nationalisten“ und „rechtsgerichtet“.

²²⁷ Dass der kontinentale „Aufklärungs“-Quatsch verblendeter Kirchenhasser und Naturanbeter nichts Christliches an sich hat ist ja allgemein bekannt, aber von dem reden westlich-liberale

(klar im „westlichen“ Denken beheimatet) bewusst ist und entgegen dem weltweiten Trend zivilisiert bleiben möchte, sollte ebendeswegen besser ihre irrationale Feindschaft gegen das Christentum (die stets auch eine gegen das Judentum impliziert) aufgeben.

Der berühmte irische Gewerkschafter James Connolly beispielsweise²²⁸ sah es einst nicht nur als strategischen Fehler an, es sich mit den Christen zu verscherzen, sondern lobte ausdrücklich den egalitären und humanitären Impuls, der vom Christentum ausgeht und eine moralische Brücke zum Sozialismus (für ihn eine „bread and butter question“, sich aus den Kirchen heraushalten sollend) bietet. Die rein strategische Kritik ist freilich schon treffend genug, wenn man sich anschaut, was aus dem integrativen Potenzial des alten Linksseins („Reißen wir die Mauern ein, die uns trennen, kommt zusammen, Leute, lernt euch kennen“, „Komm rüber, Alter, wir wollen das Gleiche“ – Ton Steine Scherben 1972) heute geworden ist: man hat sich falsche Freunde und Vorbilder gesucht, welche die Absicht haben, immer neue Mauern zu bauen. Die menschliche Gesellschaft soll für jene nicht mehr zur Einheit zusammenwachsen, man fällt wieder hinter Marx zurück zu den „Volksgeistern“, obskure Geschichtskräfte rücken in diesem Denken wieder an die Stelle bewussten Menschheitshandelns. Ideale heutiger „Progressiver“ sind dementsprechend offensichtlich regressiv. Etwa

mehr „Diversität“ ausgerechnet für westliche Gesellschaften zu fordern, die hinsichtlich der Herkunft und kulturellen Vorlieben ihrer gleichberechtigten Mitglieder ohnehin seit Generationen völlig divers sind (im Gegensatz zu sämtlichen nicht-westlichen Gesellschaften), heißt eigentlich²²⁹: Vermeidung der Mischung, des Verlusts der trennenden Eigenschaften, dafür strenges Aufkategorisieren eigentlich vollindividualisierter Menschen, Rückverstammung, Ent-Westlichung, dienlich vielleicht einem späteren Wiederauseinandersetzen zum vermeintlichen Wohle jeweiliger „Ureinwohner“-Nationen. Dahinter steht nichts Linkes, sondern die ethnopluralistische Angst vor dem „Einheitsbrei“, zu dem die Menschheit angeblich werde. Ethnopluralismus aber (nur „Kulturen“, keinen Menschen an sich kennend) bedeutet Gefangenschaft. Seine Anhänger sind die Bösen. Wer sind die Guten? In der Weimarer Zeit haben Katholiken, demokratische Linke und Liberale gemeinsam gegen kollektivistische Extremisten gekämpft. Nur eine dieser drei Parteien konnte ihre Wählerschaft bis zum Schluss (1933) zusammenhalten: nur diese (richtig, die „Schwarzen“) hatte ein gefestigt personalistisches Weltbild, ohne das man nicht zu den Guten gehören kann. Positives Linkssein scheitert an einer ablehnenden Haltung gegenüber der nicht relativierbaren Würde des Einzelnen, sei es aus

Christentumsapologeten auch nicht – denn Liberales ist an ihm ebensowenig zu finden (sondern die Wurzel für Totalitarismus, Rassismus und staatlichen Massenmord). In der englischsprachigen Aufklärung dagegen ist die Entwicklung der charakteristischen liberalen Ideen aus der Beschäftigung mit den Themen christlicher Philosophie vollkommen offensichtlich, die wichtigsten Denker blieben zudem (wenngleich häufig „unorthodoxe“) Christen (man denke z.B. an John Lockes biblisch geprägtes Menschenbild). Man muss keineswegs jedem Dogma zustimmen, um vom christlichen Denken „geprägt“ zu sein (nichtmal, um „Christ“ zu sein – viele christliche Gruppierungen sind stark antidogmatisch und doch allerstrengste „Christen“), im Gegenteil ist gerade die Auseinandersetzung mit Glaubensinhalten (weniger deren unkritische, oberflächliche Übernahme) „christliche“ Prägung des eigenen Denkens.

²²⁸ Über dessen Weltanschauung gibt es, wie bei Revolutionären üblich, keineswegs nur Positives zu berichten, doch ist er ein Beispiel dafür, wie Marxismus die furchtbare Ideologie des Nationalismus wenigstens zähmen kann; für Connolly sollte der Sozialismus mehr

individuelle Freiheit statt ihre Unterdrückung bringen, auch verurteilte er klar den Antisemitismus der britischen Sozialdemokratie.

²²⁹ Denn nichtwestliche Gesellschaften haben für dieselben Leute ja gerade keineswegs „divers“ zu sein, sondern ethnisch und religiös vollkommen homogen. Den Iran zum Beispiel können sie nur mit schiitischen „ethnischen Persern“ identifizieren. Das alte Persien war da wesentlich weiter. Noch unter Abbas II (1633-1666) war das Safavidenreich trotz Staatsreligion beispielsweise ausgesprochen tolerant bei Konversionen zum Christentum, christliche Heiligenbilder (teilweise auf schiitische „Heilige“ umgedeutet) waren weit verbreitet und wurden auch von Muslimen gekauft und verehrt, europäische Kunststile am betont „internationalen“ Hof (auch Heer und Harem waren nicht unwesentlich christlich-kaukasisch geprägt) gepflegt – der Charakter als Vielvölkerstaat war „ethnisch“ wie religiös sehr deutlich. Übernationale Staatswesen, die heute so verpönt sind, haben es eben wesentlich leichter als Nationalstaaten, weltoffen und „bunt“ zu sein.

Naturvergötzer- oder Nihilistenperspektive. Ob das Individuum sich nach dem Tod in das „große Alles“ oder das große Nichts auflöst, ist für das moralische Urteil irrelevant – ganz anders sieht es aus, wenn es ganz einfach *bestehen* bleibt, substanzuell-ewigen Charakter und Eigenwert hat. Darum sind für Christen jeglichen Bildungsstandes die Menschenrechte völlig selbstverständliches Faktum, während andere im besten Fall nach abgeschlossenem Philosophiestudium zu vergleichbaren Schlüssen gelangen mögen. Sämtliche rein materialistisch argumentierenden Versuche zur Hebung der menschlichen Moral (den Massen „linke“ Philosophie beibringen wollend) scheiterten und sind schon vom Ansatz zum Scheitern verurteilt: Moral als solche ist Metaphysik. Rein destruktive Religionskritik zerstört daher vor allem die Fähigkeit der Unterscheidung (die reine Materie kennt kein Gut und Böse)²³⁰.

Der Bruch der kontinentalen Philosophie mit dem jüdischen Weltbild, das einen Gott kennt, dem alle Menschen gleich und frei gegenüberstehen und allgemeine Gebote befolgen sollen (und das noch die westliche Aufklärung geprägt hatte), führte zu rein gar nichts Gutem, sondern zu zwei Formen brutalster Barbarei – dem faktischen Antinomismus jener, die sich als völlig ungebunden betrachteten (sei es als Individuen oder Gruppen) und ohne Rücksicht auf Menschenleben an idealen „Gesellschaftsformen“ herumgestalteten, sowie der

monistisch-pantheistischen „Natur“-Ethik (wie sie z.B. vom Antifaschisten Peter Kratz vortrefflich analysiert worden ist) – diese „Natur“ kennt weder Gleichheit noch Freiheit (alles sei programmiert, was „falsch“ läuft gehöre ausgeschaltet), kennt keine schützenswerten Individuen. Geschützt wird in dieser Richtung (in welcher auch der Nationalsozialismus anzusiedeln ist) maximal „das Leben“. Giordano-Bruno-Verehrer und (folgerichtig) NS-Verbrecher Albert Hartl etwa, einer der fanatischsten Christenverfolger im „3. Reich“, vergöttlichte in der Tradition deutscher Romantiker und Idealisten dieses als eigenständige, von den lebenden Individuen unabhängige Entität, weshalb perverserweise ausgerechnet die Ehrfurcht vor „dem Leben“ (das größer sei als der konkrete lebende Mensch) gebieten sollte, den nicht hinreichend „Gesunden“ (dem Evolutionsprozess im Weg stehend) beim Sterben zu „helfen“. Hartl (eine Ikone deutscher kirchenhassender „Humanisten“), der darauf auch noch stolz war, hatte einst die wohl entscheidende Rolle bei der Durchsetzung der Aktion T4 gespielt, von der Zeithistoriker in Deutschland ungerührt das Gerücht verbreiten, die Nazis hätten damit „getestet“, ob die Bevölkerung schon reif für die Shoah sei – als seien Behinderte²³¹ ja noch gar keine „richtigen“ Opfer gewesen, weniger wert eben, Versuchstiere, bevor dann erst die „richtigen“ Verbrechen losgingen (bis heute gelten Opfer der „Rassenhygiene“ nicht als Verfolgte des NS-

²³⁰ Eine autonom vom Menschen geschaffene „Moral“ ist notwendigerweise (vergebliche) Suche nach einer alternativen höheren Ordnung – sonst ist menschliches Handeln einfach Triebfolge und damit jenseits aller Moral.

²³¹ „Inklusive“ Sprache (also nicht sachlich, sondern „politisch“ korrekte) offenbart i.Ü. eine der damaligen Mentalität vergleichbare Abneigung gegen das Andere: sie will Unterschiede nivellieren – man ist z.B. nicht mehr „behindert“, sondern „Mensch mit Beeinträchtigungen“, und beeinträchtigt ist ja jeder irgendwo und irgendwann. So erscheint die Verfolgung durch die Nazis als sich völlig dem Verstand entziehendes Werk unaufgeklärter Menschen, die nicht imstande sind, die „wahre“ Realität zu durchschauen, irrational, und durch vermeintlich „präzisere“ Sprache in Zukunft vermeidbar. Diese Sicht auf die Art des Wahnsinns des NS (der gerade ein Rationalisierungswahn war) ist aber falsch. Die Nazis hatten (im Gegensatz zu heutigen Begriffsverwischern) kein Wahrnehmungsproblem, sondern einen Mangel an

Moral und Rechtsbewusstsein; eine Behinderung ist etwas Anderes als einfach eine flüchtige „Beeinträchtigung“, nämlich ein permanenter Zustand, der eine Teilnahme am gesellschaftlichen Leben ohne fremde Hilfe verunmöglicht. Und genau das ist es, was in der Nazi-Ideologie keinen Platz hatte – die Nazis argumentierten rein „rational“, nämlich nutzenorientiert. Für sie waren Behinderung und Krankheit Gründe, die davon betroffenen Menschen als vernichtungswürdig anzusehen. Ihr Verbrechen war nicht, Behinderung und Krankheit bestimmt zu haben, sondern wie sie damit umgingen. Es ist nichts Ehrenrühriges dabei, behindert oder krank zu sein! Will man heute den Begriff der Behinderung schamvoll vermeiden, gibt man damit den Nazis Recht, dass Behinderung zum unwerten Menschen mache. Dann muss man sich natürlich einreden, niemand sei behindert (=lügen). Ethisch korrekt wäre hingegen, Behinderung als Faktum anzuerkennen und sich, ganz „irrational“, davon nicht von der Liebe zum betroffenen Mitmenschen abhalten zu lassen.

Regimes mit entsprechenden Ansprüchen²³²). In Wahrheit mussten die Nazis die Unmenschlichkeit der deutschen Bevölkerung zu keinem Zeitpunkt erst „testen“, es war völlig klar, dass diese sowohl Behinderte wie auch Juden loswerden wollte – der „jüdischen“ Christenmoral abhold gekommen, strebte ihr völkisches Rassenideal nach Züchtung und Ausmerzungen. Ein Unrechtsbewusstsein auf Täterseite existierte auch in der BRD nichtmal im Ansatz²³³. Auch heute noch gelten Kranke und Behinderte als gesellschaftliches Ärgernis, unzumutbare Belastung. 2020 wurde (wie es zum Prozess vier Jahre später durch die Presse am Hochrhein ging) im Aargau ein behindertes und pflegebedürftiges dreijähriges Kind von seinen deutschen Eltern ermordet, weil es nach Aussage der Mutter (die es „wieder tun“ würde) „kein Leben, das ein Leben hätte werden können“ (sic!) hatte²³⁴. Wie lange so etwas noch als Verbrechen gilt, ist fraglich. In den Niederlanden ist ab 2025 „aktive Sterbehilfe“ bei Kindern unter 12 Jahren legal. Immer mehr Menschen lassen sich dort „medizinisch“ umbringen, 2022 waren es rund 8.720 (über 5% aller Sterbefälle), 2023 über 9.000 (5,5%), 2024 schon fast 10.000 (davon 219 aus „psychiatrischen“ Gründen). Auch in Kanada (2022: 4,1% der Sterbefälle, 2023: 4,7%) gibt es inzwischen einen Anspruch auf „medizinische Sterbehilfe“ (als habe Töten etwas mit Medizin zu tun), die jeder in Anspruch nehmen „darf“, der

Krankheit oder Behinderung für inakzeptabel hält. In der Praxis wurden (wie nicht anders zu erwarten) Fälle bekannt, bei denen man Menschen regelrecht zur Selbstentsorgung gedrängt hat. Ein Roger Foley berichtete (laut der linken „konkret“) vor einem parlamentarischen Ausschuss über gezielte Vernachlässigungen und Beschimpfungen, wie viel Arbeit er den Pflegekräften mache, die ihn offenbar zur Annahme des „Angebots“ bewegen wollten, statt seine Leiden durch menschenwürdige Pflege zu lindern²³⁵. Insbesondere arme Menschen werden durch gezielte Diskriminierung in den assistierten Suizid getrieben, wenn etwa das Wohngeld nicht mehr reicht oder die Schmerzmittel nicht mehr bezahlt werden können. Statt für mehr Sozialhilfe sind laut einer Umfrage 41% der 18-34jährigen Kanadier dafür, armen Menschen (sprich: „unnützen Essern“) Sterbehilfe zu ermöglichen, auch wenn sie gar nicht unheilbar krank sind. Zwei kanadische Philosophinnen publizierten einen vielbeachteten Aufsatz, der in dem Zynismus gipfelte, wer arm sei, solle nicht gezwungen sein, auf die Besserung der sozialen Verhältnisse zu warten. Armut zu eliminieren wäre für jede westliche Gesellschaft ein Kinderspiel – stattdessen werden die Armen eliminiert. Nach der „liberalen“ Gesetzesänderung zur „Sterbehilfe“ (die auch beinhaltet, katholische Palliativeinrichtungen, gegen ihren Zweck und die Religionsfreiheit, zum Anbieten derselben zu zwingen) kalkulierte der

²³² Vier Tage nach Erscheinen dieses Artikels sollte sich das ändern: der Bundestag stellte endlich fest, dass Opfer von Euthanasie und Zwangssterilisierung als NS-Verfolgte anzuerkennen sind. Helfen wird es kaum jemandem mehr.

²³³ Die Gerichte bestanden in der frühen BRD bekanntlich aus altem NS-Personal, das eigentlich in toto auf die andere Seite des Richterstuhls gehört hätte und lebenslanges Berufsverbot hätte erhalten müssen (dem Mangel an nichtnationalsozialistischen Juristen hätten die Besatzungsmächte mit Einschränkung der deutschen Souveränität bei der, dann weiter von den Alliierten gestellten, Judikative begegnen können); das Hamburger Landgericht etwa fand bei den Kindereuthanasieprozessen 1949 gar nichts Verwerfliches an der Ermordung „unwerten Lebens“, Täter wie Ernst Wentzler marschierten fröhlich aus dem Gerichtssaal. Werner Catel, Pionier der Kindereuthanasie, der ab 1939 mindestens 500 behinderte Kinder umbringen ließ, endete nicht etwa, wie angesichts seiner Taten zu erwarten gewesen wäre, baumelnd in einer Nürnberger Sporthalle, sondern wurde in der BRD Professor für Kinderheilkunde (und erfolgreicher Buchautor), wobei er munter weiter gegen

„unwertes Leben“, das zu töten sei, hetzen konnte. Nicht weniger erfolgreich gingen zahlreiche Karrieren seiner früheren Mitarbeiter weiter. Ein brauner Haufen von Juristen und „Medizinern“, der einst selbst an „Rassenhygiene“-Verbrechen beteiligt war, wurde („Experten“) vor der Verabschiedung des Bundesentschädigungsgesetzes 1965 in Bundestag angehört und lehnte erwartungsgemäß ab, dass seine Opfer im Gesetz berücksichtigt werden, was dann auch nicht geschah (auch das Gesetz zur „Verhütung erbkranken Nachwuchses“ war schließlich immernoch in Kraft).

²³⁴ Laut Staatsanwaltschaft verhinderten die Eltern, denen das Kind lästig war, jedoch aktiv verschiedene medizinisch mögliche Verbesserungen seines Zustands (lehnten etwa das Einsetzen einer Magensonde sowie generell externe Hilfen ab).

²³⁵ Die Jungle World berichtete in Ausgabe 10/2025, dass für 49% der sich aufgrund ihrer Behinderung oder Erkrankung umbringen lassen wollenden Kanadier (die sich keineswegs im natürlichen Sterbeprozess befinden!) das Gefühl, für andere eine „Belastung“ zu sein, Ursache des als Euthanasiegrund angegebenen „Leidens“ ist.

Haushaltsbeauftragte des Parlaments gleich mal mit umgerechnet 43 Millionen Euro Einsparungen. Linken und Katholiken gleichermaßen müsste solches Unrecht Anlass zu lautstarkem Protest sein, und Liberale könnten zeigen, dass ihr Individualismus kein unsolidarischer Egoismus ist. Die Abwesenheit von mitmenschlicher Solidarität liegt ja offensichtlich gerade nicht im Individualismus begründet, sondern im *Hass* auf das Individuum, das nichts „nützt“, sondern durch seine bloße Anwesenheit Umwelt und Gesellschaft „belastet“²³⁶. Ein linker Internationalismus (den geschlossenen „Organismus“-Charakter einer nationalen Gesellschaft ablehnend) geht gegen diese Barbarei schonmal in die richtige Richtung – erst ein *katholischer* freilich würde wirklich Abhilfe verschaffen, denn Internationalisierung kann sich auch darin erschöpfen, Barbarei auf die nächsthöhere Stufe zu hieven. H.G. Wells, einer der wichtigsten Ideengeber für die späteren Vereinten Nationen, war bereits Anfang des 20. Jahrhunderts voller Angst, irgendwelche Massen von „Degenerierten“ könnten den Gesunden ihre „Reproduktionskraft“ nehmen (und somit die Evolution behindern²³⁷), forderte daher staatliche Eugenik z.B. mittels Zwangssterilisierung, ja sogar

Steuerung der Bevölkerungsentwicklung durch gezielte Züchtung; die Idee des Völkerbunds gefiel ihm aufgrund der dann möglichen Kontrolle über die *weltweite* Bevölkerungsentwicklung. In seinem „The Idea of a League of Nations“ (1919) warnte er explizit vor den „gebärfreudigen minderwertigen Rassen“, welche ansonsten die Welt überschwemmen würden²³⁸. Ganz ähnliche Ängste treiben die EU um, deren repressive Flüchtlingspolitik sich nicht daran stört, dass seit 2014 über 25.000 Menschen bei der Mittelmeerüberquerung ertrunken oder verschollen sind, ebensowenig wie an den Menschenrechtsverletzungen in den nordafrikanischen Auffanglagern²³⁹. Langjährig hier lebende Menschen werden unangekündigt abgeschoben, von ihren Familien und Freunden getrennt, immer weniger wird die Verfolgung in den Herkunftsländern ernstgenommen²⁴⁰. Wie schön wäre auch hier eine gemeinsame Front von christlichen und linken Verteidigern von Menschenleben und Menschenrecht. Lagerdenken und Neid aber sprechen schon aus den Empörungsrufen auf der „linken“ Seite, dass es meist Christen sind²⁴¹, mit entsprechend missionarischen Anliegen, die sich um die

²³⁶ Als 2023 erstmals eine Frau mit Down-Syndrom in ein europäisches Parlament gewählt wurde (Mar Galcerán für die spanische PP; je nach europäischem Land werden bis zu 95% - Spitzenreiter Dänemark - der Kinder mit Trisomie 21 abgetrieben), begründete der pseudolinke „Guardian“ sein (zerknirshtes) Wohlwollen mit der Einsicht, dass jene Menschen in „der Gesellschaft“ doch auch viel „beitragen“ könnten – wäre es anders, wäre der Tod scheinbar doch die günstigere Alternative... Die Verachtung für Behinderte wächst ansonsten spürbar. 2024 kam es in Mönchengladbach bereits zu einem Anschlag auf ein Behindertenwohnheim mit der Botschaft „Euthanasie ist die Lösung“.

²³⁷ Es waren auch die Evolutionsgläubigen, die zur Empörung der Christen damals Afrikaner als „Bindeglied“ zwischen Affe und Mensch zur Illustration ihrer Irrlehre in Käfige bei „Völkerschauen“ sperrten.

²³⁸ 1972 setzte der „Club of Rome“ diesen Rassismus unter neuen Vorzeichen fort, über das so „naturzerstörerische“ Bevölkerungswachstum in den Entwicklungsländern jammernd; 2007 bezeichnete der „Weltklimareport“ ebenjenes als eine Ursache des Klimawandels. Die Biden-Regierung in den (UN-kritischen) USA war in diesem Punkt freilich auch nicht besser – sie unterstützte Organisationen wie „Population Services International“ und „Pathfinder International“ mit Geldern in dreistelliger Millionenhöhe, um in

diversen afrikanischen Ländern Abtreibungen durchzuführen; der Rassismus der Planned Parenthood-Gründerin Margaret Sanger, welche es erklärtermaßen insbesondere auf die schwarze Bevölkerung abgesehen hatte, kommt unweigerlich in den Sinn. Das ist freilich gar nichts im Vergleich zu Megareichen wie Warren Buffett, der Milliarden aus seinem Privatvermögen (statt für die Eliminierung des Hungers) für Abtreibungsorganisationen in Afrika (z.B. Mary Stopes International) spendete; solche Leute scheinen besonders große Angst vor sich unkontrolliert vermehrenden „Armen“, die ihren Reichtum bedrohen, zu haben.

²³⁹ Flüchtlinge sind Menschen, die auf deine Hilfe angewiesen sind; weil du ihnen nicht hilfst, wenn sie tausende Kilometer entfernt auf deine Hilfe warten, kommen sie zu dir, vor dein Angesicht. Sei dankbar, etwas Gutes tun zu können! Die Not wird nicht geringer, nur weil wir sie nicht sehen.

²⁴⁰ 2023 wurde z.B. ein mauretanischer Student aus Wuppertal ausgeflogen, obwohl ihm als katholischem Konvertiten Verfolgung drohte; prompt wurde er in der „Heimat“ wegen Apostasie eingekerkert.

²⁴¹ Es ist statistisch belegt (zuletzt wieder z.B. im „Religionsmonitor“ der Bertelsmannstiftung für 2022), dass religiöse Menschen nicht nur mehr spenden, sondern auch wesentlich zahlreicher ehrenamtlich engagiert sind als Nichtreligiöse. Dem Christentum kommt überhaupt die historische Revolution zu, den

Menschen in Flüchtlingslagern kümmern – die Verteilung von Bibeln etwa wird als „Missbrauch“ der eigenen „Machtposition“ diffamiert, als ginge es den Christen nicht allein darum, selbstlos den Notleidenden (die auch nicht nur vom Brot allein leben) zu helfen. Sodann lehnen viele, die zu Recht gesellschaftliche Barmherzigkeit (in linker Sprache: „Solidarität“) mit „Fremden“ im Land wünschen, andererseits individuelle Barmherzigkeit mit „Fremden“ im Leib resolut ab. Da ist der „Unerwünschte“ plötzlich einfach zu entsorgen²⁴². Abtreibung als Grundrecht zu bezeichnen (Leben im Mutterleib hingegen nicht), ist natürlich alles andere als „links“ – die Tötung der Schwächsten ist ja wohl die maximale menschheitliche Entsolidarisierung zugunsten selbstbezogener Partikularinteressen, unlinker geht nicht! Ebenso, wie man in seinem Haus nicht alles machen kann, was man will (wenn die natürlichen Rechte von Mitmenschen betroffen sind), gilt dies auch für den eigenen Uterus – alles andere ist martialische „Selbstverwalter“-Logik. Töten und am Leben lassen sind schlicht keine gleichwertigen Alternativen (das Schlagwort „pro choice“ ist daher zynisch). Hier hat die falsche feministische Einhegung der Schwangerschaft in die Erzählung patriarchalischer Objektivierung der Frau die Urteilsfähigkeit der Linken nachhaltig unterminiert („Reproduktion“ hat mit sexueller Ausbeutung nur insofern etwas zu tun, als eine Schwangerschaft das einzige war, was sexuelle Ausbeuter, sofern hetero, gegen ihr widerliches Treiben zu fürchten hatten: die Abtreibung war gerade *ihnen* ein Hilfsmittel,

Mitmenschen besser behandeln zu wollen als es die herzlose Natur (die eben nicht einfach „gut“ ist, sondern beherrscht und unterworfen werden soll, wie es einst auch Ultralinke wie Leo Trotzki erkannten) tut – die Übernatur, die ewige Seele im Blick.

²⁴² In Deutschland, wo über das Vernichten befruchteter Hühnereier diskutiert wird, weil bereits die Lebewesen darin Schmerz empfinden (die sich auf Ernst Haeckel berufende vulgärevolutionistische Schnapsidee vom „tierische“ Entwicklungsstadien durchlaufenden Embryo sollte damit wenigstens als Pro-Abtreibungs-Argument entfallen...), versuchten linke Parteien Anfang 2025 das Vernichten der menschlichen Leibesfrucht (ab der 15. Schwangerschaftswoche Schmerz empfindend) vollends zu legalisieren (der Versuch, Abtreibungswillige auf dem Weg noch umzustimmen, ist bereits 2024, trotz förmlicher Illegalität der Abtreibung, verboten worden). Selbsternannte „Antifaschisten“ sorgen derweil für das Canceln von seit Geburt behinderten Künstlern, weil sie sich (angesichts der eigenen Lebenserfahrung) gegen

weiter „folgenlos“ ausbeuten zu können). Einst war die „linke“ Demokratische Partei bei US-amerikanischen Katholiken die bevorzugte – gerechterweise vorbei in Zeiten, in denen die wichtigsten Parteivertreter nicht nur das brutale Töten ungeborener Kinder im 9. Monat unterstützen, sondern auch (z.B. Vizepräsidentenskandidat Walz) dagegen sind, jene, die eine Abtreibung überlebt haben, medizinisch zu versorgen.

Somit herrscht leider keine Einigkeit zwischen denen, die sich für den Menschen einsetzen – nur bei jenen, die gegen ihn kämpfen, sprich: den Ökologen (stets nach Reduzierung des Bestandes an menschlichen „Schädlingen“ strebend), unter denen sich auch unlinke Neolinke und unkatholische Neokatholiken²⁴³ scharenweise tummeln. Der Kult um möglichst „unberührte Natur“, um volkseigene Kultur und nationale Souveränität (latent strebend nach Autarkie) führt die Menschheit gerade in den Abgrund. Große Gefahr geht etwa von Gesetzen aus, welche „die Natur“ vor jeglicher menschlichen Nutzung „schützen“ wollen. Im Juli 2023 stimmte z.B. das EU-Parlament für das „Gesetz zur Wiederherstellung der Natur“. In Rekordzeit sollen nun mindestens 20% aller „geschädigten Landflächen“ in „ihren ursprünglichen Zustand“ zurückversetzt werden. Die naive Vokabel „Ursprung“ verrät das romantisch-völkische Weltbild, welches Ökobewegungen seit jeher unablesbar zueigen ist²⁴⁴. „Die Natur“ ist keineswegs *ein* Akteur, der alles schon maßvoll und

Abtreibungen einsetzen (z.B. in Zürich Ende März 2025).

²⁴³ Im Juli 2023 etwa feierte ein „katholischer“ Pfarrer auf der Zugspitze mit einer protestantischen Kollegin ein „ökumenisches Requiem“ (mit Glockengeläut) für einen Gletscher – somit vergängliche Materie mit einem Menschen, einem ewigen Abbild Gottes, gleichsetzend, sogar „Sterbebildchen“ wurden verteilt. Dabei schimpfte er noch (Xenophobie ist die Essenz des heimat-schützenden Umweltfanatismus) über den „Dreck der ganzen Erde“ (Saharastaub, Ruß aus Brasilien...), der sich auf der armen Eismasse breitgemacht hätte.

²⁴⁴ Wenn 2023 eine NABU-Sprecherin aus der Pfalz als umtriebige Ludendorfferin von sich reden machte, sollte das niemanden überrascht haben (solche waren schon in der Friedens- und Umweltbewegung der 1970er aktiv). Beispiele für das braune Fundament der Ökoverbände gibt es wie Sand am Meer. Ex-BUND-Chef Hubert Weinzierl (pro Menschheitsreduzierungen) war, wie seine Frau Beate Seitz-Weinzierl, im Umfeld der

gut mache, würde man ihn nur lassen (der grausame Irrtum sämtlicher Totalitaristen, die „natürliche“ Verhältnisse „wiederherstellen“ wollten), sondern sie besteht aus Milliarden widerstreitenden Akteuren mit gegensätzlichen Interessen und ändert ihr Angesicht daher ständig. Der Mensch kann hier keine „Ordnung“ hineinbringen, aber er kann sich so wappnen und ausstatten, dass er die meisten Vorteile daraus zieht. Die EU möchte nun gleichzeitig weniger landwirtschaftliche Nutzfläche und auch noch das übriggebliebene Nutzbare ausgerechnet verstärkt auf Bioanbau beschränken – insofern wird zwangsläufig deutlich weniger Ertrag abfallen²⁴⁵. Die Folgen werden nicht nur für weniger Zahlungskräftige auf dem heimischen Markt dramatisch sein, bedenkt man, dass z.B. aus Deutschland derzeit rund ein Drittel der Landwirtschaftserzeugnisse (jährlich etwa über 10 Millionen Tonnen Getreide) exportiert werden; die Nachfrage aus Afrika wächst dabei am stärksten (doch wer wird sich dort den Erwerb künftig überhaupt noch leisten können? „Klimaschutzmaßnahmen“ werden bis 2050 zu einem Anstieg der Erzeugerpreise um mehr als das Dreifache führen, errechnete unlängst das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung). Misanthropische „Postwachstums“-Ideologen wie Niko Paech (die „stabilen Ordnungen“ der „traditionellen Kulturen“ vermissend, „Sesshaftigkeit“ ist ihm das Ideal schlechthin, da man dann begnügungsbefriedigt bleibe) verlangen derweil, dass „Bedürfnisse, deren Befriedigung nicht mit eigenen Mitteln und Ressourcen möglich sind (sic!), reduktiv angepasst werden“ (Interview mit

Nazisekte Deutsche Unitarier unterwegs; Ökofaschist und Kirchenhasser Pentti Linkola, im Vorstand der finnischen WWF-Sektion und seinerzeit auch international einer der beliebtesten Finnen, forderte (als einer von vielen) massive Reduktion der Weltbevölkerung durch Geburtenkontrolle und Eugenik, war gegen Einwanderung und Unterstützung der Dritten Welt, begrüßte Seuchen, Krieg und Genozide. Er selbst leistete sich natürlich gerne ein 87jähriges Leben auf seiner von allem „Fremden“ befreiten Scholle. Die Ideologie „natürlicher Zustände“ lässt Ökoextremisten wie Greta Thunberg, den ebenfalls aus Schweden stammenden Klimaleugner Andreas Malm oder die Gruppe Extinction Rebellion auch „wurzellose Juden“ als „Kolonialisten“ verteufeln, die das „Land Palästina“ gegen den Willen seiner vermeintlich „autochthonen“ Bevölkerung besetzt hielten.

²⁴⁵ Über 2% der Landesfläche Deutschlands werden zudem bereits für die Erzeugung von Biogas genutzt,

den antiisraelischen, putinfreundlichen Ökopanikern von Telepolis am 7. September 2024) – was in letzter Konsequenz heißt: wer arm ist, soll doch verrecken. Altnazi Konrad Lorenz, eine der diabolischsten Gestalten der „Überbevölkerungs“-Panik der 1970er, wäre stolz auf seine geistigen Nachfolger, die seine Vision der „Entzivilisierung“ der Welt gerade umsetzen, die angebliche „Entartung“ der Menschheit mittels Wiederherstellung eines „natürlichen Gleichgewichts der Natur“ rückgängig machend. Anstatt sich in faschistoidem Gejammer über den Niedergang irgendwelcher dummen Kultur, über neue Stadt- und Landschaftsbilder und Bevölkerungszahlen sowie –zusammensetzungen zu ergehen, wäre es das Gebot der Stunde, die weltweite Produktion von Lebensmitteln zu intensivieren und besser zu koordinieren, mittels einer weltweiten Strategie zur künftigen Nutzung der kostbaren Flächen. Gerade der Klimawandel macht es nötig, sich dabei, wo möglich, auch unabhängiger von den natürlichen Gegebenheiten zu machen. Gentechnik, auch die Methoden zur künstlichen Bestäubung²⁴⁶ müssten radikal weiterentwickelt und ausgeweitet werden (und zwar für *mehr* zur Bewirtschaftung freigegebene Fläche). Die *Kultivierung* des Erdbodens nützt den Menschen (so die jahrtausendelange kollektive Menschheitserfahrung) – nicht, ihn „sich selbst“ zu überlassen. Die Knappheit der Ressourcen ist ein reales Problem – nicht, dass ihre Ausbeutung einen imaginären vorindustriellen „Idealzustand“ der

weitere 2% sind für Windkraftanlagen vorgesehen, hinzu kommen die Freiflächen-Solaranlagen – die „Energiewende“ (deren Effizienz somit zu hinterfragen ist) benötigt mehr Fläche als die gesamte Wohnbebauung des Landes (www.ruhrbarone.de/juergen-trittin-erschuf-ein-neues-deutschland/235894/). Zugleich wird der politisch forcierte Verzicht auf fossile Rohstoffe noch mehr Konkurrenz für den Anbau von Nahrungsmitteln bewirken, wenn etwa für die Kunststoffherstellung vermehrt auf Ölpflanzen gesetzt wird.

²⁴⁶ Diese ist bei vielen Nutzpflanzen (wenn sie außerhalb historischer Anbauggebiete verbreitet wurden) bereits seit Jahrhunderten üblich, wobei viele Grundnahrungsmittel, auf welche sich die Landwirtschaft im partiellen Rückzug von der Fleischwirtschaft (Anpassung des Ernährungsverhaltens ist normaler Effekt bei Klimaveränderungen) zukünftig stärker konzentrieren dürfte, ohnehin ohne tierische Bestäuber auskommen.

Natur zerstöre²⁴⁷. Die Erde (als Rohstoffansammlung) kann nicht „kaputt“ sein, wohl aber einzelne Segmente fertiggenutzt, was umso fataler sein wird, je komplexer das menschliche Zusammenleben organisiert ist. Gerade deshalb ist die Entwicklung neuer, effizienter Methoden zur Energieerzeugung, zu Produktion und Transport von Nahrungsmitteln so wichtig. Die große Hungerkrise 1847 war die letzte (nicht von Menschen, z.B. durch Krieg, verschuldete) ihrer Art in Europa²⁴⁸, obwohl kurz danach die Bevölkerung beispiellos ansteigen sollte. Warum? Durch die neuen Transportmethoden im Kontext der Industrialisierung war anschließend eine sichere Versorgung gewährleistet. Genügend Lebensmittel hätte es in allen vorherigen Hungersnöten auch schon gegeben, aber sie konnten nicht rasch über weite Entfernungen transportiert werden. Rein lokale Landwirtschaft ist im Krisenfall tödlich²⁴⁹. Es bräuchte weniger autoritäre Regimes, weniger Grenzen, mehr Mobilität. Was real passiert ist das Gegenteil: der weltweite Hunger hatte bis zu der verkorksten Coronapolitik²⁵⁰ und dem russischen Krieg gegen den „Kornspeicher“ Ukraine dank geteiltem weltweiten Technikfortschritt kontinuierlich abgenommen (Anfang des Jahrtausends hungerte fast eine Milliarde, Mitte der 2010er waren es trotz Bevölkerungswachstum „nur“ noch rund 780 Millionen), heute ist die Lage wieder dramatisch²⁵¹. Täglich verhungern tausende Kinder in unterentwickelten Weltregionen. Mit den aktuellen weltweiten Ernteerträgen würden immernoch fast doppelt so viele Menschen ernährt werden können, wie derzeit leben, die Verteilung

aber funktioniert nicht, aufgrund der nationalen Egoismen.

Es wäre wichtig, dass insbesondere die politische Linke wieder zu sich findet und das Menschenrecht erkämpfen will, statt weiter stumpf ethnopluralistischen Souveränisten und misanthropischen Ökologen hinterherzulaufen. Dass etwa westasiatische Ethnonationalisten immernoch nicht ihren judenreinen Gottesstaat haben und in Redneck Village immernoch keine Abtreibungsklinik steht, sind in Wahrheit keine „linken“ Probleme (ebenso wie es kein „katholisches“ Problem ist, dass immernoch kein Papst sich für den „kulturellen Imperialismus“ des Apostels Paulus entschuldigt hat). Das wahrhaft linke Ideal einer Autonomie des Subjekts hingegen, die letztes Ziel, nicht Mittel ist, und deren Realisierung materielle Grundlagen voraussetzt (womit man sich vom wolkigen Libertarianismus unterscheidet), deren Sicherung auch wiederum einzig legitimes Ziel von „Umweltschutz“ sein kann, ist vollkommen vereinbar mit dem katholischen Menschenbild – welches, so meine Überzeugung, auch in Wahrheit Grundvoraussetzung für „linkes“ Denken ist.

Wenn auch Katholiken (als Antideterministen die marxistische Geschichtsteologie ablehnend) nicht an eine substanzielle Weltverbesserung glauben können, so gibt es doch so manches an graduellen Verbesserungen anzustreben – eben den Schutz der „nichtproduktiven“ Mitmenschen vor indirekter und direkter Auslöschung, den Kampf gegen gewalttätige und tyrannische Regime, die Hilfe für verfolgte und zur Flucht getriebene Menschen, und vor allem den koordinierten Kampf gegen den Hunger durch Herstellung weltweiter

²⁴⁷ Neuerdings wird dem Kolonialismus, als Sündenbock für alles Übel, freilich sogar die Schuld an der „Kleinen Eiszeit“ gegeben (damit diese, den Zyklen der Sonnenaktivität geschuldet, doch noch als irgendwie menschengemacht und daher total unnormale verkauft werden kann): weil die Europäer mit ihren Krankheiten so viele Einheimische „ausgerottet“ hätten, sei es aufgrund der anschließenden Wiederbewaldung (die in Wahrheit gerade in Gebieten ohne Kontakt zu Kolonisten erfolgte) vormals gerodeter Flächen zu einem Rückgang der CO₂-Konzentration gekommen.

²⁴⁸ In den Kolonien war dies leider anders, weil dort die Industrialisierung (wenn überhaupt) z.T. erst nach dem Zweiten Weltkrieg richtig losging – etwa in Indien, wo es im 19. Jahrhundert nur ein wenig Baumwollspinnerei gab. Die Beendigung dieses Zustands bejammern

Antiimperialisten heute als Umwelt- und Kulturzerstörung.

²⁴⁹ Eine Umfrage 2023 ergab, dass 86% Prozent der Befragten in Deutschland der irrigen Meinung sind, ausgerechnet verstärkte Beschränkung auf „regionale“ Produkte diene der Ernährungssicherheit.

²⁵⁰ Weshalb die „Sozialdarwinismus“-Vorwürfe gegen jene, die während der Pandemie fragten, wieviel die Gesellschaft zum Schutz gefährdeter Einzelner leisten muss und wieviel der Gefährdete selbst bzw. sein unmittelbares Umfeld, umso schäbiger waren. Die wahren Sozialdarwinisten waren jene, denen die durch sie ausgelöste Hungerkrise im angeblich eh „überbevölkerten“ Teil der Erde völlig egal war.

²⁵¹ 2023 hungerten, Entwicklungshilfeorganisationen zufolge, weltweit über 120 Millionen Menschen mehr als 2019, die Zahl 780 Millionen ist wieder übertroffen.

Versorgungssicherheit. Katholiken werden mit Linken nie in allem übereinstimmen können, doch ist der alte linke Wille zur Vision sicher inspirierender als die konservative Apathie oder gar der, aktuell Triumphe feiernde, rechtsextreme Nationalegoismus (wie er leider auch die

antiimperialistische Pseudo-„Linke“ prägt). Es braucht einen neuen Konsens all jener Internationalisten, die im Menschen nicht eine potentielle Bedrohung sehen, sondern einen potenziellen Heiligen.

Gegen den „abendländischen“ Neo-Integrismus

252

Zu den ärgerlichsten Veröffentlichungen der letzten Jahre zählen die von Felix Dirsch in einem (nach einem heidnischen Kriegsgott benannten) neurechten Verlag herausgegebenen Sammelbände „Rechtes Christentum?“ (2018) und „Nation, Europa, Christenheit“ (2019). Darin soll ein in religiöser Hinsicht konservatives Christentum mit rechter Politik verhandelt werden, was natürlich intellektuell grandios scheitert, in den Augen unbedarfter Leser aber wieder einmal (trotz betont „ökumenischer“ Ausrichtung) gerade die katholische Tradition in eine Richtung zerrt, wo sie nichts zu suchen hat. Zur dort vertretenen Pseudo-Exegese²⁵³ hat bereits Harald Lamprecht alles Notwendige geschrieben²⁵⁴. Beteiligt sind hier offensichtlich, zumindest in Teilen, reine Kulturchristen, die Heilige Schrift vergewaltigend, damit sie in ihre politische Agenda passt. Zu Recht weithin kritisiert wurde die lustvolle Sehnsucht nach einer autoritären Führergestalt (die naturgesetzmäßig auf die angebliche Dekadenz pluralistischer Zivilisation folgen müsse) bei David Engels, für den die muslimische Immigration (neben dem „Liberalismus“, dem er die Freiheit verdankt, seine Elaborate auf die Menschheit loszulassen) das schlimmste aller Übel ist und der

deshalb gleich die Religionsfreiheit entsorgen will. Engels erhofft sich eine „christliche“ Gesellschaft und begrüßt dabei ausgerechnet die Welle rechtspopulistischer Bewegungen im Westen; in den altgläubigen Traditionalisten möchte er ein gleichsam revolutionäres Subjekt für seine autoritären Staatsphantasien sehen. Der katholische Traditionalismus aber (zu vorkonziliarer Glaubenslehre und Liturgie stehend) ist eine christliche Strömung, die allein durch eine gemeinsame Position in religiösen Fragen zusammenhängt und definiert werden kann, nicht durch Übereinstimmung in sozialen oder politischen Fragen (wenngleich in vereinzelt Teilgebieten eine konservative Position aufgrund der Hochschätzung der biblischen Gebote sicher unumgänglich ist, insbesondere beim Thema Lebensrecht). Dirsch und Engels wollen ihn bewusst politisieren und vereinnahmen, wogegen entschieden protestiert werden muss.

Die Autoren sollten sich mal eine Frage stellen: warum eigentlich mag niemand Rechte? Antwort: weil sie sich unsympathisch verhalten, nämlich abweisend gegenüber Menschen in Not, gegenüber Fremden²⁵⁵, gegenüber „Andersartigen“, sie als (mindestens potenzielle) Feinde ansehend aufgrund

²⁵² Zuerst leicht abgewandelt veröffentlicht am 31.07.2023 auf <https://ingod.webnode.page>.

²⁵³ Ausgerechnet Abraham, der bekanntlich seine Heimat verlassen sollte (auch der Name Eber/Hebräer leitet sich von der Wurzel *Avar* her, das Hinübergehen, Überwechseln bezeichnend; Abraham verließ das Irdische, wechselte zum Göttlichen), wird z.B. von einem Godehard Michaelis treue Heimatliebe untergeschoben, ebenso wie später Jesus, der doch von Sich selbst sagt, keine Heimat auf Erden zu haben; aus dem Verbot der Vermischung mit Heiden wird eines mit fremden „Völkern“ (auch Herausgeber Dirsch interpretiert z.B. die scheinbare Abweisung der Nichtjüdin durch Jesus als eine aufgrund der falschen Abstammung); die – in Wahrheit kultureller

Assimilation niemals abgeneigten – Juden seien gleichsam als sich absondernde Volksgemeinschaft vorbildhaft, gar der Begriff des „Ethnopluralismus“ fällt im Zusammenhang mit dem Alten Testament. Ein protestantischer Mitautor durfte sich noch auslassen über die so tolle „Vielfalt der Völker“, die vor dem Turmbau bestanden habe – als sei nicht die „Vielfalt“ Ergebnis der folgenden *Bestrafung*, die ursprüngliche „Schöpfungsordnung“ hingegen gerade von *Einheit* geprägt, wie sie die Kirche wieder schaffen sollte!

²⁵⁴ Die göttliche Ordnung. Theologische Analysen einer Selbstdarstellung rechten Christentums, in: Einsprüche 2 (2021), S. 28-45.

²⁵⁵ Bereits im Alten Testament werden „Fremdstämmige“ freundlich aufgenommen (man

ihrer Herkunft bzw. Fremdheit. Jeder einigermaßen gutherzige Mensch, der es nicht besser weiß, muss denken: eine Religion, die scheinbar solche erkalteten Herzen hervorbringt, kann ja nur etwas Unwahres und Verderbliches sein. Wer „Werke“ wie die genannten produziert, ist schuld, wenn Außenstehende für missionarische Bemühungen nicht mehr ansprechbar sind, weil sie sich von dem, was also angeblich christlich sein soll, zu Recht abgestoßen fühlen.

Auch in der Zeitschrift „Die Neue Ordnung“ verbreitet Dirsch seit einigen Jahren regelmäßig seine Vorstellungen von einem ausdrücklich antiuniversalistischen, „volks- und heimatnahen Christentum“, dem wohl unkatholischsten Konzept, das überhaupt denkbar ist. Dass die Verbindung von katholischem Glauben und Patriotismus „bis vor kurzem“ in Deutschland „eher selten erörtert“ wurde, findet er offenkundig schade und möchte dem entgegensteuern, nicht ohne nationalkirchliche Modernisten wie Karl Lehmann zustimmend zu zitieren (der sich 1994, nicht lange nach der Brandanschlagswelle auf Asylbewerberheime, über angeblich fehlendes „gesundes Nationalbewusstsein“ in Deutschland beschwerte) oder das „Kulturpastoral“-Schreiben Johannes Pauls II (1999), das Bewusstsein für „kulturelle Wurzeln“ glorifizierend²⁵⁶. „Rechtes Christentum“, das er sich wünscht, besteht bei ihm ausdrücklich nicht nur in der Ablehnung von Abtreibung und sonstigen Themen aus dem Bereich der Moral, sondern in einem positiven „Heimat“-Begriff (DNO 1/2020). „Rechtskatholizismus“ meint bei Dirsch erst recht keine innerkirchliche konservative Position, die sich gegen Änderungen in Lehre und Kult wendet, sondern rechte Politik, die von Personen forciert

wird, die aus seiner Sicht als „katholisch“ zu bezeichnen seien, womit er etwa den zünfteverliebten Mittelalterromantiker und Ständestaat-Vordenker Othmar Spann meint oder gar den unvermeidlichen Carl Schmitt. Den Begriff der Demokratie bringt Dirsch in Stellung gegen den universalistischen Liberalismus (der entsetzlicherweise immer über den Nationalstaat hinausführe), wobei er unter Demokratie die Machtausübung²⁵⁷ eines homogenen, nationalen „Volkes“ versteht (DNO 5/2021). „Demokratische“ Entscheidungsfindung ist für ihn das Finden eines mythisch-einheitlichen „Volkswillens“²⁵⁸. Das ist maximal romantische Ethnokratie, in jedem Fall weit weg von einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung, wie sie in Deutschland seit 1949 bekannt ist. Orbans „illiberale Demokratie“ wird dementsprechend gelobt, Christen „schmackhaft“ gemacht mit der pathetischen Präambel zur ungarischen Verfassung von 2011 (in der etwa von „unserem König“ Stephan I die Rede ist): darin heißt es, „wir erkennen die Rolle des Christentums bei der Erhaltung der Nation an“ – ein grauenvoller, blasphemischer Satz, der deutlich ausdrückt, dass das Christentum dort nur als Mittel zum Zweck angesehen und der Glaube in widerwärtiger Weise instrumentalisiert wird. Maurras lässt grüßen. Dirsch geht die „Selbstbehauptung einer Kultur, eines Volkes oder einer Nation“ über alles, er ist mit Engels offensichtlich einer Meinung, dass Katholiken sich den Rechtspopulisten anschließen müssten, gegen Globalisierung, „Entmachtung der Nationen und Völker“, „emanzipatorische und konstruktivistische Strömungen“, für direkte Demokratie (freilich ohne irgendwelche volksfremden Wähler wie „muslimische

denke nur an die Moabiterin Ruth) und kommen oft positiv besetzt daher (gerade im Gegensatz zu vielen Personen, die ins Gottesvolk hineingeboren werden); der Äthiopier Ebedmelech etwa rettete Jeremias das Leben (Jer 38f).

²⁵⁶ Der „haltlose Mensch, dessen kulturelle Identität angeschlagen oder verlorengegangen ist“, neige „leichter zu unmenschlichem Handeln“ – tagtäglich wird diese steile These weltweit tausendfach durch wildgewordene Heimatverehrer ad absurdum geführt.

²⁵⁷ Macht verwandelt Menschen in Bestien. Liberale Demokratie will Macht begrenzen und Selbstbestimmung ermöglichen; das ungesunde Fixiertsein auf Machtausübung hingegen ist unchristlich zu nennen. Wenn Daniel Zöllner in „Rechtes Christentum?“ meint, politische Macht könne nur partikularistisch und auf den Erhalt bestehender

Ordnungen ausgerichtet sein, ist genau hier gerade ein Ansatz für die *Kritik* realer politischer Macht ausgesprochen.

²⁵⁸ Im Interview mit der Kirchlichen Umschau (11/2019) versucht Dirsch zwar weiszumachen, das wohl zu offensichtlich nach NS riechende Konstrukt des „wahren Volkswillens“ sei doch zu unterscheiden vom scheinbar legitimen Wunsch nach stärkerer politischer Beteiligung „der Bevölkerung“ im „Nationalstaat“, zwecks Umsetzung „berechtigter Ansprüche der Mehrheit“ gegen die „Elitären“ – genau dieses Gegenüberstellen von „antinationalen“ Eliten und nationaler Bevölkerung (wobei die sich scheinbar von selbst ergebenden Ansprüche der letzteren objektiv die berechtigten seien) ist jedoch Kern der Ideologie vom „Volkswillen“ und seiner unbedingten Souveränität.

Parallelgesellschaften“). Berührungspunkte mit dem Christentum sieht er („Rechtes Christentum?“) beim „pessimistischen Menschenbild“ und der „Vorliebe für intakte soziale und politische Ordnung“, womit freilich nur das (historische) protestantische Christentum gemeint sein kann – Katholiken sollten sich darüber im Klaren sein, dass ein pessimistisches Menschenbild urprotestantische Häresie ist und „intakte soziale und politische“ Ordnungen (wie der Autoritarismus der „Neuen Rechten“ sie versteht) in aller Regel mit Unterdrückung der römischen Kirche einhergehen. Engels erhofft sich von seinem illiberalen Traumstaat (Ungarn im Sinn) eine „Wiederherstellung der ursprünglichen Einheit von Kultur, Staat und Glaube“, eine „patriotische Loyalitätserklärung gegenüber einer neuen abendländischen Leitkultur“ und gibt offen zu, dass es sich um ein oberflächliches Kulturchristentum handelt, Politik in seinem Konzept den Vorrang vor dem „Geist“ hat (wofür einst die Action Française zu Recht kirchlich verurteilt worden war).

Es ist Engels ja grundsätzlich darin zuzustimmen, dass eine reine „Katakomben“-Mentalität, dem Untergang entgegenschreitend, Alternativen braucht, und dass nicht nur der Glaube zu verteidigen ist, sondern auch seine kulturellen und politischen Voraussetzungen – diese können aber nicht ausgerechnet in einer illiberalen Gesellschaft bestehen, deren Ziel in der Reinhaltung von „Rasse“ und profan-wertloser Tradition besteht. Westliche Zivilisation und „Abendland“-Patriotismus sind gerade nicht dasselbe, sondern vielmehr Gegensätze²⁵⁹.

Dies wird besonders deutlich in der bislang jüngsten Folge der Dirsch/Engels-Sammelbände („Gebrochene Identität“, 2022): im Vorwort beklagen beide die „Schwächung des eigenen Kulturgefühls“ bei „vielen Abendländern“, die „Verachtung des Eigenen“ sei so furchtbar schlimm (als könne das „Eigene“ nicht verachtenswert und

schleunigst abzulegen sein, wie es der christlich-distanzierte Auftrag, alles zu prüfen und nur das Gute zu behalten, nahelegt). Weiter wird die angebliche „Geschichte des Abendlandes“ als fundamentaler Gegenentwurf zu den „umliegenden Kulturkreisen“ aufgebauscht, insbesondere zur islamischen Welt, während die Wurzel für die behauptete fortdauernde „Identität“ des „Abendlandes“ ausgerechnet in der heidnischen Antike gesucht wird – seither seien in Europa immer nur „Variationen auf Tendenzen der Antike“ zu finden gewesen, selbst die „antike Religiosität“ habe bereits auf das Christentum hingewiesen²⁶⁰. Nach solchen Ausführungen wundert einen gar nichts mehr, auch nicht der Versuch, Christentum und Aufklärung als bloße Variationen ein und derselben „Tendenzen“ eines einzigen „abendländischen“ Denkens zu verbrüdern. Dass heidnische Jupiterverehrer den Christen in Europa näher stehen sollen als muslimische Gottesfürchtige (derselben Denk- und Glaubenstradition wie Juden- und Christentum angehörig), ist schon harter Stoff aus der rechten Ideologieküche, mit dem Ziel, eine ungebrochene „europäische Identität“ zu konstruieren und die „morgenländische“ Herkunft des Christentums zu verschleiern (was „christliche“ Rechte von den normalen, also antichristlichen Rechten unterscheidet – ist doch letzteren völlig klar, wie absurd diese Argumentation ist). Die Vorstellung eines „Abendlandes“ als „Kulturraum“ nahm bekanntlich erst im Zeitalter der Romantik Gestalt an, sich damit vom „Orient“, der ganz und gar fremd sei, abgrenzend²⁶¹. Leider waren es vor allem Katholiken (Friedrich Schlegel etwa), die das neue Konzept propagierten, es freilich „gut meinent“ – gegen den deutschen Nationalismus gerichtet, die Einheit der lateinischen, „europäischen“ Kultur betonend. Über die Paneuropa-Bewegung der 1920er Jahre hin zur Idee des vereinten Europa in den 1950er Jahren blieb der Begriff eher antinational ausgerichtet, bediente sich

²⁵⁹ Europa ist von unfreiheitlich-heidnischen Tendenzen ebenso geprägt wie von freiheitlich-christlichen – erst die verhassten USA filterten den alten Schmutz heraus.

²⁶⁰ Dass die Kirche erst durch die „griechische Philosophie“ ein stimmiges Weltbild vorgelegt habe, ist ein rationalistisch-antijudaistisches Märchen, das bereits vom Agnostiker Maurras vertreten wurde. Die „griechische“ Philosophie (Philosophie ist entweder allgemeinmenschlich oder gar nicht – was über die Welt gewusst werden kann, liegt in der Beschaffenheit der Welt begründet, nicht im Auge des Betrachters) existiert

nicht einmal als Einheit; der Begriff fasst unterschiedlichste, ja gegensätzlichste Weltansichten zusammen, von denen nur wenige mit dem Christentum leidlich vereinbar sind.

²⁶¹ Zur Zeit seines Auftretens im 16. Jahrhundert verstanden Bibelübersetzer unter diesem Begriff noch Israel (damals Teil des Osmanischen Reichs), wohin die Weisen aus dem „Morgenland“ (dem Osten) gezogen waren. Der Begriff war also relativ, meinte keineswegs einen speziellen Kulturraum.

aber dennoch nationalistischer Denkmuster: aus kultureller Einheit müsse politische folgen. Insbesondere jedoch wurde das lateinische Christentum im Abendland-Konzept der Kulturkatholiken unzulässigerweise verortet – als „gehöre“ es zu einem bestimmten Erdteil. Die katholische Welt aber ist viel größer. Karl der Große (Bezugsgestalt der „Abendländer“) war lediglich einer ihrer Verteidiger, er begründete aber nicht etwas Neues, noch „Einheitsstiftendes“. Der Christ soll die Einheit in *Christus* anstreben, nicht einem weltlichen Herrscher, erst recht keiner hellenischen Göttin hinterherlaufen. Und das Problem mit dem Protestantismus ist nicht etwa, dass er eine angebliche „Einheit des Abendlandes“ gesprengt hätte (als sei der katholische Glaube nur ein Mittel zum politischen Zweck), sondern dass er Menschen von den Glaubenswahrheiten und Heilmitteln fernhielt, ideologische Zwangsstaaten begründend; die Kirche strebte nach Einheit der ganzen Welt im Glauben – nicht nur Europas. Die Vorstellung vom „Abendland“ basiert letztlich, wie der Nationalismus, auf dem Aberglauben an ein „gewachsenes Ganzes“, das weder zertrennt noch anderswo „übergestülpt“ werden könne. Da es sich eben um Aberglauben handelt, bleibt in der rechten Publizistik auch stets unklar, was genau eigentlich erhalten werden soll, was genau eigentlich „untergehe“, abgesehen vom falschen Gemeinschaftsbewusstsein. Zur Wiederentdeckung (Verortung, Provinzialisierung) des „Europäischen“ lassen Dirsch/Engels passenderweise einen antikolonialen Universalismusverächter zu Wort kommen (Ram A. Mall), der z.B. ganz entsetzt Husserl zurückweist, der dem „europäischen Geist“ eine „universelle Verbindlichkeit“ attestiert hätte. Wenn Engels in einem Ausflug in die Antike wiederum die „fortschreitende Überfremdung Roms“ beklagt (als Beispiel, wie sich dagegen zur Wehr gesetzt worden sei, führt er ausgerechnet die Ausweisung der Juden, der Heilsbringer also, im Jahre 139 v.Chr. an), das zunehmende Desinteresse an der „eigenen Geschichte“ jenes Heidenvolkes und den zunehmenden Kosmopolitismus, ja sogar die Missachtung der „eigenen religiösen Kulte“, dann

kritisiert er genau das, was die römische Gesellschaft dem Christentum öffnete und überhaupt endlich etwas entwickeln half, das wirklich erhaltenswert war. Nur, was universelle Verbindlichkeit beanspruchen kann, ist von Wert. Das „Abendländische“ (also: „Europäische“, Verortbare) ist hingegen alldasjenige am Westen, was *nicht* universal ist (und dementsprechend weniger wert als der Rest). Es braucht allein eine Kultur der Offenheit, um empfänglich für das Wort Gottes zu sein. Das „Abendland“ als imaginäre Ganzheit (sei es an Ideen, sei es an Bächlein und Wieschen) zu schützen, macht daher keinerlei Sinn. Wichtig ist allein, den Glauben weiterzugeben – überall. Der Westen, das ist eben *nicht* heidnische Antike, sondern erst und allein der Glaube schuf das, was wir heute als „westliche Zivilisation“ ansehen²⁶². Da der Glaube aber, und das ist das alles Entscheidende, die Freiheit des Menschen bejaht, ist westliche Kultur in sich keine „gute“ (im Sinne von: nur dem Willen Gottes zugewandt), sondern gibt Raum für Gutes (neben dem Bösen) – ihr Wesen ist Freiheit und damit Pluralität²⁶³. Der Integrismus des Maurras hingegen war eine Katastrophe für die Kirche in Frankreich, die dadurch mit Irrtümern infiziert wurde, wie sie Dirsch und Engels offenkundig wieder (wenn auch auf nächsthöherer Ebene) verbreiten wollen. Sogar (oder besser: gerade) ein Uraltkonservativer wie Erik von Kuehnelt-Leddihn hat dies sehr treffend herausgearbeitet, die „unheilige Allianz“ mit dem „essentiell unkatholischen“ Nationalismus und die sozialromantische strukturelle Nähe zum Antisemitismus kritisierend: der Traum vom nahezu allmächtigen, autoritären „Idealstaat“, von einer totalen Gesellschaft, einem „einigen Volk“ (was automatisch auf kollektivistischen Zwang hinausläuft), die Sympathien für „hartes Durchgreifen“ bis hin zur Todesstrafe, für Militärdienstpflicht und Zensur hatten mehr mit dem französischen Revolutionsregime zu tun als mit dem Reich Gottes. Es gibt keine „christlichere“ Regierung als eine möglichst freiheitliche – sie gibt der Kirche Raum, statt die Menschen (und damit auch die Kirche) zu reglementieren.

²⁶² Ebendarum begünstigte letztere ja die Übernahme des Glaubens durch jene, die vorher Heiden waren.

²⁶³ Die griechische Antike kannte zwar die Demokratie, diese aber war nur für Eliten, es gab daneben Sklaverei und die Idee natürlicher Ungleichheit zwischen den

Menschen (die insofern unterschiedlich „wertig“ waren). Erst Juden- und Christentum brachten die Tatsache gleicher Rechte (als Geschöpfe und Abbilder des einen Gottes) in die hellenische Welt.

Die allgegenwärtige Vergötzung von „Rasse“ und Kultur, durch links wie eben auch durch rechts, ist hauptverantwortlich für die derzeitige Implosion

der Christenheit, den Götzendienern entgegensukommen daher mit nichts zu rechtfertigen.

Die „Theologie des Volkes“ ist völkische Theologie

264

Seit Jahren wird darüber diskutiert, wie sinnvoll es ist, die rechtspopulistische AfD mit historischen Faschismen zu vergleichen, und ideologiekritische Autoren nehmen interessanterweise oft die Position ein, dieser Vergleich hinke zu stark und stelle im deutschen Kontext eine Verharmlosung des Nationalsozialismus dar. Tatsächlich hört man relativ selten von offenem Antisemitismus in der AfD, auch tritt sie keineswegs als politische Organisationsform einer militanten „Bewegung“ auf (wie beim historischen Faschismus allgemein der Fall). Der weniger die Strukturen, mehr die Ideologie im Blick habenden Faschismusforschung der 1990er Jahre freilich genügte bereits der Mythos der „Nation“, welche dekadenter Individualisierung zum Opfer gefallen sei und der radikalen „Erneuerung“ hin zu alter Reinheit, Einheit und Stärke bedürfe – das parlamentarische System, Minderheiteninteressen durchsetzend, und der Rechtsstaat, Minderheitenrechte schützend, stünden dabei der Durchsetzung des „wahren“ Volkswillens im Weg (weshalb etwa auch der Ruf nach mehr „direkter Demokratie“ faschistoide Züge aufweisen kann²⁶⁴). Auf dieser Ebene nun erscheinen Vergleiche durchaus zielführend: falsche Ideologien zu entlarven, kann (!) mit Hilfe zunächst drastisch wirkender Hinweise auf historische politische Ausformungen derselben durchaus erreicht werden. Fatal wirkt es sich jedoch auf die Glaubwürdigkeit der Hinweisenden aus, wenn sie selbst als „nicht besser“ wahrnehmbar sind – der außerparlamentarische Antifaschismus etwa gewaltaffiner und diskursfeindlicher daher kommt als der „rechte“ Mob, der innerparlamentarische derweil als immer autoritärer und repressiver wahrgenommen wird. Die ostdeutschen

Landtagswahlergebnisse im September 2024 bildeten auch ein Glaubwürdigkeitsdefizit jener ab, die unreflektiert mit historischen Vergleichen um sich werfen und gleichzeitig selbst die eigenen Grundwerte verraten. Also: lieber weniger Nazivergleiche? Alles hat mit nichts zu tun? Ich meine: im Gegenteil (sofern unter dem Vergleichen das ernsthafte Bemühen um Freilegung faschistoider, völkisch-rassistischer oder antisemitischer Denkstrukturen verstanden wird). Jeder Hinweis auf eine ideologische Nähe zu völkischem Ungeist sollte von jedem (!) Diskussionsteilnehmer ernst genommen und geprüft, statt mit einem entrüsteten „wir doch nicht!“ skandalisiert werden. Ein drastisches Negativbeispiel gibt, wie üblich, die Deutsche Bischofskonferenz. In Bezug auf die AfD sprach sich jene, hier um Vergleiche nicht verlegen, deutlich gegen ein völkisches Weltbild aus. Schön, aber warum nicht auch z.B. in Bezug auf die unsägliche Amazonassynode? Und was ist mit den Grundlagen der eigenen nationalkirchlichen Bestrebungen? Geradezu nach Art des sprichwörtlichen getroffenen Hundes reagierte der Vorsitzende Bätzing einmal auf einen Vergleich seiner deutschsynodalen Lehrabweichler mit den „Deutschen Christen“. Statt Beißreflexen aber wäre Selbstreflexion angebracht, denn die Gemeinsamkeiten sind überdeutlich: man pflegt einen Kult um Unterschiede zwischen den „Völkern“ (bzw. „Kulturen“), will Liturgie und Lehre an nationale Befindlichkeiten anpassen, den Glauben endogen aus „Volk“ und Raum entwickelt sehen, ist feindlich gegenüber klassischer Mission eingestellt, will Unabhängigkeit der „Völker“ (die auf keinen Fall zu „spalten“ seien, daher Primat der

²⁶⁴ Zuerst in leicht kürzerer Version veröffentlicht am 21. Oktober 2024 auf <https://ingod.webnode.page>.

²⁶⁵ Durch die „Sozialen Medien“ etwa (Sinnbild der Verrohung durch „basisdemokratische“ Prozesse), rationalen Diskurs mit Austausch plakativer Meinungsschnipsel ersetzend, setzen sich tribalistische Weltbilder (der Primitivisierung des Denkens

angemessen) gesellschaftlich immer mehr durch; irrationale Ängste vor kollektiven Bedrohungen werden hunderttausendfach „geteilt“ und bestimmen die politischen Zielsetzungen. Gerade die politische Rechte benötigt keinerlei „Bewegung“ mit leitenden Theoretikern und realweltlichen Strukturen mehr, es reichen ein paar unterhaltsame „Influencer“.

Politik) von Rom; mit der Schriftauslegung hält man es „aufgeklärt“-liberal, die Ethik des Alten Testaments („Gesetzlichkeit“) wird verachtet, heidnische Traditionen werden (gegenüber dem jüdischen „Stammesgott“) aufgewertet. Nun mag man einwenden: schon, aber all das ist doch kein Spezifikum der Deutschen Christen, sondern eben der ganz normale deutsche Wahnsinn spätestens seit dem „aufgeklärten“ Protestantismus des 19. Jahrhunderts. Das stimmt, und man kann sogar noch weitergehen und feststellen, dass all dies auch haargenau der Agenda des „Volkstheologen“ auf dem Stuhle Petri entsprach. Der hielt sich Anfang September 2024 u.a. in Osttimor auf und spulte dort sein übliches ethnopluralistisches Programm ab; nach den obligatorischen Folklorismus-Darbietungen (eigentlich ist die bunt gemischte Bevölkerung, zumindest in Dili, Lifau und älteren Küstenorten, teils seit Jahrhunderten der portugiesischen Lebensweise angepasst) mit Kindern in „traditioneller“ Kleidung, die „typische Tänze und Lieder“ darbrachten und ein „traditionelles Halstuch“ überreichten, schwor Franziskus seine Zuhörer wieder einmal darauf ein, dass das Christentum in der jeweiligen Kultur verwurzelt sein müsse (statt umgekehrt), das (essentialisierte) „Volk“ sei das Beste, was ein „Land“ habe; Geistliche (für „soziale Gerechtigkeit“ im Volke zuständig) sollten immer bedenken, dass auch sie „aus dem Volk“ kämen, ja von „Müttern des Volkes geboren“ wurden, und sie sollten ja nicht die „Kultur des Volkes“ vergessen, sondern den Glauben in jenen „Werten ausdrücken, die diesem Land zueigen sind“. Im Rahmen einer Messe (Fürbitten wurden, statt auf Portugiesisch²⁶⁶, in sechs „lokalen Sprachen“ vorgetragen) hetzte er

gar gegen „Krokodile“, die „eure Kultur verändern wollen“²⁶⁷.

Es ist notwendig, klar zu betonen, dass solche Phrasen sich gegen die Einheit des Menschengeschlechts, letztlich gegen eine allgemeine Menschennatur richten, und damit auch gegen den katholischen Charakter der Kirche. Solcher Ungeist läuft, das lehrt nunmal die Geschichte, auf völkisch-rassistische „Entflechtung“ der Weltgesellschaft (und der Kirche) hinaus. Den vielen Millionen Katholiken gerade in Lateinamerika, die überhaupt nur aufgrund des iberischen Kolonialismus und der daraus resultierenden (typisch katholischen!) „Durchmischung“ der Bevölkerung existieren, wird durch das skandalöse Beklagen der Zivilisierungsprozesse „indigener Räume“ sogar implizit das Lebensrecht abgesprochen (nehmen sie doch in Franziskus' Logik den Platz von rassenreinem „Naturvolk“ ein, das es statt ihrer geben könnte²⁶⁸), ihre so „widernatürliche“ Existenz sei auf einen historischen Fehler zurückzuführen. Während der „Bischof von Rom“ den katholischen Traditionalismus (mit seinen menscheitsvereinenden, lateinischen und theozentrischen Riten) aus tiefster Seele hasste, erinnert seine Vergötzung von „reinen“, „unberührten“ Zuständen in Natur und Kultur frappierend dem heidnischen „Traditionalismus“ faschistischer Esoteriker („Perennialismus“) im Vorfeld des Nationalsozialismus; den theologischen Antimodernismus verteufelnd, verabscheute er „die Moderne“ aus umfassend zivilisationskritischer Perspektive: für ihn verfiel nicht die kirchliche Lehre, sondern diese war ihm, im Gegenteil, mindestens mitverantwortlich für den neuzeitlichen Verfall „altherwürdiger Kulturen“,

²⁶⁶ Auf Timor gab es bereits im 16. Jahrhundert erfolgreiche portugiesische Missionen, auch kulturell gehörte man bald zur lusophonen Welt. Der Austausch zwischen Osttimor und Portugal ist auch nach der Staatsgründung 2002 so fest institutionalisiert, dass man sich kaum in verschiedenen Ländern wähnt: gegenseitige Einreisefreiheit, Jugendaustausch, enge wirtschaftliche und militärische Zusammenarbeit, Übernahme portugiesischen Rechts, Staats- und Verwaltungsaufbaus – jeder (vollkommen künstliche) Versuch der Abtrennung ist allein mit Rassismus zu begründen (obwohl Timoresen häufig auch, wie üblich im Bereich des katholischen portugiesischen Weltreichs, Europäer in der Ahnentafel haben).

²⁶⁷ Um über Gottes Kraft und Liebe (das eine sei „männlich“, das andere „weiblich“) zu sprechen, nutzte

er (anstelle der Heiligen Schrift) an den Haaren herbeigezogene Symboliken „traditioneller Schmuckstücke des Landes“, die an „Hörner des Büffels und das Licht der Sonne“ oder an „den zarten Schein des Mondes“ erinnern sollen.

²⁶⁸ Die oft gehörte Behauptung, 90% der „Indigenen“ in Lateinamerika seien durch „eingeschleppte Krankheiten“ umgekommen, ist i.Ü. nicht nur angesichts der hohen Geburtenraten schlicht falsch. Für Mexiko im 17. Jahrhundert (nach den großen, durchaus zeittypischen Epidemien) geht z.B. der berühmte Hispanist Rosenblat von 3,4 Millionen Einwohnern gegenüber vorkolumbianischen 4,5 Millionen (damals bereits durch die heidnischen Menschenopfer, regelmäßige Kriege institutionalisierend, dezimiert) aus.

womit er sich auch antijüdisch konnotierte Denkfiguren zueigen machte. Franziskus hatte zwar mit den missionarisch orientierten Kolonisatoren seiner Heimat wahrlich nicht die Spur einer Gemeinsamkeit, seine Auftritte in der „wilden“, „exotischen“ Fremde (die er bevorzugt bereiste) zeigten ihn hingegen als würdigen Nachfolger manch eines romantikverseuchten Kolonialisten protestantischer Mächte, welcher die nach Assimilierung (und Gleichstellung) strebenden Einheimischen verachtete und dagegen die archaischen, sich absondernden „Naturvölker“ mit all ihren Absonderlichkeiten bewunderte, ihren „Erhalt“ als ausgeschlossene Einheiten zu sichern half und damit all ihre Misere. Wie an anderer Stelle gezeigt²⁶⁹, entsprach dieses Denken später exakt jenem der Nazis, die sich überall ihre Bündnispartner gegen die westliche Zivilisation suchten.

Mit dem Vorwurf einer „reductio ad Hitlerum“ versuchen nun stets jene, die sich ertappt fühlen, ideologiekritische Argumentation im Keim zu ersticken – dieses und jenes könne, obwohl von Nazis vertreten (und z.T. in Gesetzesform gebracht), doch nicht darauf reduziert werden, sondern sei nur „missbraucht“ worden²⁷⁰. Nein: jede „wissenschaftliche“, politische oder eben kultur- und religionsbezogene Ansicht, die von Nazis vertreten wurde, muss zwingend unter grundsätzlichem Verdacht stehen, Baustein des nationalsozialistischen Gedankengebäudes zu sein (aus dem alles, was dem völkisch-antisemitischen Weltbild widersprach, von ganz allein herausfiel) und insofern ihren Beitrag an den Verbrechen der NS-Politik geleistet zu haben. Dass dann nicht mehr viel an „deutscher Kultur“ unbelastet übrigbleibt, ist kein Hinweis darauf, dass ja wohl doch nicht „alles schlecht“ war, sondern darauf, dass in Deutschland vertretene Meinungen bis heute eben in aller Regel hochgradig toxisch sind. Wenn sie plötzlich auch in Rom vertreten werden, ist tatsächlich Alarmstufe Rot erreicht.

Die lateinamerikanische „Theologie des Volkes“ (von Jesuitengeneral Arrupe als Inkulturationsideologie wesentlich entwickelt und von Franziskus ins ordentliche Lehramt gehievt)

basiert auf derart misanthropischen Vorstellungen, dass man sie nur als teuflische Abgötterei beurteilen kann. Was nämlich bedeutet Misanthropie? Misanthropen hassen die Menschheit als ganze (sie sei „verdorben“) und verachten den Menschen als Einzelnen (er sei kein richtiges Subjekt); nur, insofern er als Teil „der“ Natur auftritt, folgsam und selbstlos, hat er für sie eine Daseinsberechtigung. Da offener Menschenhass mit dem christlichen Menschenbild nun offenkundig unvereinbar ist, lenkt die „Theologie des Volkes“ einfach die Liebe des Christen um: sie gilt nun weder dem Einzelnen noch der Menschheitsfamilie, sondern dem „Volk“, also einem lediglich vorgestellten Etwas, und der „Kultur“, dem Flüchtigsten und moralisch Indifferentesten, was aus dem Menschen kommen kann. Diesem Dreck habe der Einzelne sich zu unterwerfen, statt sich von Christus befreien zu lassen, statt nach oben zu streben sich, so der braune Jargon der klerikalen Verächtlichmacher alles wahrhaft Katholischen, der eigenen „Wurzeln“ zu vergewissern. Es ist unerträglich, zu sehen, wie ein paar glaubenslose Machtprotze in der Kirche all das, welchem gläubige Katholiken jahrhundertlang tapfer widerstanden (den Vereinnahmungsversuchen weltlicher Kollektive und Bedränger), in sie hineinschleppen. Bereits in seinem ersten Apostolischen Schreiben (Evangelii Gaudium, 2013) behauptete Franziskus, das Volk Gottes (in der „Theologie des Volkes“ der Hauptakteur anstelle konkreter Personen) „inkarniere“ sich in den „Völkern der Erde, von denen jedes seine eigene Kultur“ habe, ja, Gnade setze überhaupt „Kultur“ voraus, werde in ihr „Fleisch“ (EG 115). Das Volk Gottes „inkarniert“ sich jenseits esoterischen Geschwurbels selbstverständlich überhaupt nicht, sondern ist schlicht und einfach identisch mit der Kirche, mit konkreten Menschen, die aufgrund ihres Glaubens in der großen Mehrzahl aller „Völker“ als freie Individuen gehasst und verfolgt werden und deren Alltag konträr zur jeweils herrschenden Kultur verläuft, zumal „Gnade“ voraussetzt, sich jeglicher Kultur des Bösen widersetzen zu wollen. „Völker“ (bzw. die Idee von ihnen) und Kulturen sind die Widersacher des konkreten Menschen – sie zu

²⁶⁹https://www.kritiknetz.de/images/stories/texte/Donnhauer_Antiimperialistische_Rhetorik_in_der_NS_Propaganda.pdf.

²⁷⁰ Gerne werden ausgerechnet Tierschutz und Gesundheitsfanatismus als Beispiele angeführt, zwei

Säulen der völkischen Lebensreform, welche Antihumanismus und totalitäre Übergriffigkeit der NS-Gesellschaft (die auch unterhalb der Genozidebene am Wirken war) eindrücklich antizipierten.

verehren, ist, sich menschenfeindlichen Götzen anzuheften.

In die Kirche drang der Misanthropismus, wie er in der „Theologie des Volkes“ in Form gebracht wird, mittels Theologen der NS- und Konzils-Generation ein. Hervorzuheben ist Heideggerschüler Karl Rahner, welcher die hegelsche Mythologie, Gott müsse sich erst „selbst finden“ (durch „Weltwerdung“), sei ansonsten reine Geist-Natur, nicht Person, nicht Subjekt, zustimmend der kirchlichen Tradition entgegensetzte, die Gott als stets perfekt kennengelernt hatte, aus freiem Willen Mensch werdend, weil Er uns liebt²⁷¹. In Rahners Pantheismus kann auch das Abbild Gottes, der Mensch, nicht hinreichend Subjekt sein, nicht wahrhaft frei, sondern nur tumbe Inkarnationsmasse für einen „Gott“ auf Selbstfindungstrip, der irgendeinen Körper zum Darinverrecken brauche. Der Tod (als Wegfall des „Überflüssigen“) war bereits für Hegel gleichbedeutend mit „Fortschritt“ auf dem Weg zur schöpferischen Rückkehr Gottes zur friedlichen Einheit mit „Sich selbst“ (in Form einer „Geistwerdung“); als Lutheraner sah er Gott als von Gegensätzen geprägt²⁷² und hielt die Schöpfung für einen Akt göttlicher „Selbstentzweiung“, das Sterben Gottes darin für Seine abschließende Bewusstwerdung – es geht bei ihm nicht um den einzelnen Menschen und seine Erlösung, sondern um einen armseligen „Geist“, der sich von bloßer Substanz zum Subjekt entwickeln würde; dafür diene die Schöpfung, deren „Zerstückeltsein“ in Einzelindividuen negativ bewertet wird (ein liebenswertes Individuum ist Hegel unbekannt), der „Geist“ würde sämtliche Spaltungen aber aufheben und allumfassende Einheit in sich selbst herstellen²⁷³, und zwar durch die „Volksgeister“, die mit Hilfe der nun perfekt „vernünftigen“ staatlichen Ordnungen die Individuen lenken würden²⁷⁴. Auch für Rahner ist der Einzelne egal,

der menschlichen Existenz fehlt bei ihm (an sich zu Recht determinierender Eigenschaften bereinigt) auch das entscheidende, konstituierende Element der Liebe (in der Existenz des Heiligen Geistes dogmatisch gesicherte Wesenheit Gottes), die eine souveräne Person voraussetzt²⁷⁵ (Liebe im Menschen ist bei Rahner, gut protestantisch, in Wahrheit allein Gottes Werk bzw. gar Gottes Präsenz); Hauptsache, die „Teile“ kehren zurück ins „Ganze“. Katholizität wird vom Erlösungsangebot für alle, die sich frei zur Annahme entscheiden können, zur Vergöttlichung der Welt als einem „Ganzen“, man könnte auch sagen: einer wieder rein (von sündigem Menschen-, als selbstentzweitem Gotteswerk) gewordenen Natur. Diese neuheidnische Lehre ist zutiefst unmenschlich, eine bewusste Regression zu vorchristlicher Philosophie (zurück also zu Zeiten, als christliche Nächstenliebe, etwa die Sorge für Schwache und Gebrechliche, als völlig „unvernünftig“ verlacht wurde). Auch die „abendländische“ antike Tradition kannte nur Verachtung für die Individualität, die Seele sei nichts weiter als durch die blöde Materie eingefangener Teil eines einzigen „großen Ganzen“. Ganz anders das Christentum. Jedes Abbild Gottes (also: jede menschliche Seele) ist eine einmalige, einzigartige Existenz, ihre Singularität erst macht die Seele überhaupt gottgleich, schränkt sie gerade nicht ein (bei Scotus kommt diese Einsicht zur vollen Blüte); sie ist ein neuer Geist, dem göttlichen nachempfunden²⁷⁶, nicht Teil eines Puzzles, das nur zusammengesetzt wieder Gott ergäbe (der, oder dessen Leib, sonst „unvollständig“ wäre); der Tod eines Einzelnen ist erst im christlichen Blick überhaupt bedauerlich, um seinetwillen: der Tod führt nicht zur großen Einheit von allem zurück, sondern ist ein Übel, von dem der Einzelne erlöst werden muss.

²⁷¹ Die Hegel-Abhängigkeit von Rahners Gottesbild wurde schön von Alma von Stockhausen herausgearbeitet.

²⁷² In Ihm sei auch das Böse – Luther schob bekanntlich Gott die Schuld für seine Sünden in die Schuhe und meinte, ein dem biblischen Gesetz treuer Lebenswandel sei unnötig (mit der Taufe seien auch zukünftige Sünden vergeben); das Gesetz, unmöglich zu halten, diene nur zur Demütigung.

²⁷³ Auch die heidnischen Religionen sind in dieser Logik Vorstufen zum Christentum, beinhalten sie doch auch „Vernünftiges“ und, hier kommt der schwäbische

Pietismus bei Hegel durch, so viel „Sittliches“, worauf das Christentum reduziert wird – dann könne der „vernünftige“ Staat einst auch die Kirchen ablösen.

²⁷⁴ Der Staat befreit für Hegel den „Volksgeist“, gerade nicht die Individuen mit ihren Eigenwillen.

²⁷⁵ Der Mensch beginnt nach alter Lehre eben *nicht* als bloße Existenz, die noch nicht Subjekt wäre; aufgrund seiner Gottesebenbildlichkeit ist er Person (aus sich selbst zu Erkenntnis und selbstbestimmtem Handeln fähig), hat bereits alles Potenzial.

²⁷⁶ Und ebenso wie jener nicht von Naturtrieben geleitet, sondern durch spontanen Willen.

Die Natur ist nicht das „große Alles“ (Voltaire), nicht „gut“ und als irgendwie strukturierte Einheit (welcher sich lediglich der blöde, zum Glück dem Absterben geweihte menschliche Eigenwille verschließe) offen für „den Geist“, sie ist auch nicht die Ursache für Kulturunterschiede und „Diversität“. Sie ist und bleibt geistlose Materie. Der Mensch und seine Interessen stehen nicht nur über ihr (als bestünde doch eine gewisse Vergleichbarkeit alles Geschaffenen), sondern der

Mensch steht als allein interessengeleitetes, geistiges Wesen gänzlich allein auf weiter Flur. Seine Ideen machen ihn gut oder böse. Darauf hinzuweisen, dass offensichtlich böse Menschen deshalb so böse waren, weil sie böse Ideen hatten, und dass du leider dieselben hast, ist als Hilfestellung gedacht, sich zu bessern und menschenfeindlichen Gedankenmüll endlich zu entsorgen.

Nationalliberaler Blutdurst²⁷⁷

In Waldshut gab es zur Zeit des Ersten Weltkriegs zwei Tageszeitungen, nämlich den nationalliberalen und antiklerikalen Alb-Boten (AB; später selbstredend Nazi-Postille) sowie die katholisch-zentrumsnahe Neue Waldshuter Zeitung (NWZ). Beide waren selbstverständlich prodeutsch eingestellt (andernfalls wäre ein weiteres Erscheinen nicht mehr möglich gewesen) und berichteten nicht objektiv, und doch lohnt sich der Vergleich, wie jeweils über den Krieg geschrieben und die jeweilige Leserschaft „informiert“ wurde. Nehmen wir gleich die vollkommen unterschiedliche Behandlung der ersten beiden Kriegswochen in den Blick (zitiert wird an dieser Stelle nur, was als eigene Meinung des jeweiligen Schreibers auszulegen ist, nicht Berichterstattung von Dritten oder bloße Zitate politischer Akteure). Am 03.08.1914 druckte die (den Habsburgern stets wohlgesonnene) NWZ das Manifest „An meine Völker!“ von Kaiser Franz Joseph ab, lobt dessen „ergreifende Sprache“; die Ansprachen von deutschem Kaiser und Reichskanzler werden hingegen ohne eigene Wertung zitiert, die Berichterstattung ist spürbar zurückhaltend. Der AB dagegen betont am 04.08. unter der Überschrift „Der Kaiser spricht!“ den gewaltigen Rückhalt der Bevölkerung: „viele Hunderttausende“ hätten sich vor dem königlichen Schloss in Berlin versammelt, der Kaiser sei „von einem unbeschreiblich starken Jubel und von Hurrarufen begrüßt“ worden, an seine Worte „schloß sich ein Jubel, wie er wohl noch niemals in Berlin erklungen ist“ an. Auch der Bericht über Ansprache des Reichskanzlers betont die

„stürmischen Ovationen“, den „stürmische Jubel“ der riesigen Menge. Ein erstes Kriegsgedicht ist abgedruckt („Ein Lebewohl!“), in dem die „tapferen Brüder“ zum „heißen“ Kämpfen aufgefordert werden, „dass unser Land den Sieg erficht!“, obwohl es uns natürlich sehr „um euer junges Leben“ bange; aber „wenn es den Liebsten stolz und trotzig weiß“ (nicht gerade die christlichsten Tugenden...) würde das schließlich „dem Weib auch Mut und Stärke geben!“.

Am 05.08. wollte sich auch die NWZ nicht lumpen lassen und zitierte sogar den „Freiheitssänger Körner“ mit dem dümmlichen Spruch „Frisch auf mein Volk die Flammenzeichen rauchen!“, einen neuen Befreiungskrieg („um die höchsten Güter der Menschheit, um Vaterland, Freiheit, Religion und Familie“) gegen Frankreich heraufbeschwörend; weshalb durch Frankreich Freiheit, Religion und Familie in Gefahr seien, wird selbstredend nicht ausgeführt, jedenfalls herrsche dort die „Revancheidee für 1870/71“ (dass der katholische Leser Rache negativ bewertet, wird offensichtlich vorausgesetzt), und Russland habe sowieso seit Jahren „einen Waffengang mit dem Deutschen Reiche und Oesterreich“ vorbereitet und wolle Europa knechten und unterwerfen. Deutschland wehre sich also nur gegen die bösen Anderen, kriegslüstern sei man nicht, „kein leerer Freudentaumel hat die Massen in den Städten ergriffen“, nein, „ernst ziehen unsere Soldaten in den Krieg wie es die Natur des Deutschen mit sich bringt“, aber jedenfalls: „Das Vaterland rief und alle kamen“. „Auf daß sie bald heimkehren und wir die Siegerstirnen schmücken können mit dem

²⁷⁷ Zuerst veröffentlicht am 25.03.2024 auf <https://ingod.webnode.page>.

deutschen Eichenkranz“. Ein weiterer Artikel will die „*hinterhältige Haltung*“ Frankreichs untermauern; während die braven deutschen Truppen die französische Grenze nicht überschritten, würden die Franzosen „*ohne Kriegserklärung*“ Grenzposten angreifen und ihre Flieger sogar „*unter Verletzung der belgischen Neutralität*“ (man bedenke: einen Tag zuvor war Deutschland in Belgien sogar einmarschiert!) in die Rheinprovinz gelangen und das Reich zur Gegenwehr zwingen. Ansonsten wird im Ton zurückhaltend und relativ sachlich berichtet, erste deutsche Erfolge werden vom östlichen Kriegsschauplatz gemeldet; ein Veteran von 1870/71 gibt Empfehlungen hinsichtlich soliden Schuhwerks.

Der AB vom selben sowie folgenden Tag setzt in Sachen Niedertracht des Gegners noch einen drauf und berichtet z.B. von einem „*Zigeunerwagen*“ mit „*80 Zentner[n] Sprengstoff aus Frankreich*“, der in Freudenstadt aufgegriffen worden sei. Serbische und russische Landstreicher (der Bürgerschreck par excellence) würden sich zu allem Überfluss als Deserteure ausgeben, sie werden natürlich „*eingefangen, eingesperrt und über die Grenze gejagt, dorthin, von wannen sie gekommen*“. Da man seine Leser offenbar kennt, wird aufgefordert, ergriffene Spione nicht zu lynchen – erstens könnte es sich ja doch um Unschuldige handeln (sonst wär’s anscheinend OK...), zweitens würde dann sicher (so die nationalliberale Projektion) an den Tausenden Deutschen im Feindesland Vergeltung geübt werden - „*darum [!] seid menschlich*“. Die triumphierenden Meldungen von der Front sind reißerisch und primitiv („*Die Ostpreußen verhauen die Russen*“). In Waldshut habe „*die Begeisterung für unsere heilige [!] Sache, für das geliebte Vaterland*“ Jung und Alt „*in hehrer Weise*“ ergriffen; „*Gut und Blut zu opfern sind sie alle bereit und ohne Klagen*“. „*Die Stirnen empor! Die Fahnen voran! Zum Walle auf an die Grenzen! Und reiten wir heim, so sollt ihr dann Mit deutschem Eichlaub uns kränzen!*“. Der Ton ist also wesentlich martialischer als in der NWZ. Entsprechende Gedichte gibt es im AB diesmal von Ahnenverehrer Ernst Moritz Arndt („*Gebet bei der Wehrhaftmachung*“; die „*Ahnen*“ würden vom Himmelssaale aus fröhlich auf den Jüngling mit dem „*geschwindsten Tod*“ bringenden „*Eisen*“ in den Händen schauen [Ahnen, die sich an Mord und Totschlag erfreuen, sind sicher in keinem „Himmelssaal“ anzutreffen!], welches „*Deutschem*

Lande Ruhm und Segen“ werden möge, „*Schande*“ von Deutschland, welches „*frei*“ bleiben soll, abwendend) und Pepi Matthes, einem extrem antiklerikal agitierenden Aschaffenburg Journalisten („*Mobilmachung*“: „*im Volke ein Aufste’h’n mit den festen Willen zum Draufgeh’n*“; „*Abschied*“: „*Hoch das Gesicht, wie’s anno 70 war! Gewaltig tönt der wilde Schrei: Ihr deutschen Söhne eilt herbei, Die Heimat in Gefahr! [...] Nun zeigt, daß wir Deutsche sind*“ – Wildheit sei also gut, „deutsch“ sein bedeute: gewalttätig).

Am 07.08.1914 betont auch die NWZ die angebliche „*volle Hingabe und Begeisterung*“ der Einberufenen, die aber auch „*vom Ernst der Stunde durchdrungen*“ seien. Aus einem Hauensteinischen Dorf wird vom „*Abschied der scheidenden Krieger*“ berichtet, wie „*schwung- und kraftvolle patriotische Lieder*“ die Begeisterung geweckt hätten, ein Veteran von seinen „*Erlebnissen*“ 1866 und 1870 [als er so schön für einen protestantischen Despoten die Waffe gegen katholische Glaubensbrüder erhob...] palaverte, und sogar der Ortsgeistliche die Scheidenden mit dümmlichem Gesülze aufmunterte: „*Was unsere Väter im heißen Kampfe mit Blut Und Leben errungen [einen elenden Nationalstaat mehr auf der Landkarte? Entgrenzte Katholikenverfolgung durch wildgewordene Preußen?], das müßt ihr, Krieger, jetzt schützen und erhalten*“. Der von so viel Delirium wohl noch ganz berauschte Schreiber schließt mit dem frommen Wunsch „*Gott schütze und schirme unsere Krieger, und führe sie wohlbehalten! in die Heimat zurück als Sieger!*“. Ein unerträglich kitschiges Schiller-Gedicht (gleichwohl im Vergleich zu dem AB-Schund gar nicht martialisches, eher wehmütiges) fügt er auch an, interessanterweise ausgerechnet (es geht schließlich gegen Frankreich) aus der „*Jungfrau von Orleans*“ („*Lebt wohl, ihr Berge...*“, endend mit „*Ich scheid – und wann wohl kehr ich wieder?*“). Sodann wesentlich sachlicher als im AB gehalten: die Warnung vor „*Spionen und Personen, die zur Ausführung verbrecherischer Anschläge bestimmt sind*“, weshalb man „*Verdächtige, namentlich ausländisch Sprechende*“ Polizei oder Militär melden soll. Deutschland ist weiter die verfolgte Unschuld, selbst im offensichtlichen Unrecht: England, das „*den Krieg gegen uns längst gewollt*“ habe, hätte mit der Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland (die nicht weiter kommentiert wird) endlich einen „*Vorwand*“ zum Kriegseintritt gefunden, aber in Deutschland sei

„man“ bereit, „auch mit John Bull volle Abrechnung zu halten“. Deutschland würde sicher gewinnen, denn die deutsche Armee gehe mit mehr „Begeisterung“ an die Sache: „Begeisterung wird nur erzeugt durch das Gefühl des Rechtes. Das Recht ist bei uns und unser der Sieg!“. Der katholische Leser bedarf anscheinend der Versicherung, rechtlich sei all das schon in Ordnung (der AB-Leser hat da weniger Skrupel, my country right or wrong...). Gleichzeitig bringt die NWZ auch die Meldung, der Papst habe für die Katholiken aller Länder Kirchengebete angeordnet, um für den Frieden zu bitten. Und: ein Artikel widmet sich dem hundertsten Jahrestag der Wiederherstellung des Jesuitenordens (für Nichtkatholiken damals sowas wie die Armee des Leibhaftigen und Synonym für „Spaltung“ und „Zersetzung“ der schönen nationalen Einheit). „Wir Katholiken feiern den Tag mit gemischten Gefühlen, weil die Jesuiten unschuldig aus unserem Vaterlande verbannt sind“.

Was liest man derweil so im AB? Kraftmännisches Drohgehebe natürlich („Was es bedeutet, unser Volksheer auf den Plan zu rufen, wird der Feind mit Entsetzen wahrnehmen“), pathostriefende Einheitsbeschwörungen („Das Volk steht auf, Der Sturm bricht los! Wer legt die Hände noch feig in den Schoß? Keiner!“) und ins Groteske abdriftende Überhöhung des Anliegens („Das deutsche Heer zieht für unser Land in einer Sache hinaus, die fleckenloser und reiner ist, als das Licht der Sonne“). Die Bevölkerung ist nicht mehr nur begeistert vom Gemetzel, nein, sondern vom „perfiden Albion“ und den „Bluthunden an der Newa“ auch „in gerechten Zorn“ versetzt, von „beispiellosem Grimm“ erfüllt (über solche Hauptsünde freut man sich beim AB natürlich). Aus Mannheim wird die „ergreifende Szene“ geschildert, wie irgendein zu den Fahnen eilender Fabrikboss Abschied von seinen Arbeitern nimmt [als würden diese dann auf dem Sofa herumklümmeln dürfen, während der selbstlose Herr Kapitalist sein hehres Selbstopfer vollzieht]. Ausrufungszeichenübersäte Lyrik gibt es selbstredend auch („Den deutschen Müttern“): „Seid still, ihr deutschen Mütter! Seid stolz, ihr deutschen Mütter! Weint nicht, ihr deutschen Mütter, wenn euer Sohn euch fällt. Er fällt als deutscher Ritter, als deutscher Mann und Held! Es ist die höchste Ehre, die euer Sohn dort fand, er fällt im deutschen Heere fürs deutsche Vaterland!“.

Am 08.08.1914 wird es in der NWZ besonders andächtig. „In christlichem Geiste fleht diese Tage das ganze deutsche Volk zu Gott, unser geliebter Kaiser [spätestens jetzt hätte jeder denkende Katholik sein Abo kündigen müssen...] geht uns mit dem Beispiel voran“. Das deutsche Volk sei ja so unendlich gläubig und gut: „Während unsere Feinde frevelhaft die heiligen Schranken der Gesittung in den Staub treten, fällt das deutsche Volk, bevor es die Waffen zieht, in die Knie. Es ist ein überwältigend hehrer Augenblick [...]. Eine ganze Nation im Gebete vor dem bitteren Kampfe der Notwehr um Haus und Herd!“. Ja, da überschlägt sich die Verzückung geradezu. Die Feinde sind dagegen „haßerfüllt“, haben „das deutsche Volk überfallen, von friedlicher Arbeit wurde es gegen seinen Willen in den furchtbaren Kampf getrieben“ (jaja, wir haben’s ja langsam kapiert), doch es hat Glück: „ein herrlicher Kaiser steht an unserer Spitze, ein milder Friedenskaiser, der in überwältigender Langmut gegen feindliche Arglist das Recht der Völker zu wahren suchte und bis zum letzten Augenblicke den Frieden schützte“. Es bleibt zu hoffen, dass der Schreiberling all das wenigstens selbst geglaubt hat. Alles nur Notwehr „um das Dasein unseres Volkes“ und „für das heilige [!] Vaterland“ (für solchen Schwachsinn gibt man natürlich gerne sein Leben...). Gott ist übrigens auch NWZ-Leser: „Schütze unsere tapferen Männer, unsere heißgeliebten Söhne und Brüder! Tröste unsere Frauen und Kinder, gib allen Kraft zum allerschwersten Kampfe, den das deutsche Volk je auf sich nehmen mußte“. Ach ja, Luxemburg (neutral) wurde übrigens besetzt, aber das ist mit dem Reich „durch eine Reihe von Staatsverträgen“ ja eh „innig verbunden und hat sich auch vielfach der Gesetzgebung des deutschen Reiches angeschlossen“. Na, dann passt das ja schon. Irgendworüber muss man muss ja schließlich auch „in den heiligen [!] Krieg zum Schutze des bedrohten Vaterlandes“ ziehen können. Eine weibliche Stimme kommt in der NWZ auch zu Wort: „Wir wollen uns würdig zeigen unserer tapfern Männer, unserer begeisterten Söhne. Wir wollen ihnen den Abschied nicht noch erschweren durch unbeherrschten Jammer [...]. Wie wird es das Herz des Hinausziehenden stärken und trösten, wenn er weiß: Meine tapfere Frau oder Mutter daheim faßt ihre durch den Krieg ihr auferlegte Last mit mutigen Händen an, und sie wird mit ihr fertig werden“. Ein Vorbild kennt man auch, interessanterweise kein germanisches: „Sollten uns

die alten Römerinnen beschämen, die stolz waren dem Vaterlande ihre Söhne zu opfern?“. Immerhin wird hier der Schmerz überhaupt problematisiert, der Ton ist um Längen einfühlsamer als bei der nationalistischen Konkurrenz. Seitens der Kirche hielt sich die Kriegsbegeisterung offensichtlich vergleichsweise zurück: der Freiburger Erzbischof beschäftigte sich in einem Rundschreiben mit *„den schweren Tagen, die über uns hereingebrochen sind“* und ordnete u.a. an, an allen Sonn- und Feiertagen *„bis zur Wiederherstellung des Friedens“* eine Betstunde vor dem Allerheiligsten zu halten.

Der Leser des AB erfuhr am selben Tag unter anderem, warum *„in allen Schichten des Volkes“* eigentlich jeder so kriegsbegeistert ist: *„der Trieb der Selbsterhaltung“* und *„das Gefühl der nationalen Ehre“* hätten geboten, gegen die feindseligen Nachbarn aufzutreten und mit ihnen *„gründlich abzurechnen“*. Trieb, Gefühl – alles klar. Bezeichnend, dass der AB das auch noch gut findet. Passend dazu das Gedicht *„Wir wollen.“*: *„Wir wollen in den Tagen [...] nicht fragen: wie alles ward“*. Stimmt, könnte ja zum Nachdenken führen. Deutschland kämpfe halt *„um sein Leben“* und solle *„nicht untergeh'n“*. Sehr gehaltvoll. Ein weiteres Gedicht (*„Deutschland in Waffen!“*) stammt von einem „Ernst Heiter“ (ha, ha...), der AB-typisch bald mehr Ausrufungszeichen als Buchstaben im Repertoire hat und ebenso einem personalisierten „Deutschland“ reichlich menschliche Fähigkeiten zutraut: *„Deutschland steh auf! Wieder flattern die Fahnen wie einst in wogender Völkerschlacht [...] Deutschland schlag drein! Einig und stark! [...] Wie die Väter geblutet, gelitten, bringen wir Opfer an Gut und an Blut!“*. Ach, und in Mannheim zieht es nicht nur das gestandene Kapital hin zur Schlachtbank, sogar Schüler würden sich schon freiwillig zum Dienst im Heer melden, soviel Kriegsbegeisterung herrsche, freut sich der Berichterstatte.

Propagandistisch bietet die NWZ am 10.08.1914 wenig Spannendes, *„glühende, vaterländische Begeisterung“* herrsche auch in den deutschen Kolonien, in Russland dagegen gehe keiner freiwillig zur Armee, man müsse dort mit Waffengewalt dahin gezwungen werden und so weiter.

Der AB betont mehr, was die Gegner für Luschen und Schlappschwänze seien – unter dem Titel *„Die verrückten Franzosen“* wird der französische Präsident dafür verspottet, der Stadt Lüttich das

Kreuz der Ehrenlegion verliehen zu haben, obwohl jene doch mit *„unvergleichlicher Bravour“* von den Deutschen eingenommen wurde. Ein gefallener Franzose auf deutschem Gebiet sei erbärmlich ausgerüstet gewesen, betont wird die angeblich mitgeführte Schnapsflasche. Am Folgetag gab es, in blasphemieverdächtiger Anlehnung an den Dekalog, *„Kriegsgebote“* zu lesen, u.a.: *„Du sollst über Politik und Krieg möglichst wenig reden, die Köpfe der Leute sind schon voll genug davon. Gedanken frei für die Arbeit! [...] Verbiete jedem Schwätzer aufs Kräftigste den Mund!“*. Die obligatorische Lyrik wird immer gewaltverherrlichender, z.B. in *„Die Reservisten-Flut“* von E. Hoos: *„Sie kommen mit Fäusten aus Eisen und dem eisernen Mut und dem treuen, dem braven, dem deutschen Blut [...] der gewaltige Zorn, der redet nicht, Sie sollen Myriaden von Russen begraben nach blutiger Wehr“*. Der „Rassengedanke“ tritt auch im Gedicht *„Aufmarsch zum Kampf“* eines Kadelburger Einwohners hervor: *„Germanen sind wir, geübt mit dem Schwert [...] Das ganze Volk wird vom Zorne entbrannt“*. Ein *„gutes Zeugnis für den Humor unserer Soldaten“* seien laut AB außerdem Kreidebotschaften an Zugwagons wie *„Russen, Serben, alle müssen sterben“*, *„Jeder Schuss – ein Russ“*. Ja, selten so gelacht.

Derartigen Dreck gibt es in der NWZ nie zu lesen; dort wird am 12.08.1914 wieder in epischer Breite versucht, den Waffengang rational zu rechtfertigen (womit man sich im AB gar nicht erst aufhält). *„Auf die Neutralitätsverletzung Luxemburgs von Seite der Deutschen folgte diejenige Belgiens. So hart es gewiß den leitenden deutschen Männern ankam, sich auch über die Neutralität Belgiens hinwegzusetzen – es blieb ihnen keine andere Wahl und der Entschluß mußte rasch ausgeführt werden, wenn die belgische Flankenstellung uns nicht von Frankreich und England vorweggenommen werden sollte. Wenn die Deutschen nicht zuvor gekommen wären, wäre Belgien mit oder gegen seinen Willen ein Stützpunkt für die französisch-englische Kriegsführung geworden“* – so wird artig doziert. In Frankreich sei schließlich *„die Revanche-Idee [...] seit 1871 zielbewußt genährt“* worden (andererseits sei *„zurzeit eine eigentliche Kriegsstimmung in Frankreich nicht vorhanden“*, wie wiederum beruhigend versichert wird – ja, was denn nun...?), und auch *„Rußland wollte den Krieg“*, sei ja *„nach Hunnen-Art in die ostpreußischen Lande“* eingefallen (auf die Idee, dass man den deutschen

Einfall nach Westen haargenau deuten könnte, darf eine deutsche Zeitung natürlich nicht kommen). In jener NWZ-Ausgabe wird man nun auch mit einem stumpf-patriotischen Gedicht belastigt, dem bekannten (in unserer Zeit passenderweise von einem Neonazi-Barden vertonten) „*Laß mich geh'n, Mutter*“ des „Arbeiterdichters“ und Kesselschmieds Heinrich Lersch („*Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen*“ – ein Satz, so hohl wie ein Kessel, in der Tat). Zugleich wird aber auch aus dem Hauensteinischen berichtet, dass Pfarreiangehörige in großer Zahl jeden Abend nach dem Angelusläuten den schmerzhaften Rosenkranz, die Lauretanische Litanei und ein Gebet zum heiligen Joseph für die Soldaten beten, damit Gott ihnen „*Gottvertrauen, Mut und Tapferkeit verleihen möge*“ und sie „*nach beendetem Kriege wieder glücklich und gesund in ihre Heimat zurückkehren möchten*“; der Schreiber empfiehlt dies auch anderen Pfarreien, da „*man durch die Hilfe von Oben viel erreichen kann, indem vielleicht die Herzen der Könige und Fürsten eher wieder zum Frieden bewogen werden können*“.

Wie, Frieden? Wo es doch gerade erst so schön angefangen hat..? Dem AB käme solches Weicheitertum natürlich nicht in die Tüte. Der spottet derweil lieber über abgeschossene französischen Flieger („*Was kommt dort von der Höh'?*“) und wartet auf mit weiteren geistreichen Inschriften an Soldatenzügen (kam vortags bei der primitiven Leserschaft anscheinend sehr gut an): „*Immer feste drauf!*“; „*Parole: auf ihn, haut ihn!*“; „*Die Serben sind alle Verbrecher, ihr Land ist ein finsternes Loch, die Russen sind auch nicht viel besser, aber Keile kriegen sie doch!*“ (Kommentar: „*das walte Gott.*“); „*Jeder Tritt ein Britt, jeder Stoß ein Franzos*“. Diese menschenverachtenden Sprüche sind für den AB „*soldatischer Humor*“ in „*heiterer Tonart*“, man lobt den darin erkennbaren „*entflammten Mannesmut*“ und das „*kriegerische Draufloswollen*“ (die eigene Sprache des AB ist kaum weniger unbeholfen als die der zitierten Barbaren). Als Gedicht des Tages gibt es „*Furor Teutonicus*“ von einem Herrn Hasenfratz aus Eggingen: „*Auf, Teutonen, auf zum Sturm! [...] Rhein und Weichsel färbt mit Blut! [...] Furchtbar walt' in Schlachtgewittern deutsche Kraft und deutscher Mut! [...] Jagt den Tod dem Feind entgegen [...] Stampft zu Teig den welschen Wurm!*“.

Am 13.08.1914 macht die NWZ ihren Lesern wieder mal weis, dass der Feind bereits auf dem allerletzten Loch pfeife – ein französischer Gefangener in Müllheim habe bei seiner Einheit seit Tagen nichts mehr zu essen bekommen, und „*Mitleid erweckte die Schuhbekleidung des Gefangenen. Es waren zerrissene Lackstiefel, so zierlicher Art, wie man sie bei uns auf dem Tanzboden trägt*“. Er fürchtete sich, von den Deutschen jetzt erschossen zu werden, aber „*diese Furcht wurde ihm natürlich ausgeredet*“, stattdessen bekam er erstmal eine ordentliche Mahlzeit. Subtext: Deutsche sind auch Soldaten des Feindes gegenüber anständig und mitmenschlich.

Ganz anders (wie nicht anders erwartet) der AB vom selben Tag; der Feind ist hier nicht armselig, sondern schlicht feige (50 Russen seien angeblich vor drei deutschen Infanteristen geflohen), und das Gedicht „*An die Hetzer!*“ schleudert den Franzosen entgegen: „*Ihr habt den Krieg gewollt, nun habt ihr ihn! [...] Und welch ein Krieg! Wie keiner je gewütet! [...] Habt ihr zuerst den deutschen Zorn zu spüren, hat euch die deutsche Faust den Mund verpönt, mit der ihr allzeit flink wart Haß zu schüren, und geistreich deutsche Art und Kraft verhöhnt. Ihr habt's verdient!*“. Auch großdeutsche Sehnsüchte sind zu lesen, „*Eine neue Hymne*“ beschwört die Einigkeit aller Deutschen im Reich sowie in Österreich, deren Bund sei „*heilig*“, eine „*neue, große Zeit*“ stehe bevor; vorher ist freilich noch was zu erledigen, erstmal nämlich die „*heil'gen Fahnen*“ entrollen und mit „*heil'gem Feuer*“ den Feind „*wegfegen*“. Wer keine Heiligen verehrt, erklärt eben jeden Müll zu Heiligem.

Es wurde der 14.08.1914, und die NWZ verkündete mit Genugtuung, dass die Jesuiten vom Reichskanzler inzwischen zur Hilfsseelsorge zugelassen wurden. Ein von Lokalkolorit triefender Bericht aus dem Hauensteinischen schildert eine Szene, wie der „*Seppel*“ der Familie aus der Zeitung vorliest und erleichtert feststellt: „*D' Franzosen chömmen nit ins Land! Unsere kräftigen Hotzen verklopfen den Franzosen ihre roten Hosen*“. Und das „*alte Mütterlein*“ legt mit der Bitte „*Gott schütze den Hans und den Friedle und führe sie gesund wieder heim*“ die Zeitung wieder beiseite. Sich gegen drohenden Einmarsch eines Feindes wehren, auf schnellen Frieden und heilbeinige Wiederkehr hoffen. Aus Erzingen ein weiteres „*Stimmungsbild*“: bei allem Schmerz ist man hoffnungsfroh, „*die Einberufenen [...] als Sieger recht bald wiederzusehn*“; sie hätten fast

ausnahmslos „vor ihrer Abreise den Tisch des Herrn in unserem Gotteshause aufgesucht und sich auch nach dieser Seite hin gewappnet. Ein Heer solch braver Männerherzen ist die Garantie unser Zukunft, es muß Sieger sein“.

Auch der AB nimmt sich des Themas Zeitung im Krieg an und rühmt sich ernsthaft auch noch der eigenen Propaganda, mit „vaterländischem Eifer“ wolle man schließlich nicht hinter dem restlichen Volk zurückzustehen und dem Vaterland dienen wie jene „Volksgenossen, die mit der Waffe in der Hand unseren geliebten deutschen Boden schützen, für deutsches Recht, deutsche Ehre, deutsche Freiheit“. Beruhigung ist noch keineswegs angebracht, das Gedicht „Deutsch und furchtlos“ von Adolf Ey beschwört bedrohliche Szenarien herauf (der „grimme Bär“ im Osten komme immer näher „an unsres Hauses Schranken“, um es zum Einsturz zu bringen, im Westen erhebe der Hahn sein Kriegsgeschmetter), da hilft natürlich kein Beten, nur rohes Draufgängertum: „Sie sollen uns kennen lernen [...] Und hauen wir sie in Stücke, dann segnet der Himmel die Tat [...] Sie wollten die Welt umketten mit teuflischem Geflecht [...] Sie wollten die Welt verpesten, wir fegen sie wieder rein [...] Für Deutschland, das herrliche, freie, den letzten Atemzug!“ (hier bekommt das Szenario noch unterschwellig antisemitische Tupfer, im Gedicht „An Deutschlands Kämpfer“). Dramatisch geschildert wird, wie der gefallene Dogerner Gefreite Alfons Tröndle in Rixheim „hinterlistigerweise von den Franzosen überfallen“ wurde; statt Trauer gibt es Beschuldigungen und Rachefantasien: „Schuld an dem Ueberfall sind die feigen Einwohner (deutsche Französlinge) in Rixheim, die ihr Schicksal nun wohl ereilen wird“. Mariä Himmelfahrt 1914. Zunächst die gute Nachricht: der Tod Tröndles wird in der NWZ wohltuend anders behandelt als im AB. Bei den Kämpfen um Mulhouse wurde er „aus dem Hinterhalt von Franzosen schwer verwundet“, ist an den Folgen der Verletzungen „inzwischen gestorben und in elsässischer Erde bestattet worden“. Man erfährt Details zur Person („wird uns als ein ruhiger, pflichtgetreuer und solider Charakter geschildert“), jegliche Gegnerbeschimpfung unterbleibt, dafür wird die allgemeine Anteilnahme erwähnt, die den Hinterbliebenen zukommt. In einem weiteren Artikel betont die NWZ: „Es liegt keinerlei Anlaß vor, gegen die Neutralität Italiens Mißtrauen oder Unzufriedenheit zu hegen“. Sich herauszuhalten ist

also gutes Recht. Und wieder wird die „Rücksicht, die gegenüber den im Deutschen Reiche zurückgebliebenen Russen und Franzosen geübt wird“, positiv vermerkt. „In den bayerischen Bergen lebt eine Anzahl Russen, denen es gar nicht einfiel, das Deutsche Reich nach der Kriegserklärung zu verlassen [...]. Sie fühlen sich, wie sie ganz ruhig sagen, im Deutschen Reiche sicherer als in Rußland“. Leider gibt es ausgerechnet am höchsten Marienfest auch den wohl bislang dümmsten NWZ-Artikel zu lesen, dessen unbeholfene Sarkasmusversuche eher an das Niveau des Konkurrenzblatts erinnern. Englands Rolle im Kampf gegen deutsche Barbarei wird hilflos verspottet, es gehe England doch nur darum, alle Welt „mit seinem Joche zu beglücken“ (der Schreiber führt gar, entgegen der üblichen NWZ-Linie, Rom als Negativbeispiel an; wie sehr dieser Artikel ein Fremdkörper ist, zeigt bereits, dass in derselben Ausgabe Rom wieder als Vorbild erscheint, in Gestalt von Cornelius Scipio, dessen „Heldengröße“ Rom gegen Karthago gerettet habe), die „hochedlen Lords“ seien in Wahrheit rein eigennützig, Völkerglück und Völkerfreiheit liege ihnen entgegen anderslautenden Bekundens fern („Muß der arme ehrliche Engländer nicht die Batterien von Gibraltar im Stand erhalten und dort einzig nur wachen, damit die Mauren — zwar schon seit Jahrhunderten tot — nicht wieder Spanien erobern! Muß er nicht auf Malta das Kreuz der Malteser verteidigen?“ usw.); Irland werde „unmenschlich“ und „grausam“ behandelt, „Wie oft stieg der Verzweiflungsschrei der hungersterbenden Kinder Irlands zum Himmel! Lord Bull hatte anderes zu tun, er mußte aller Welt seine gesegnete Rechtschaffenheit bringen. Indien, Aegypten, Nordamerika, Südafrika, sie alle wissen zu erzählen von Englands Opferwilligkeit. Was ist des Briten Vaterland? Die ganze Welt, wo es etwas zu holen gibt“. Am Ende gar der Wunsch: „Hoffentlich aber zeigt ihm diesmal der deutsche Michel, daß er die Gänse konfessioneller [!] und parteilicher Zwietracht nicht mehr länger hütet und füttert zur Freude Albions, sondern deutsche Hiebe austeilte, sodaß England auf 100 Jahre genug davon hat“. Und wenn schon der borussophile AB mit großdeutscher Lyrik aufwartet, läßt man sich diesbezüglich natürlich auch nicht lumpen: der „Gruß an Deutschland“ eines Wieners beschwört schon die erneute Vereinigung von „Rhein und Donau“, dabei erneut betonend, man sei im Recht,

die anderen würden nur „das Recht des Mords verteidigen“.

Dem AB konnte man am 15.08.1914 wieder mal entnehmen, wie feige und/oder korrupt sämtliche deutschen Gegner (die von Niederlage zu Niederlage eilen) doch sind, dass Finnland „auf das Volk Luthers“ warte, um der „Unterdrückung“ durch den „Zarismus“ zu entkommen²⁷⁸, und gleich vier Gedichte zeigen, auf welchem Niveau das Blatt mittlerweile angekommen war: „Nehmt die Flegel fest zur Hand und drescht mit deutschem Grimme, es geht ums deutsche Vaterland“ (Rinkleben, „Nun wollen wir sie verdreschen“); „Heisa! Wir streuen Verderben! Drauf auf die hinterlistige Brut, färbt ihren Boden mit ihrem Blut, das gibt Dung für die Erben! [...] noch in das achte und zehnte Glied soll unser furchtbares Rachelied euch in den Ohren gellen! (Dr. Opfermann, „Fahnen hoch!“); „Und trotzdem geh ich fröhlich fort, und schrei nach Rache, sinn auf Mord, den Schuften geb ich ihren Lohn [...] Lebt wohl, auf Wiederseh’n – wenn nicht, dann steh‘ ich halt vor’m Weltgericht. Sorgt für mein Weib, sorgt für mein Kind, die meines Lebens Sterne sind, dir Sonne aber: Vaterland, dir weih ich mich mit Herz und Hand!“ (P.M., „Landwehrlied“); „Heute da fiel es drei Strolchen ein, unsern Michel zu verbläu’n. [...] Dem Linken zerschlug er den Schädel [...] Dem Rechten hieb er ein Auge aus [...] Deutscher Michel! Hau‘ zu! Hau‘ zu!“ („Michel“). Am 17.08.1914 rief der AB unter dem Titel „Fort mit der Französelei“ zur Sprachreinigung auf: „Fort mit den entliehenen fremden Fetzen in unserer schönen Sprache Wir wollen rein deutsch sein und bleiben“; die NWZ beklagte derweil die „giftigen Früchte“ der „Nationalitätenfeindschaft“, konkret freilich den „Volkshaß“ in Frankreich gegenüber Deutschen meinend, doch dürfte jeder halbwegs mündige Leser verstehen, dass dies umgekehrt genauso gilt. Ein bemerkenswerter Artikel fand sich an diesem Tag noch in der NWZ, mit dem diese Presseschau enden soll. Es ging um einen Bittgottesdienst im

Dom zu Speyer, „dem eine ungeheure Menschenmenge beiwohnte“. Bischof Faulhaber hielt dabei „eine einzigartige Predigt“, bei der er sagte: „Die Zeit des Krieges sei keine Zeit des Hasses“. Er lobte die „heldenhafte Nächstenliebe“ des Roten Kreuzes und „forderte die Soldaten auf, auch im Feindesland Träger der nationalen Ehre zu sein, fremdes Eigentum zu schützen und die Frauenehre hochzuhalten“. Bei allem patriotischen Geschwätz zeigt sich hier am markantesten der Unterschied zwischen der katholischen und der nationalliberalen Sicht auf den Krieg.

Nationalliberalismus, die Ideologie der „nationalen Befreiung“, ist der Abschaum unter den bösen Gedanken. Er führt, ist er einmal enthemmt, direkt und ohne Umwege (auch zahllose Biographien belegen dies ganz konkret) in den Nationalsozialismus. Er verdirbt die Menschen, macht sie böse, er entstellt die Seelen und saugt alles, was an den gütigen Schöpfer erinnerte, aus ihnen heraus. Es sei ohne jede Ironie gesagt: er führt die Menschen in die Hölle, liefert sie Dämonen aus. Er ist zutiefst verabscheuenswert, nicht nur in seiner historischen Form.

Katholiken, die heute mit politischen Strömungen liebäugeln, die in dieser Tradition stehen, sollten sich die Zitate in diesem Text gut durchlesen und sich gründlich abstoßen lassen von der Deutschtümelei der erklärten Katholikenfeinde des AB. Man lerne aber auch von den Fehlern der NWZ. Ja, die NWZ hebt sich von dem ungenierten Menschenhass des AB wohltuend ab, und nein, niemand erwartet im Krieg, Feindpropaganda oder auch nur Relativierung der eigenen Regierungsposition zu lesen. Trotzdem erschienen auch dort einige Artikel, die mehr als das Minimum an Propaganda lieferten und euphorisch dem nationalistischen „Zeitgeist“ zusprachen – besonders, wenn man, innerkirchlich offensichtlich auf der „progressiven“ Seite, die „konfessionelle Zwietracht“ (siehe Artikel am 15.08.1914) satt hatte²⁷⁹. Dies sei Katholiken eine Mahnung: man

²⁷⁸ In Finnland drohte im 17. Jahrhundert unter der Tyrannei der Wasa-Dynastie katholischen Priestern die Todesstrafe allein dafür, dass sie katholische Priester waren (ebenso wie in anderen protestantischen Ländern). Der Wasa-Staat mit seinem absurd aufgeblähten Heer und seiner vollkommen militärfixierten Kultur war Vorbild für das spätere preußische Terrorregime, von dem ein gerader Weg ins „3. Reich“ führte.

²⁷⁹ Das „Manifest der 93“ von 1914 etwa, in welchem die deutsche Kriegsschuld geleugnet und auf jene geschimpft wurde, die „der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen“, unterzeichneten die Stars der liberalen Theologie auf protestantischer (Naumann, Harnack, Seeberg, dazu der in diesem Milieu verehrte Haeckel) wie auch katholischer (Martin Spahn) Seite; der Kampf gegen den deutschen Militarismus sei Kampf gegen die deutsche Kultur. Der katholische

halte sich *vollständig* rein, lasse verderbliche Ideologie in sich keinerlei Raum gewinnen. Hass und Dummheit sind ansteckend. Das unsinnige Konstrukt der „Nation“ hat die „progressive“ Richtung in der Kirche seit langem bereits auf

Abwege, weit vom „schmalen Tor“ (Mt 7) entfernt, geführt – mögen die Konservativen vor solcher Schande weiterhin bewahrt bleiben.

Die deutschen Wurzeln konformistischer Verwilderung²⁸⁰

In der düsteren Agatha-Christie-Verfilmung „Mord im Orientexpress“ mit David Suchet (2010) beobachtet Poirot in Istanbul einen Lynchmob, der eine mutmaßliche Sünderin steinigt. Ganz entsetzt von der Szene zeigt sich eine westliche Frau, die meint, irgendwer müsse die Bluttat doch verhindern. Später kommt heraus: sie selbst gehört zu einer Gruppe von 12 „ehrenwerten“ Westlern, die ihrerseits (im titelgebenden Zug) einen Lynchmord verüben²⁸¹. Korrekt hält der (betont katholische) Detektiv der entmenslichten Bande (deren Tat wird in angemessen grausamen Bildern gezeigt) vor, sich nicht von Wilden zu unterscheiden, wenn sie das Recht in die eigene Hand nehmen will (statt es den Gerichten oder, wenn nötig, Gott zu überlassen) – und stößt auf völliges Unverständnis²⁸².

Gerade heute kennt man diese Situation, sich allein einer Horde äußerlich zivilisiert wirkender, bigotter Barbaren gegenüberzusehen, nur zu gut. Der Westen, das ist das Reich der universalen Menschenrechte. Seine Bewohner aber wissen diese nicht mehr zu schätzen. Sie wollen Rache – an der eigenen Zivilisation. Sie wollen zurück zum Stammesdenken, wollen Macht statt Recht, und sei es nur insgeheim. Sinnbildlich für die postmoderne Bigotterie die Vorkommnisse beim „Eurovision Song Contest“ 2024²⁸³ in der europäischen

Hochburg der Antizionismus, Schweden²⁸⁴: alles und jeder überbot sich mit Aufrufen für „Akzeptanz“ und „Respekt“ für alles „Queere“ (welche sich natürlich nicht an, sagen wir mal, die Hamas richteten, sondern an jene, die ohnehin schon offen für alle sind), doch wurde die scheinbare Menschenfreundlichkeit dadurch völlig ad absurdum geführt, dass dieselben Leute zugleich eine 20jährige Heranwachsende auf unbeschreibliche Weise ausgrenzten und anfeindeten, nur weil sie Israelin ist, und sich derart mit einem antisemitischen Mob, der hasserfüllt ihr Hotel belagerte, solidarisierten.

Die „woke“ Szene juveniler Beschützer von Natur und Kultur ist nicht nur ungebildet (sie hat keine Ahnung, was eigentlich einen „Nazi“ kennzeichnet und dass kaum ein solches Charakteristikum nicht bei ihnen selbst anzutreffen ist), sie ist vor allem unmenschlich: sie feiert sich für Toleranz, die sie freilich rigider als jeder andere von der richtigen „Identität“ abhängig macht.

Postmoderne wie Nationalsozialismus verachten abstrakte allgemeine Gesetze, die im Konkreten nicht nur nutzlos, sondern gar schädlich seien, da dem „wahren Leben“ feindlich gegenüberstehend. Sie gegen angebliche „Volksrechte“ durchzusetzen erscheint als Skandal. Es handelt sich bereits hier

„Traditionalist“ Dietrich von Hildebrand hingegen bezeichnete die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität als abscheuliches Verbrechen und gab Deutschland die alleinige Schuld am Krieg.

²⁸⁰ Unter dem Titel „Erleuchtete Steinewerfer“ zuerst in kürzerer Version veröffentlicht am 04.06.2024 auf <https://ingod.webnode.page>.

²⁸¹ Die wohl abstoßendste Figur dabei, eine Art „wiedergeborene“ Protestantin, Poirot gegenüber den Katholiken deren Lehre von Sühne und Vergebung vorwerfend (denn manche Sünden könnten nunmal nicht vergeben werden), verkündet noch stolz, schließlich ohne Sünde zu sein und daher Steine werfen zu dürfen.

²⁸² Poirot wird später in seinem letzten Fall selbst einen „Mord“ begehen, doch nicht aus Rache, sondern um in

der Not einen gefährlichen Serientäter zu stoppen, dem mit dem Gesetz nicht beizukommen ist. Nach der Tat zweifelt er an der Richtigkeit derselben, bittet Gott um Vergebung und büßt mit seinem eigenen Tod (bei einem Anfall nicht zum Medikament, sondern zum Kreuz greifend).

²⁸³ Allein, dass diese nationalismusfördernde Witzveranstaltung immernoch existiert (wie auch andere „Nationen“-Wettkämpfe), ist schon skandalös genug.

²⁸⁴ Das lutherische Musterland der Biolandwirte ist spätestens seit den Tagen des Ministerpräsidenten Olof Palme für stramm israelfeindliche Außenpolitik bekannt, Juden fühlen sich dort, Umfragen zufolge, besonders unsicher.

um strukturell antijudaistisches Denken – ein „oberflächliches“ Aufsammeln von Wissen (über allgemeine Gesetze eben) könne ja mangels „Tiefe“ und „Eigenem“ niemals zur „Weisheit“ führen. Das ganze Konzept der „Wokeness“ erinnert auch an den Elitismus der Gnostiker mit ihrer Verachtung für die Weisungen des „Demiurgen“, für die Unerleuchteten, die, in Ketten gehalten vom „Gesetz“, nie zur „Weisheit“ kommen könnten, während die Erleuchteten das „wahre“ göttliche Wesen hinter der jüdischen „Illusion“ schauen würden (dieser Hang zum Esoterischen offenbart sich etwa in der naiven Personalisierung der „Natur“). Das gestörte Verhältnis der „Woken“ zu Rationalität und herkömmlicher Wissenschaft (im „westlichen“ Sinne, beobachtend, eben nach Gesetzmäßigkeiten suchend)²⁸⁵ ergibt sich letztlich aus einer Übertreibung von im Grundsatz berechtigter Kritik an der Absolutsetzung aufklärerischer Methoden des Wissenserwerbs, nämlich konkret jener eines Rationalismus, der vor jede Erfahrung das Vorurteil setzt (aufgrund der apriorischen, verdinglichenden Vorstellung von Kategorien, die ein fatales Eigenleben entwickeln²⁸⁶). Diesem Künstlichen wird das „Natürliche“, der „nichtweiße“ Erfahrungsschatz entgegengesetzt. Doch liefert eine falsche, im Wesentlichen kontinentaleuropäische Methodik (ihrerseits Wissenschaftlichkeit in den Bereich einer Esoterisierung der „Vernunft“ auslagernd) kein Argument gegen westliche Wissenschaftlichkeit als solche, insbesondere nicht gegen einen universalistischen Empirismus²⁸⁷. Die postmoderne Rerassifizierung der menschlichen Gesellschaft beweist jedenfalls nachdrücklich das

Scheitern des Versuchs, gegen den Westen (statt mit ihm) menschenfeindliches Pseudowissen zu entlarven.

Französischen Aufklärungskritikern wie Michel Foucault wird gerne die Schuld an den heutigen woken Umtrieben (die sich zu großen Teilen gegen die jüdisch-christliche Tradition des Westens richten) zugeschrieben, dies jedoch nur teilweise zu Recht. Foucault hatte es gewagt, liebgewonnene bürgerliche Konzepte in Frage zu stellen – doch hat „der Westen“ seine Werte ja gerade nicht in der kontinentalen Aufklärung erworben, sondern aus dem viel älteren Juden- und Christentum, und die Kritik Foucaults trifft solche „vormodernen“ Weltbilder kaum. Seine Abneigung gegen die (eben vor allem kontinentale²⁸⁸) Aufklärung erklärt sich biographisch; nachdem er als junger Mann mehrere Suizidversuche unternahm, stellte er in seiner Dissertation das Konzept des „Wahnsinns“ als ideologisch bloß, und seine Homosexualität mag seine Beschäftigung mit der aufklärerischen Kategorisierung und „Einkörperung“ der Sexualität (vor dem Hintergrund der Ideologie von „Bevölkerungspolitik“) verständlich machen. Die Aufklärung schuf die Vorstellung von gesellschaftlicher „Normalität“ und skandalisierte die Abweichung, die vom Status eines individuellen Verfehlens zum „sozialen“ bzw. volkswirtschaftlichen Problem erhoben wurde. „Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies“ (Der Wille zum Wissen)²⁸⁹. Foucault bewunderte insofern generell das „Wilde“, von den künstlichen Zwängen der bürgerlichen Scheinwelt scheinbar Befreite²⁹⁰ – und kapitulierte vor der naheliegenden nächsten

²⁸⁵ Die Unmöglichkeit, „Weisheit“ ohne Wissenschaft zu erlangen, wird schon im Buch der Sprüche verdeutlicht (wo ersteres durchgehend Frucht der von außen kommenden Lehre ist).

²⁸⁶ Deliriose Fragestellungen wie, ob „Rassenmischung“ schädlich sein könnte, sind nur in jener Traumwelt möglich, in welcher die Aufklärer lebten, mit ihren Hirngespinnsten von Arten und Rassen, die zu angeblichen Akteuren der Geschichte wurden.

²⁸⁷ Die Funktion (absolut) vom konkreten Objekt trennend und doch aus dessen Beobachtung herleitend, statt umgekehrt das Objekt Funktionen eines absoluten Systems zuordnend. Etwa in der Kulturwissenschaft muss klar sein: die gegebene Objektivität der Funktion (zur individuellen Bedürfnisbefriedigung) setzt keineswegs größere funktionale Systeme voraus.

²⁸⁸ Er benutzte für das Phänomen bezeichnenderweise das deutsche Wort, „Aufklärung“ war ihm offenbar

deutsch geprägt, wie er überhaupt hauptsächlich deutsche Philosophie (aus dem Göllefach „H“) konsumierte, woran man in der Tat verzweifeln muss.

²⁸⁹ Foucault sah die Sexualfeindlichkeit, ja überhaupt die Problematisierung des Sexuellen als Spezifikum bürgerlicher Aufklärung mit ihrem zurichtenden Gesundheitsfetisch an (hinzu kommt die protestantische Leistungsideologie, notwendig mit Lustfeindlichkeit einhergehend; der hart arbeitende Mann habe keine Lust an irgendwelchen rein selbstbezogenen und zudem arbeitszeitraubenden Genüssen zu verspüren, ja überhaupt keine Gefühle zu haben, das sei was für die „schwachen“, irrationalen Weiber... Lust ist in dieser Denktradition maximal der Erhöhung der Arbeitsleistung dienstbar zu machen, wie in den KZ-Bordellen als Lohnanreiz für Funktionshäftlinge).

²⁹⁰ In Wahrheit gibt es keine „wilden“ (im Sinne von „naturnahen“) Menschen – nur solche, die mit der

Aufgabe, es ebenso schonungsloser Analyse und Kritik zu unterziehen²⁹¹; seine Ausrede war selbst ein kulturellrelativistisches A-priori („können wir ja gar nicht objektiv an irgendwas messen“, universelle Werte und natürliche Rechte seien doch Illusion), wie es längst die akademische Anthropologie beherrschte. Dies ist Foucault nun tatsächlich vorzuwerfen. Das, was bei ihm so „unerhört“ war, ist gerade nicht Triebkraft des „woken“ Identitätsfimmels; das, worin er gänzlich unoriginell blieb, ist es. Die Postmoderne kritisiert die Aufklärung als Unterwerfung unter gesellschaftliche Machtverhältnisse und spricht dabei, defätistisch, dem Individuum, als sei es wahrhaftig in Akzidenzien zertrümmert (und des rettenden Mobs bedürftig), die Möglichkeit zur Auflehnung ab; somit ist ausgerechnet die westliche Individualisierung (und nicht, wie nahe läge, die Kollektivierung des Einzelnen im Stamm) für Foucault Einteilung nach Kategorien und Fesselung an Identitäten – die kontinentale Aufklärung im Ohr, die das Individuum in der Tat nur noch unter Sammelbegriffe fassen will. Beiden fehlt (zwangsläufig, ohne Gott) der Begriff vom Ungeteilten und Autonomen. Das Subjekt ist eben nicht akzidentiellen Eigenschaften „unterworfen“, sondern ist das, was souverän dahintersteht. Max Stirner drückte es schön aus: „Man sagt von Gott: Namen nennen Dich nicht. Das gilt von mir; kein Begriff drückt mich aus, nichts, was man als mein Wesen angibt, erschöpft mich“. Jeder Mensch ist ein Einzelner, der „sich“ selbst erschafft, einzig ist, nicht auf Begriffe reduziert werden kann (was auch Stirner leider fehlte, war die Erkenntnis, dass es ohne die Einzigartigkeit Gottes auch keine

Einzigartigkeit Seines Ebenbildes gäbe: aus dieser erst resultiert diese unendlich große Würde des Einzelnen). Konservative und Linke europäischer Tradition sind sich hingegen einig, was vom menschlichen Individuum zu halten ist: verdorben sei es, wenigstens ein Kind verdorbener Zeiten und hässlicher Umstände, also habe es sich in verlässliche Ordnungen einzufügen, dort brav seinen Verpflichtungen nachkommend. Während der Konservatismus außer verstocktem Protestantismus nichts an theoretischen Grundlagen zu bieten hat (als pietistischer Gefühlsreligion genügt ihm, dass vertraute Ordnungen sich so schön heimelig anfühlen), resultiert der omnipräsente linke Konformismus in Teilen aus jener verhängnisvollen Auseinandersetzung des später quasi „geheiligten“ Marx mit dem schonungslosen Nominalismus Stirners, der im Grunde keinerlei zu erstrebende Ordnung mehr zuließ und sich dem permanenten Kriegszustand ergab. Marx begriff die radikal individualistische Weltanschauung Stirners als letztlich nur kapitalistischen Interessen dienend, verteuflte sie daher als „Ideologie“. Zu einer alternativen materialistischen Welterklärung quasi getrieben, wurde das Individuum (mit seiner ganzen „Persönlichkeit“ und seinen Bedürfnissen) bei Marx reines Produkt gesellschaftlicher Funktionalisierung, jeder sei nur „Kind seiner Zeit“ bzw. der bestehenden Verhältnisse – darum denke auch Stirner, vom Kapitalismus geprägt, so, wie er eben denke (er selbst, Marx, sei als objektiver Wissenschaftler freilich offenbar durchaus fähig, all solches völlig unabhängig zu durchschauen)²⁹². Das materielle Selbst bei Stirner (sich fremder Definition entziehend) wird von Marx lächerlich

(echten oder vermeintlichen) Natur defätistischer umgehen als andere, nämlich als die „Zivilisierten“. Letztere pflegen eine Kultur, die auf einer großen Menge an Lernwissen (Schrift!) und Arbeitsteilung beruht, was den Individuen viele Erleichterungen und Möglichkeiten verschafft. Antikolonialisten stören sich daran, wenn nichtwestliche Länder nach deren Defiziten abgesucht werden und überlegt wird, wie man helfen kann, doch ist solches kein Spezifikum von „Kolonialismus“, sondern von jeglicher Mitmenschlichkeit, die vermutet, dass der Andere dieselben elementaren Bedürfnisse hat, eben nicht „total anders“ ist (wie es der „Orientalismus“-Vorwurf gerne hätte), und dass die Kultur oft ein Hindernis ist, als Mittel zur Sozialdisziplinierung, von Wächtern (um Privilegien fürchtend) benutzt, welche sie abschotten gegen bessere Ideen.

²⁹¹ Selbst, wenn es heute noch von europäischen Abwegen unbeeinflusste Gesellschaften gäbe: deren Ordnungen und Sitten als unvermittelte Manifestation archaischen Volksgeistes zu idealisieren (wie Foucault bei seiner „spirituellen“ Revolution im Iran) ist bestenfalls naiv – ohne (typisch westliche) Individualisierung, Freiheitsrechte und Straflosigkeit der „Sünde“ ist jede Gesellschaft eine Ausgeburt der Hölle.

²⁹² Die Auffassung vom Individuum als Produkt der Gesellschaft ist Voraussetzung für Totalitarismus („Ihr seid formbar!“) und Genozid („Ihr seid alle gleich!“) – verwirrte Linke der 1960er Jahre beschimpften hingegen ausgerechnet Staatskritiker Stirner als Wegbereiter des staatsvergottenden Faschismus. Der NS-Staat mag ein Racketstaat gewesen sein, Stirners freie Vereinigungen hingegen streben gerade nicht zur Staatlichkeit.

gemacht, wieder auf die Ebene des Gattungsexemplars zurückgestuft. Das objektiv Reale ist für Marx (als Materialist dabei weder einen göttlichen oder menschlichen Ideengeber für nötig haltend) in Bezug auf die sozialen Verhältnisse das, was sich aus Produktionsprozessen scheinbar natürlicherweise ergibt – dies ist die „linke“ Variante der das 19. Jahrhundert prägenden Rationalisierung des protestantischen Determinismus. Diese „objektive Realität“ wiederum bestimme das Denken ihrer Zeitgenossen.

Leider gab es Mitte des 19. Jahrhunderts neben Marx nicht viele, die sich durch Stirners „Der Einzelne und sein Eigentum“ zu einer Schärfung der eigenen Position herausgefordert sahen. Eine katholische Kritik an Stirner, der in der Tat keine rationale Begründung für die abgesonderte Stellung des Selbst liefert und auch gar nicht liefern will (stattdessen auf die Durchsetzung der nicht weiter hinterfragbaren eigenen Interessen ohne Rücksicht auf den Faktor „Recht“ fokussiert), hätte die hervorgehobene Würde als Abbild Gottes einbringen müssen und damit, bei sorgfältiger lehramtlicher Aufarbeitung, vielleicht auch der Kirche Irrwege nach links und rechts ersparen können – sowohl solche kollektivistischer Natur (mit „Völkern“ und Kirchenvolk) wie auf gesellschaftliche Rechte des Einzelnen (die auch Sünde und Unglauben miteinschließen) bezogene. Das Ich ist kein Geschöpf des Kollektivs (wenn auch sein Selbstbild im Rahmen der Interaktion wachsende Gestalt annimmt), seine Unterwerfung

unter eine per se konstruierte Gemeinschaft ist Unrecht – in all dem ist Stirner zuzustimmen, aber ohne Herleitung aus der christlichen Anthropologie und Rechtsauffassung (und strikte Bindung an dieselbe) bleibt verständlich, dass seine wenigen Leser (zu denen auch Carl Schmitt und andere „Volksstaats“-Ideologen gehörten) an Botschaften nur die der scheinbar legitimen Naturtriebbefriedigung wahrnahmen.

Die Botschaft des Christentums, welches einen absoluten Begriff vom Menschenrecht hat, ist eine viel radikalere. Nur aus der Freiheit Gottes ergibt sich die christliche Konsequenz, dass auch unsere Freiheit tatsächlich eine totale ist²⁹³. In ein und denselben Umständen (bei ein und denselben Voraussetzungen) würden wir mal so, mal anders agieren (sonst wäre das Leben keine Prüfung und das Handeln stattdessen determiniert), was nicht etwa mit einer unbestimmt-absichtslosen Disposition in uns zu erklären ist (uns zu geistlosen Würflern machend), sondern mit dem Ich – als eigenständiger, nicht weiter reduzierbarer Kraft²⁹⁴. Selbst seine Ziele zu wählen: das Gottgleiche am Menschen.

Es ist klar, dass eine solche Definition des freien Subjekts ausschließt, irgendwer könne sich „authentisch“ oder „naturgemäß“ verhalten, und dass sie geradezu immunisiert gegen jeglichen Identitarismus. Nicht einmal der Mensch *als Mensch* hat aus seiner Natur (die nur eine Voraussetzung für sein Berufenwerden ist) ein gegebenes Ziel, wie es der moderne (im Sinne von vor-postmoderne) Hedonist sich vielleicht dachte

²⁹³ Der dies bestreitende Determinismus setzte sich im europäischen Denken mit den Stoikern durch, immer wieder vom Christentum gezähmt, aber selbst in der Scholastik selten vollkommen überwunden (am ehesten bei Scotus, der auch Gottes Freiheit als ungebunden von dem, was Menschen für „vernünftig“ halten wollen, ansah); die westliche Aufklärung (Locke) verweigerte sich dann bestenfalls, über die Frage, wie frei der menschliche Wille nun eigentlich von Natur aus ist, zu sinnieren – Hauptsache, die anderen lassen ihn sich ungehindert entfalten. Auf dem Kontinent wurde hingegen „die“ (personifizierte) Vernunft in der Revolution buchstäblich zum Götzen erhoben – die Utopie sah vor, dass sich der eigene Wille in einer allgemeinen „Vernunft“ auflöst. Die Restauration wurde der menschlichen Freiheit wesentlich besser gerecht – ihre Theoretiker (Burke) sind die Ahnherren des europäischen Individualliberalismus (es existiert keine vom individuellen Zweck gelöste allgemeine „Vernunft“, nur ein allgemeines Gesetz), während der Nationalliberalismus Fichtes (der bürgerliche Rechte

nicht mehr aus der Menschennatur, sondern aus der „Nationalität“ herleitete, „Fremde“ per se ausschloss und damit den „Volks“-Souveränitätswahn auf die Spitze trieb) Vorläufer des Nationalsozialismus ist.

²⁹⁴ Das Ich handelt aufgrund einer konkreten Intention – kein objektiv vorhandenes Begehren in uns reicht aus, es bedarf einer aktiven Entscheidung sowie der Aktivierung jener Willenskraft, welche aus der Entscheidung Taten folgen lässt. Die aktuelle Intention hebt bestimmte Wünsche aus der Masse heraus und erhebt sie zum Motiv, zum Handlungsgrund; der Handelnde setzt sich ein Ziel und reagiert damit souverän auf die von außen kommenden Angebote. Wenn wir davon ausgehen, dass dem Menschen die Ideen von außen, von „Geist“ eingegeben werden (nicht Produkt seines eigenen Körpers sind), bleibt i.Ü. keine Alternative zum Glauben an Engel, an Geistwesen, die von Gott getrennt sind (und sich auch widersprechen können, in Gute und Böse gespalten): den Heiligen Geist haben nur Getaufte.

und Bequemlichkeit und Unabhängigkeit im Sinn hatte. Er (in Gestalt des heute stets des Egoismus gescholtenen „Boomers“) hat gerade sein böses Erwachen. Im postmodernen Denken bedeutet „progressiv“ nicht mehr, „Fortschritt“ durch Technik und Wissenschaft zu erreichen – das Fortschreiten hin zu einem bequemeren Leben und immer mehr Naturbeherrschung ist, im Gegenteil, als egoistisch verpönt. Fortschritt wird zwar nach wie vor angestrebt, jedoch allein auf moralischem Gebiet: an die Stelle der Wissenschaft ist die „Weisheit“ gerückt. Weisheit nun ist (nach christlichem Verständnis) keine Tugend, die der Mensch einfach hat oder allein aus eigener Kraft erwerben kann, sondern im Zusammenspiel mit Gnade (hier insbesondere im Wort Gottes vermittelt) – sie bedeutet, Wissen, Können und Vermögen „richtig“ anwenden zu können, sich „gute“ Ziele setzen und diese auf „guten“ Wegen zu erreichen, stets die Konsequenzen des eigenen Handelns bedenkend. Dieser Charakter der Weisheit lässt sie, wird sie von der potenziell allen vermittelbaren Wissenschaft gelöst (postmodernes Herumideologisieren vom Schläge der *critical race studies* kann man nun wirklich nicht Wissenschaft nennen), geradezu automatisch als Privileg einer vermeintlichen moralischen Elite erscheinen. „Fortschritt“ in der Postmoderne ist insofern, gleichsam erleuchteten Führern zu folgen. Während Foucault und Konsorten noch keinen Religionsersatz lieferten, sind die heutigen „Woken“ geradezu (pseudo)religiös besessen. Ihr Fetisch ist genau das, was Foucault vorgeblich verabscheute. Die „Identität“ gilt heute wieder als unveränderbare Kategorie, und wer der Gruppe angehöre, müsse sich auch „authentisch“ verhalten, dem „Volksgeist“ (im Sinne Herders oder Fichtes) gemäß, was auch eine bestimmte Kultur und politische Einstellung beinhalte. In gewissem Sinne ist dies das Gegenbild zu Hegels Durchsetzung weltgeistlicher Vernunft, zumindest wie er sie (in seiner Verachtung gegenüber der „Wildheit“ von

„Naturvölkern“ – Träger des „Weltgeistes“ sei nur ein solches Volk, das seinen hohen Ansprüchen an „Staatsbildung“ genügt) begriffen hätte, doch sind es sein Organisationsfetisch und sein Konzept der dialektischen Aufhebung der Widersprüche, die ihn dennoch in die Reihe der Ahnherren auch des postmodernen Progressismus stellen: alles Widersprüchliche steht darin in trauter Einheit und zugleich voller, „community“-seliger Souveränität zusammen, Hauptsache gegen das „Alte“, zu Überwindende, welches freilich heute dasjenige ist, was einst selbst als Fortschritt galt (Christentum / westlicher Universalismus).

Der Neokonservative Jonah Goldberg erklärt in seinem Buch „Suicide of the West“ (2018) schön, wie der amerikanische Progressismus (heute Hauptträger des „Wokeismus“) historisch ganz unmittelbar von Deutschland her geprägt war; viele Protagonisten studierten in Bismarcks Preußen, bewunderten Herder und Hegel und den autoritären Etatismus; mit der Vorstellung natürlicher Rechte und Freiheiten²⁹⁵ wurde in der Demokratischen Partei entsprechend gefremdet, der „Gemeinwille“ gehe über alles. Preußenfan Woodrow Wilson²⁹⁶ betrachtete Gesellschaft als sich evolutionär entwickelnden „lebendigen Organismus“, mitsamt entsprechend dehnbarer („lebendiger“) Verfassung. Logische Folge: die Faschismusbegeisterung innerhalb der europaverliebten Partei in den 1930er Jahren²⁹⁷. Etwa der Film „Borat“ (2006) aber demonstrierte bereits, wie die Entwestlichung selbst in konservativen Milieus der USA auf dem Vormarsch ist (was sich auch am Niedergang der Neokonservativen zugunsten der Populisten zeigt). Die Figur Borat (Schauspieler Sacha Baron Cohen) ist eine Karikatur dessen, was sich der „Durchschnittsamerikaner“ als einen modernen „Wilden“ vorstellt. Der Film hat im Wesentlichen zum Ziel, jene Amerikaner zu blamieren, mit denen sich Borat getroffen hat. Letzterer offenbart (in scheinbarer Naivität) ein vollkommenes Fehlen einer Idee von allgemeinen Menschenrechten, lebt

²⁹⁵ Etwa für den progressiven Hegelianer John Dewey reine Illusion.

²⁹⁶ Dessen Lehrmeister Richard T. Ely wiederum studierte in Heidelberg beim staatsverherrlichenden und antiuniversalistischen Katholikenhasser Karl Knies, wurde zum glühenden Antikapitalisten, Pro-Eugeniker und Anhänger eines durch wissenschaftliche Experten dirigierte Staates.

²⁹⁷ Goldberg verweist auf die Bewunderung des Roosevelt-Beraters Rexford Guy Tugwell und anderer

„New Deal“-Protagonisten für Mussolini, was er vergleicht mit der Chinaglorifizierung des heutigen NY Times-Kolumnisten Thomas Friedman, der sich im Westen ebenso „vernunftgeleitete Experten“ an der Macht wünscht, welche mittels „Green Revolution“ die Gesellschaft in eine goldene Zukunft führen, wozu Demokratie, freie Rede und freier Markt nur hinderlich seien.

einfach, wie es scheinbar „natürlich“ für ihn ist. Und die Amerikaner? Lieben ihn dafür, stimmen ihm noch bei übelsten Entgleisungen zu. Offenbar sehnen sie sich selbst nach einem Leben frei von „zivilisatorischen Zwängen“, die ja „unnatürlich“ seien. Dies ist symptomatisch für den heutigen westlichen Umgang mit „edlen Wilden“: sie hätten doch eigentlich recht, und selbst wenn sie einem im Detail dann doch zu weit gehen, bleibt man höflich und lacht mit, statt den „Fremden“ zurechtzuweisen und zu belehren (was man durchaus auch auf höfliche und respektvolle Weise tun kann), wie es sich für Menschen, die sich der ethisch-moralischen Überlegenheit ihrer Zivilisation bewusst sein sollten, gehört.

Der Begriff des Fortschritts ist angesichts dieser Zustände keinesfalls zu entsorgen, wie es manche Konservative wünschen. Nur sollte man sich wieder bewusster werden, wohin man eigentlich „fortschreiten“ will. Die Postmoderne hält Fortschritt bei „Äußerlichkeiten“, auf technisch-institutionellen Ebenen für obsolet, solchen in moralischer Erkenntnis (soll heißen: Degeneration zu steinzeitökologischem Stammesdenken durch Überwindung von „westlichen“ Perspektiven) für erstrebenswert. In Wahrheit ist es umgekehrt: mit dem geschichtlichen Durchbruch des (im Judentum und Christentum angelegten) universalistischen Menschenrechtsgedankens ist das Höchstmaß moralischer Erkenntnis bereits erreicht – es bleibt die permanente Aufgabe, durch „äußerliche“ Prozesse deren Umsetzung (etwa im Rahmen einer Verrechtsstaatlichung der Welt) zu ermöglichen und zu garantieren, was ständigen Fortschritt auf allen Gebieten, außer (!) auf den „innerlichen“, erfordert.

²⁹⁸ Das christliche Friedensreich, das durch das Gottesvolk im Aufbau ist und allen Menschen offensteht (ohne jemals seine einmal gesetzte „Verfassung“ ändern zu können), war ein Ideal, das dann, nachdem es in die Zukunft verlegt und seine Verfasstheit „dynamisiert“ worden war, im deutschen Idealismus vollends säkularisiert wurde, auch noch bei Marx durchschimmernd, der es mit der Gerechtigkeit des „Sozialismus“ neufasste; dieser ersetzt quasi das messianische Zeitalter, doch sind die dann herrschenden Ideale der Freiheit und Rechtsgleichheit (vor dem Herrn) bei aller Entstellung offensichtlich jüdisch-christlicher Herkunft, in anderen Denktraditionen nämlich viel weniger präsent. Davon abgesehen machte die Kirche unter dem Beistand des Heiligen Geistes viele Jahrhunderte lang immer wieder hervorragende Erfahrungen mit dem Prinzip Fortschritt, den es in der

Menschheitlicher Fortschritt ist eine genuin jüdisch-christliche Vorstellung²⁹⁸; seine Grundlage ist zwar die Gnade, seine Verwirklichung aber hängt ab von der menschlichen Mitwirkung²⁹⁹. Dem deutschen Naturvergötzer hingegen ist er, logischerweise, Naturkraft. Der politische „Progressive“ seit dem 19. Jahrhundert, dem deterministischen Fortschrittsbild Hegels verpflichtet, sieht sich als mit einem unaufhaltsamen Strom schwimmend (auch der Revolutionär misstraut der Schicksalhaftigkeit des Fortschritts nicht, bei ihm meldet sich lediglich die Ungeduld quälender zu Wort). Das hat massiven (negativen) Einfluss auf die individuelle Bereitschaft, eigene Entwürfe erstrebenswerter zukünftiger Welten zu denken – die „erleuchteten Führer“ (ob auf den Lehrstühlen, in den Sendeanstalten oder auf TikTok) seien ja bereits die volksvertretenden Protagonisten des großen Weltprozesses. Es gibt in Deutschland, wo vielleicht noch 20% der Bevölkerung an einen personalen Gott glauben, eine besonders massive Zustimmung zu diesem progressiven Grunddogma. Man sei eben ein „Kind seiner Zeit“ und könne den angeblichen Lauf der Dinge maximal verlangsamen. Was aber bedeutet es, ein „Kind seiner Zeit“ zu sein? „Die Zeit“ hat keine Meinung, nichtmal Themen. *Menschen* prägen Menschen. Auf welche höre ich? Ein „Kind der Zeit“ nimmt einfach die aktuellen *Mehrheitsauffassungen* unkritisch an und gibt sie weiter³⁰⁰. Als mündige Menschen aber müssen wir sie stets hinterfragen! Menschen sind Chaoten, darum ist auch die Geschichte chaotisch. Die Ideologie des automatischen Voranschreitens in eine vorgegebene Richtung aber endet logisch im

Erkenntnis und Lehre gab, auch in Sachen Andacht und Schönheit der Liturgie und Vermehrung der privaten Frömmigkeitsformen entsprechend der Vielfalt der Individuen.

²⁹⁹ Wie die Taufgnade im Lauf des Lebens die Seele immer tiefer durchwirkt und heiligt, soll auch die Kirche in der Geschichte immer tiefer in die Menschheit hineinwirken. Zwar endet die Heilsgeschichte mit Christus, doch dauert der Moment Seines Erlösungswerks ja gerade noch an: „Fortschritt“ ist im geistlichen Sinne die stete Vergrößerung des Gottesreichs.

³⁰⁰ Die Ausrede alter Sünder, man sei ja auch nur „Kind seiner Zeit“ gewesen, gilt für Christen daher nicht: man war einfach zu träge, die Wahrheit zu ergründen.

Totalitarismus. Maßstab der Kritik kann wiederum nur das Ewige sein. Wer nicht Gott und Seine allgemeinen Gesetze kennengelernt hat, kann nichts hinterfragen. Der Glaube erst gibt dem Menschen seine Würde zurück. Wenn wir nicht kampflos hinnehmen wollen, dass das christliche Friedensreich in Form der christlichen Zivilisation tatsächlich an sein Ende gelangt, gilt es, die universalistische Lehre der allgemeinen Menschenrechte zu verteidigen und gerade nicht aus pauschaler Aufklärungskritik zynisch in den Fehler der „Woken“ und ihrer geistigen Ahnherren zu verfallen.

Poirot hat in den Straßen von Istanbul nicht eingegriffen – sich noch einredend, die fremde „Kultur“ (in Wahrheit wohl eher die rohe Gewalt des Mobs) respektieren zu müssen. Doch auch die Täter im Zug übergab er nicht der Polizei, sie angewidert im Stand ihrer Sünde stehen- und dem himmlischen Richter überlassend (es muss eben *nicht* jede Ungerechtigkeit auf Erden gesühnt werden)³⁰¹. Als wollte er sagen: auch sie gehören nicht mehr unserer Zivilisation an. Der Stolz hat sie taub für jede Ermahnung gemacht (woran auch keine irdische Strafe etwas ändert, die insofern sinnlos wird), nur das Gebet (fest umklammert er seinen Rosenkranz) kann ihnen noch helfen. Er mag recht haben. Doch wenigstens hat er es versucht.

„Artgerechtigkeit“ in der Kultur?

Modisch ist seit einigen Jahren die Sorge um symbolische „Gerechtigkeit“ gegenüber potentiell „Beleidigten“, und das größte „Leiden“ wird im westlichen Akademikermilieu bekanntlich nicht durch solche Kinkerlitzchen wie Gewalt oder Hunger, sondern durch „diskriminierende“ Sprache, kulturelle „Aneignung“ und sonstige vermeintliche Äußerungen „weißer“ Überheblichkeit erzeugt. Man quält sich daher durch umständliche Reformsprache, die beispielsweise darauf bedacht sein will, niemanden auf eine bestimmte Eigenschaft zu reduzieren – meist mit dem Effekt, dass die vorgeblich so liebevoll umkümmerten Gruppen begrifflich umso mehr ausgegrenzt werden³⁰². Besonders, wenn es um historische Begriffe geht, ist die Implementierung „politisch korrekter“ Sprache ausgesprochen kontraproduktiv. So wird spätestens seit 2023 das Wort „Neger“ in deutschen Medien nur noch mit „das N-Wort“ umschrieben,

historische Literatur entsprechend zensiert. Nun ist der Begriff zweifellos rassistisch und hat im heutigen (sofern nichtironischen bzw. nichtdokumentarischen) Sprachgebrauch nichts verloren³⁰³, doch ist jegliche Zensur der Vergangenheit eine Verfälschung historischer Wahrheit – und „gerecht“ ist Sprache doch wohl vor allem dann, wenn sie wahrhaftig ist und nicht das Reale unkenntlich macht. Will man aus der Geschichte lernen oder verhindern, dass aus ihr gelernt wird? Die Auseinandersetzung mit Ungerechtigkeiten ist der notwendige erste Schritt, solchen entgegenzutreten. Stattdessen kritisierte etwa ein „Verein Schwarzer Filmschaffender“ 2023 allen Ernstes den Film „Der vermessene Mensch“ (der sich kritisch mit dem deutschen Kolonialismus auseinandersetzt) für enthaltene „antischwarze Sprache“, die ja möglicherweise „re-traumatisierend“ wirken könne (wer würde sich denn einen Film über ein Kolonialthema anschauen,

³⁰¹ Das Richten erscheint in der Bibel als göttliches Privileg; auch die jüdischen Richter hatten dieses nur von Gott erhalten (*Elohim* bedeutet Gott/„Götter“ ebenso wie „Richter“).

³⁰² Wenn z.B. (etwa im Kontext von NS-Opfergedenken) nicht mehr von Juden, sondern von „jüdischen Menschen“ die Rede ist, wird gerade der Faktor „Mensch“ reduziert, eingegrenzt, eine scheinbar vom Rest separierte „Menschenart“ herbeigeredet, zudem der Eindruck erzeugt, Jude zu sein sei ein Makel, so dass man betonen müsse, es handle sich ja „trotzdem“ um einen Menschen. Man denke auch an die Ethnisierung (und damit „rassische“ Aussonderung) der

heterogenen, ehemals „Zigeuner“ genannten Gruppe als „Sinti und Roma“ (in den 1970er Jahren entstand gar eine eigene Flagge, Bezug nehmend auf eine „Urheimat“, die in Indien lokalisiert wird): die Verdammung des (vornehmlich eine Lebensweise beschreibenden) „Z-Wortes“ erklärt die Nichtsesshaftenkultur zu etwas Abscheulichem, womit niemand in Verbindung zu bringen sei, die begriffliche Aussonderung selbst von sesshaften und in die bürgerliche Mehrheitsgesellschaft vollintegrierten Personen hingegen für notwendig.

³⁰³ Er essentialisiert das „Schwarzsein“, ist zudem begriffsgeschichtlich mit „Wildheit“ konnotiert.

wenn er nicht mit dem Phänomen Rassismus konfrontiert werden will?) – besser wäre also eine Beschönigung der Zeiten? Rassistisches mit antirassistischer Intention auszusprechen, ist nicht nur kein Rassismus, sondern alternativlos, will man Rassismus (der eben noch keineswegs der Vergangenheit angehört) ernsthaft bekämpfen. Es ist mehr als absurd, wenn heute sogar rassistisch diskriminierte Personen gecancelt werden, weil sie unzensiert über ihre Erfahrungen sprechen wollen³⁰⁴. Zudem ist, der Fairness halber, zu bedenken, dass auch in historischen Zusammenhängen ein rassistischer Begriff nicht zwangsläufig „antischwarz“ bzw. pejorativ gemeint war³⁰⁵, sowie, dass gar nicht selten ursprünglich abschätzig gemeinte Ausdrücke von der diskriminierten Gruppe selbst in einem positiven Sinne übernommen wurden (die herabwürdigende Verwendung muss nicht auf ewig die „richtige“ sein). Man denke, als Extrembeispiel, an den US-amerikanischen, schwarzen „Gangsta-Rap“, der in den 1990er Jahren auch in Deutschland populär wurde. Das darin inflationär gebrauchte Wort „Nigger“ war historisch ungleich mehr belastet als das deutsche „Neger“ (ersteres war untrennbar mit Versklavung assoziiert und klar abwertend und beleidigend, während letzteres, erst in der Bildungssprache der deutschen Aufklärung erfunden, vermehrt in die Alltagssprache Einzug

hielt, als der deutsche Kolonialstaat gerade in Afrika die Sklaverei bekämpfte³⁰⁶). Nun nutzten es stolze Schwarze selbst. Ohne böse Absicht wurde es dann bald auch von weißen Jugendlichen gebraucht – gerade nicht, um Schwarze zu beleidigen, sondern weil sie aus Bewunderung (bzw., um auch mal Opfer zu spielen) sogar deren Slang übernehmen wollten. Hier dürfte die Hauptursache für das letztliche Scheitern der positiven Umdeutung des Wortes liegen: so illegitim das Ansinnen ist, nicht an Rassismus erinnert zu werden (da er dann nicht bekämpft werden kann), so legitim ist das Unbehagen mit der anmaßenden Unwahrheit, wenn Weiße (sei es auch aus „Solidarität“) mit Codes spielen, die untrennbar mit antischwarzer Diskriminierung konnotiert sind.

Beim Spielen „fremdrassiger“ Rollen kennt man in den USA generell seit längerem keinen Spaß. Hier ist nun eine grundsätzliche Frage zu stellen: wo genau verläuft die Grenze von wesenhaft gruppenbezogener Kultur, wo beginnt eine Adaption beleidigend zu werden? An welchem Punkt wird, anders gefragt, Kultur un-wahrhaftig? Im anti-amerikanischen, rassefixierten „woken“ Milieu der USA³⁰⁷ wird die Frage zunächst sehr einfach beantwortet: „Kultur“ gehöre zur „Rasse“, und nichtmal im Spiel dürfe beides getrennt werden. So ist man nicht mehr nur erbost, wenn in Hollywoodfilmen z.B. Indianerfiguren von „Weißen“ gespielt werden³⁰⁸, sondern bereits, wenn

³⁰⁴ Im Juni 2023 etwa sagte ein Leipziger Museum eine Veranstaltung über Rassismus in der DDR mit zwei schwarzen Künstlerinnen ab, weil diese „das N-Wort“ aussprechen wollten (eine Publikation der 1950er zitierend). Bibiana Malay, eine der beiden, sprach das Offensichtliche aus: „Wir können unsere Geschichte nur erzählen, wenn wir [...] das, was passiert ist, auch benennen dürfen“.

³⁰⁵ Ebenfalls 2023 geriet etwa ein im Deutschunterricht an Gymnasien gelesenes Werk des Nachkriegsschriftstellers Wolfgang Koeppen wegen Vorkommen des „N-Worts“ in die Kritik (die armen Kinder würden also entsetzlicher Weise mit einer „Diskriminierungserfahrung konfrontiert“ werden statt mit heiler Einhorn- und Regenbogenwelt). Koeppen war keineswegs Rassist, sondern äußerte sich etwa in seiner „Amerikafahrt“ (1959) begeistert über das Verschmelzen, wie in den USA „alle Völker aller Erdteile“ stolz waren, „Amerikaner zu sein“, wie der „Sklavenbefreier Lincoln“ verehrt wurde, wie dort „eine Welt“ realisiert war, die „Neger“ ebenso „amerikanisch wie die Pilgrimväter der Mayflower“ waren.

³⁰⁶ Wenn heute unterschiedslos alles nur noch „N-Wort“ ist, suggeriert dies hingegen eine allgemein-„weiße“

Geschichte, die pure Fiktion ist. Von der blutigen innereuropäischen Vergangenheit ganz abgesehen, ist die Zusammengruppierung von z.B. Nordeuropäern mit Bewohnern des Mittelmeerraums kulturell und genealogisch ebenso unsinnig wie die künstliche Aufspaltung der letzteren je nach konstruiertem „Erdteil“ in „Weiße“ und „Nichtweiße“, oder die Abtrennung der inzwischen plötzlich „weiß“ gewordenen Juden von anderen Semiten.

³⁰⁷ Andrei Markovits schrieb schön über die „Europhilie“ desselben, die Unterwürfigkeit gegenüber der als höherwertig erachteten europäischen Kultur (Amerikanisches dagegen sei so „leer“ und „oberflächlich“) – es übernahm klassische Vorurteile anti-amerikanischer europäischer Intellektueller, weshalb letztere sich heute freuen, dass Amerikaner anscheinend ja doch ganz anders (europäisch verdummt eben) sein können und man mit solchen neuen „Freunden“ den Vorwurf des Antiamerikanismus scheinbar abwehren kann (Antiamerikanismus ist in Wahrheit Ablehnung dessen, was gerade nicht „genauso wie bei uns“ ist).

³⁰⁸ Wenn weiße Schauspieler zur Zeit der Rassentrennung Angehörige von Minderheiten spielten, folgte dies keineswegs immer verwerflichen Absichten,

japanische Trickfilmfiguren von weißen Sprechern synchronisiert oder Manga-Themen in ein heimisches US-Umfeld verlegt werden. Solches sei dann „Whitewashing“. 2014 wurden selbst Filme mit biblischen Themen („Noah“ und „Exodus“) aufgrund ihrer Besetzung für solches kritisiert. Man mag, auf der Suche nach „authentischen“ Hauttypen, noch konstatieren, dass hier ein bräunlicher Mittelmeertyp historisch wohl am nächsten liegen dürfte (bestimmte Schauspieler also tatsächlich „zu weiß“ für ihre Rollen sind), doch stellen sich Zweifel ein, ob es den Kritikern wirklich um Realismus geht, wenn zugleich das zunehmende „Blackwashing“ nicht annähernd soviel Kritik ausgesetzt ist³⁰⁹. Wohl eher nicht, sondern um ein wokes Idealbild, eine vorgestellte Schein-Realität (in der z.B. die falsche Gleichung „Afrika = Schwarz“ für alle Zeiten und Regionen gelten soll) – ebenso, wenn „westliche“ Filmschauplätze schön divers durchmischt sind (2021 gab es etwa eine schwarze Anne Boleyn zu bestaunen)³¹⁰, nichtwestliche hingegen rassenreiner erscheinen als es je die Realität erlaubte. Während also die historische Wahrhaftigkeit der *Rolle* vor lauter Wunschenken immer weniger interessiert („Dieser Afrikaner muss gefälligst schwarz sein!“, „Dieser Westen muss divers sein!“), wird die vermeintliche („rassische“) Übereinstimmung des realen Darstellers mit der Rollenfigur in einer Weise eingefordert, welche die Tätigkeit des

Schauspielens an sich (also des Schlüpfens in *fremde* Rollen) ad absurdum führt und zugleich verdeutlicht, dass die Unterscheidung zwischen Spiel und Wahrheit auf dem Gebiet der Kultur für „Woke“ nicht mehr statthaft ist, da Realität und Fiktion in ihrem Idealismus notwendig verschwimmen. Die herkömmliche Praxis war genau umgekehrt: Bemühen um „realistische“, „repräsentative“ Figuren (wozu man sich an den am dargestellten Ort gegebenen Mehrheitsverhältnissen orientierte, am „Durchschnitt“³¹¹), während die Person des Schauspielers, im Gegensatz zu seiner äußeren Erscheinung, irrelevant war. So konnten Deutsche z.B. ohne weiteres sowjetische Bösewichte spielen, Italoamerikaner kubanische Gangster und wiederum Kubaner italienische Gangster (Al Pacino / Tomas Milian). Konsens war: es geht beim Spiel allein um den realistischen *Anschein*. Spiel ist nicht Realität. Wer aussah, als *könnte* er ein „durchschnittlicher“ (z.B.) Chinese sein, war für die „Chinesen“-Rolle geeignet, unabhängig von seiner tatsächlichen Abstammung. Heute müssen es „echte Chinesen“ sein, und im Gegensatz zu „echten US-Amerikanern“ gehören dazu (so will es der woke Rassismus) nicht einfach die richtige Staatsbürgerschaft, sondern auch die richtige Abstammung, das richtige Verhalten, die richtigen Vorlieben usw.³¹²; hier wird aus dem Durchschnitt nicht fiktive Normalität für den künstlerischen

sondern oft handelte es sich um positiv besetzte Figuren, die man dem weißen Publikum sympathisch machte, in die man sich hineinfühlte, als „Menschen wie wir“ – ein Beginn des Aufeinanderzugehens. Das Regime des Katholikenschlächters Callas in Mexiko verstand indes schon 1925 keinen Spaß, wenn es um Darstellungen der ehrbaren Aztekenahnen ging: seine Vertreter in Deutschland nahmen damals Anstoß daran, dass ein Mannheimer Schaubudenbetreiber „deutsche Reichsangehörige“ und nicht etwa „Personen mexikanischer Herkunft“ als „Azteken“ auftreten ließ – um die „freundschaftlichen Beziehungen“ zu dem mörderischen Unrechtsstaat nicht zu gefährden, wies das badische Innenministerium die Bezirksämter an, künftig solches nicht mehr zu genehmigen (StAFR A 96/1 1738f).

³⁰⁹ Nicht nur wurde z.B. Kleopatra 2023 in einer Netflix-„Dokumentationsreihe“ als Schwarze dargestellt (auch ein schwarzer „Hannibal“ schon über die Alpen geschickt), ihrer griechischen Vorfahrenschaft zum Trotz; auch Simon von Cyrene wird zunehmend fälschlich als Schwarzer imaginiert – obwohl hellenischer Jude, aus einer griechischen Kolonie im

ansonsten von ebenfalls keineswegs schwarzen Berbern bevölkerten Libyen stammend.

³¹⁰ Es gab in der Frühen Neuzeit durchaus Schwarze auch in Mitteleuropa (mehrheitlich als „Geschenke“ für Fürsten dorthin gekommen), in der dortigen Gesellschaft als gleichwertig akzeptiert und (gerade, als sie noch „fremd“ waren – Christen wollten ja gutes Beispiel geben) freundlich behandelt. Sie waren, ihrem Rechtsstatus nach, Freie, lebten keineswegs abgeschieden an Höfen, heirateten (als Christen) in bürgerliche Familien ein, erwarben Eigentum, traten bürgerlichen Gilden und Kongregationen bei, erhielten das örtliche Bürgerrecht, wechselten auch nach Belieben ihren Wohnort. Dennoch war ihr Anteil an der Bevölkerung natürlich sehr gering, und von der Konkubine des englischen Ketzerkönigs gibt es klare Beweisbilder: weißer geht nicht.

³¹¹ Darstellende Kunst ist ohne Stereotype gegenstandslos, ansonsten werden Figuren nicht als das wahrgenommen, was sie repräsentieren sollen.

³¹² Auch in China leben beispielsweise mehrere Zehntausend Schwarze – welcher „Erwachte“ würde einen Schwarzen in der Rolle eines „Chinesen“ akzeptieren?

Gebrauch, sondern strenge reale Norm. Die neuen Rassenfanatiker wollen Bilder des „authentischen“ Idealchinesen präsentieren, wie in patriotischer Propaganda. Das ist kein Spiel mehr, sondern ernsthafter Wahn.

Es wäre zunächst also notwendig, wieder eine klare Grenze zu ziehen zwischen Spiel und „richtigem“ Leben. Die weißen *rich kids*, die sich gegenseitig *nigga* nennen, als wären sie in eine schwarze Gang in Compton hineingeboren und nicht in die Familien von Vertriebsleitern und Projektmanagern am Starnberger See, sind etwas anderes als ein Latino-Schauspieler, der im Film einen „Indianer“ mimit. Ein Adaptieren von Kultur im Spiel ist für sich genommen keine Grenzüberschreitung, kann nicht allein aufgrund der dem Spiel eigenen „Un-Wahrhaftigkeit“ (oder besser: Nichtidentität mit der Wirklichkeit³¹³) beleidigend sein (negative Stereotype sind nicht deshalb beleidigend, weil sie gespielt sind, sondern, weil sie negativ sind): Spiel ist nie „Wahrheit“. Das heißt nicht, es könne nicht „realistisch“ sein. „Fremde“ Kultur ist verstehbar. Man *kann* sie realistisch wiedergeben. Natürlich ist immer die Gefahr der Fehlinterpretation gegeben, doch mag gerade die neutrale Außenperspektive sogar dem Verständnis dienlich sein: die „betroffene“ Gruppe neigt nämlich keineswegs weniger zur Verfälschung als der redlich bemühte Außenstehende³¹⁴. Insbesondere bei historischen Darstellungen (ohne real erlebbare Betroffene) darf es nicht sein, dass irgendjemand das Monopol auf Deutung, auf „authentische“ Interpretation beansprucht. Zentral ist immer die Erkenntnis: Kultur ist nicht unvermittelter Ausfluss der „Natur“ des Handelnden, sondern viel lieber im latenten Konflikt mit dieser. Der westliche Blick auf Kultur hatte stets das Ideal der allgemeinen Humanität zur Grundlage; ob z.B. eine Geschichte unter Deutschen oder Chinesen, Indianern oder Schwarzen spielte war sekundär, man identifizierte sich mit den Figuren, sah den Menschen in ihnen (konnte sich aber genauso gut mit vermenschlichten Tieren oder Außerirdischen identifizieren), sah das universelle, allgemeine Thema, für welches jegliches Setting nur Beiwerk war. Kultur kann den Lösungen für allgemeinmenschliche Probleme im Wege stehen, nicht aber deren Bewussterwerden verhindern. Das barocke Theater spielte mal im antiken Griechenland, mal im mittelalterlichen

Spanien, für die Zuschauer auch im tiefsten Bayern machte all dies keinerlei Unterschied. Im 20. Jahrhundert schlüpfen europäische Kinder in ihrer Phantasie in die Rollen Aladins, Sindbads, Sandokans, man las Märchen aus Arabien oder China, hungrig auf Neues, unbefangen als Menschenkind. Etwa einem „malaysischen“ Helden wurden von italienischen Autoren natürlich Denkweisen gemäß der eigenen Vorstellungskraft „untergeschoben“ – ebenso wie einem italienischen Helden des Mittelalters oder gar einem alten Römer; ja, nichtmal, wer über seinen Nachbarn eine fiktive Geschichte schreibt, wäre in der Lage, dessen Denken 100% „authentisch“ wiederzugeben, von einer „Innensicht“ her. Das war auch nicht das Ziel; man ging von einer universellen Humanität aus, lernte, so gut es ging, historisch oder räumlich „andere“ Kultur für den farblichen Hintergrund der Geschichte kennen, ansonsten aber unterstellte man (zu Recht), kulturelle Unterschiede könnten das Gemeinsame der Menschennatur (um deren Regungen eine Geschichte sich dreht) nicht verschütten, die Geschichte spreche grundsätzlich ein weltweites Publikum an. Das italienische Kino der 1960er/70er Jahre verlagerte Motive aus der griechischen Tragödie oder Shakespeares in den Wilden Westen, ebenso japanische. Wer es nicht wusste, bemerkte keinerlei „Unstimmigkeit“. Dem Spiel geht es nämlich in Wahrheit gar nicht um die Kultur – es geht um die Figuren, die mit ihr oft im Widerstreit sind. Gute Geschichten entstehen nicht, wenn die Figur und ihr Umfeld in trauter Harmonie stehen, sondern wenn das Menschliche anfängt, anzuecken. Das Spiel sucht den Konflikt – nur die Realität sucht den Frieden.

Die aktuelle Realität ist nun von einer besonders fehlgeleiteten „Friedens“-Suche geprägt, Kultur schlimmer als je zuvor in verdinglichte und verabsolutierte „Kulturen“ zerstückelnd, diese streng voneinander abschottend und über die Individuen setzend, deren Aufbegehren zum Skandal wird: nicht jeder könne alles sein – und daher auch nicht spielen. Da somit Vergangenheit und Gegenwart verschwimmen (die vergötzte „Natur“ gilt ja als zeitlose Macht, die hinter aller Kultur stünde), werden auch historische Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten nicht überwunden, sie dürfen geradezu nicht vergangen sein. Das Deklarieren von exklusiv „nationalen“

³¹³ Kultur im Spiel ist als solche wahrhaftig, wenn sie der Erzählung dient.

³¹⁴ Es ist sogar weniger schlimm, z.B. die fast ausnahmslos negative und verzerrende Darstellung katholischer Kultur in deutschen Medien ertragen zu

müssen oder besoffene Karnevalisten in Mönchs- und Nonnenkostümen, als modernistischen Kirchenvertretern bei ihren Umdeutungen, was „katholisch“ sei, zuzuhören, denn letztere beanspruchen (nicht vorhandene) „Authentizität“, erstere nicht.

bzw. ethnischen „Kulturen“ beschränkt im Leben wie im Spiel, das vormalig doch wenigstens die Hoffnung auf ein Ausbrechen vermittelte. Ein abscheuliches, toxisches, enthumanisierendes Menschenbild. Das „richtige“ Leben wird damit falscher als ein Spiel. Joseph Roth hingegen beschrieb den Menschen in seinem Roman „Hotel Savoy“ mit einem schönen Bild als Regenbogen: „So vieles kann man in sich saugen und dennoch unverändert an Körper, Gang und Gehaben bleiben. Aus Millionen Gefäßen schlürfen, niemals satt sein, wie ein Regenbogen in allen Farben schillern, dennoch immer ein Regenbogen sein, von der gleichen Farbskala“. Alle Kultur ist *menschliche* Kultur, die Annahme (auch des Schlechten) steht allen Menschen offen.

Auch jede angeblich „nationale“ Kultur vereinigt in Wahrheit Elemente aus anderen Zusammenhängen³¹⁵, die dort jeweils auch nicht geschichtslos vom Himmel gefallen sind, und stets entsteht aus dem Vereinigen, dem Adaptieren etwas nicht auf seine Herkunft reduzierbares, als sei der Akteur der Vergangenheit mehr wert, „echter“ als derjenige der Gegenwart. Im Idealfall wird „unwahrhaftige“ Kultur (in einer zu erhoffenden entnationalisierten Welt) gar nicht mehr möglich sein, weil niemand mehr Interesse an „gruppenbezogenem“ (und damit falschem) Leben hat: das Wort „Kultur“ wird nur noch im Singular verwendet (und auch diskriminierende Ausdrücke können in historischen Schriften verbleiben, wo sie hingehören). Alles ist im Wandel und allen möglichen Einflüssen ausgesetzt, weil es *Individuen* sind, die nach ihren persönlichen Wünschen gestalten, kulturell tätig sind.

Kultur beruht *immer* auf Inspiration und Nachahmung, außer in der Welt der Nationalisten, die von ethnischen Wesensmerkmalen träumen, für die aktuelle „Landeskultur“ unveränderter, „natürlich gewachsener“ Ausdruck des ewigen „Volkscharakters“ ist³¹⁶. Dem antiimperialistischen Klischee gemäß kann „fremde Kultur“ nur aufgezwungen werden, bzw., wer sie annimmt, sei zombiehaft „fremdgesteuert“ und reagiere gar nicht auf „eigene“ Bedürfnisse (außer, er ist „privilegierter Weißer“ und reagiert auf sein Bedürfnis nach „Raub“...), „spiele“ sozusagen nur. Doch ist die Grenze vom Spiel zum Sein in Wahrheit lediglich durch die der Rolle gesetzten Faktoren Zeit und Raum definiert. Konkretes Verhalten ist per se lernbar, übernehmbar³¹⁷. Spiel erfordert Lernwissen und die Bereitschaft, sich in die Rolle hineinzufühlen. Sein hat dies schon hinter sich. Die Motivation zum Spiel aber ist dieselbe wie die zum Leben: die Neugier und der Wunsch, sich von „fremden“ Traditionen, Künsten, Wissenschaften und Lebensstilen anregen und bereichern zu lassen (der Unterschied liegt nur in der Bereitschaft zum Tragischen; der Christ strebt daher in seiner Lebensführung danach, auch die Welt als Theaterbühne, höherer Art, zu begreifen – er will die Realität wie ein Spiel gestalten, statt sinnloserweise irgendwelche Spiele an einer falschen Realität zu messen). Allein auf diese Weise wurden Menschen zu Christen. Das derzeit so ziemlich einzig verbliebene „Volk“, das nicht gierig auf „Eigenes“ ist, sondern sich nichts sehnlicher wünscht, als dass alle Menschen sich von seiner

³¹⁵ Was viele für „uralte Tradition“ halten ist in Wahrheit nur der aktuelle Stand eines ewigen Prozesses von Aneignung; Ideen und Geschmäcker sind niemals exklusives Eigentum einer bestimmten Gruppe. Es ist natürliches menschliches Verhalten, von fremder Küche, Musik, Kleidung usw. angetan zu sein und zu kopieren (und natürlich auch: zu verwerten, etwa in Falle von Restaurants, die von Menschen mit der scheinbar „falschen“ Abstammung betrieben werden – welche die Speisezubereitung ebenso von anderen gelernt habe wie die „rassenreinen“).

³¹⁶ Als *die* „kulturellen Aneigner“ schlechthin gelten den Woken die „wurzellosten“ Juden, da sie sich von ihrer jeweiligen Umgebung das Beste abschauen, sich

sogar, unverschämter Weise, die „palästinensische Küche“ angeeignet hätten (als wäre irgendwem damit etwas weggenommen worden – Kolonialismusvorwürfe haben eben nicht unbedingt mit „Raub“ zu tun, sondern mit „Eindringen“ Fremder in angeblich, aufgrund angeblicher Geschlossenheit, heile Welten).

³¹⁷ Verhaltenscodes, Ideale, Tabus und bewusste Abgrenzungen müssen immer erst erlernt werden, man ist nichts von Geburt an. Die westliche Subkultur und das vermeintlich „Exotische“ unterscheiden sich hierin nicht – etwas anderes zu behaupten („Wesensverschiedenheit“ verunmögliche das Verstehen und Integrieren) ist Rassismus.

Kultur „aneignen“³¹⁸. Dann würde etwas noch viel Besseres als Gerechtigkeit herrschen: Liebe und Barmherzigkeit.

Dekonstruktion des sex durch Rekonstruktion der race?

Charakteristisch für den heutigen „Antirassismus“ ist, dass er mit Vorliebe gerade dort Rassismus sieht, wo keiner ist – weil er „Rassen“ sehen will, die nunmal nicht existieren. Der „Antirassist“ sieht überall „Schwarze“ und „Weiße“, nirgends Menschen. Manchmal sieht er sogar „Schwarze“, wenn er in Wahrheit Affen vor sich hat: mit gebotener Entrüstung kommentierte die „taz“ im Januar 2022 einen ZDFkultur-Beitrag, der dem 1950er-Jahre-Kinderlied „Wer hat die Kokosnuss geklaut?“ (in dem es bekanntlich um streitende Affen geht) das Pflegen „rassistischer Klischees“ vorgeworfen hatte: nicht das Lied setzte Schwarze mit Affen gleich, sondern erst die verantwortlichen Redakteure kamen auf so eine Schnapsidee – offenbar, weil sie selbst rassistisch denken. Reflexartig mit Schwarzen zu assoziieren, was „primitiv“, „animalisch“, auch untereinander aggressiv erscheint, schon besonders bei jenen verbreitet zu sein, die sich rühmen wollen, besonders wohlmeinend dem armen Kümmerobjekt gegenüber zu sein³¹⁹. Würden die vorgeblichen „Antirassisten“ weniger nach „Schwarzen“ und „Weißen“ Ausschau halten, sondern sich mehr mit der Ideologie des Rassismus beschäftigen, fiel ihnen vielleicht auf, dass Rassismus heute in erster Linie in ihrem eigenen Milieu reproduziert wird – dem einzigen, in dem „Rassenlehre“ noch eine Rolle spielt, in Form der „Critical Race Studies“ (CRS). Diese sind eindeutig nicht Wissenschaft, sondern Ideologie. Wer CRS betreibt, muss, erstens, a priori der Auffassung sein, es gäbe keine universellen Werte, alles sei einem Raum bzw. einer Kultur zuzuordnen, jenen gleichsam „wesenseigen“ (Kultur könne „eigen“ und „fremd“ sein, Kulturwandel im kolonialen Kontext sei reine Diffusion). Kann man glauben, muss man aber nicht. Realistischer scheint, dass gerade diese

Auffassung einem ganz bestimmten Raum, einer ganz bestimmten Kultur zuzuordnen ist, nämlich der kontinentaleuropäischen Aufklärung bzw. Romantik; der Universalismus, wie er den klassischen monotheistischen Religionen des vorderasiatischen Raumes zueigen ist, hat angesichts seines langbewährten weltweiten Erfolgs hingegen die Indizien auf seiner Seite, tatsächlich bei potenziell allen Menschen (quasi „natürlicherweise“) auf fruchtbaren Boden zu fallen. Unhistorisch ist auch die zweite Grundannahme, Kolonialismus sei per se rassistisch motiviert. Kolonialismus, Rassismus, „weiße Identität“ fallen in den CRS zu einem ununterscheidbaren Brei zusammen, dabei sind es voneinander völlig separat zu diskutierende Sachverhalte – der Beweis, dass sie zusammengehören, müsste von seriöser Wissenschaft erst einmal erbracht werden, die CRS setzen ihre Identität einfach unhinterfragt voraus. Hinzu kommt, drittens, das politische Vorurteil: ein Vorherrschen „westlichen“ Denkens unter „Nichtweißen“ sei per se kritikwürdig, nicht auf den konkreten Inhalt käme es also an, sondern darauf, wo etwas „hingehört“. Diese linksnationalistischen Glaubenssätze stehen einer tatsächlich kritischen Beschäftigung mit kolonialer Ideengeschichte massiv im Wege. Grundsätzlich ist der Ansatz der „postkolonialen“ Gesellschaftsstudien ja völlig richtig: man erkennt die tiefe Prägung der jeweiligen Gesellschaften durch den Kolonialismus und dass insofern auch der Wissensbestand der europäischen Akteure wiederum die Sicht der Einheimischen auf sich selbst bzw. ihre Geschichte maßgeblich gestaltete. Wie man vor diesem Hintergrund meinen kann, es sei erstrebenswert, eine „eigene Kultur“ der „westlichen“ entgegenzusetzen (wo doch alle Vorstellungen des

³¹⁸ Es geht dabei nicht darum, dass der andere „meinen“ Glauben annimmt (ich habe ihn nicht erfunden, auch nur von Anderen übernommen), sondern dass wir alle (für unser individuelles Glück) den *richtigen* annehmen.

³¹⁹ Ein weiteres Lied, über 50 Jahre älter als das mit der Kokosnuss, demonstriert hingegen tatsächlich Verachtung für die Menschen in Afrika, wird aber heute für seine Haltung gefeiert: „Was treiben wir Deutschen in Afrika?“. In sozialistischen Kreisen entstanden,

verhöhnt es den imperialen Anspruch, die Sklaverei abzuschaffen (Subtext: das sei Angelegenheit „der Afrikaner“ selbst) und unterstellt christlichen Missionaren in primitivster „Pfaffenspiegel“-Manier, Unbelehrbare bestimmt ermorden zu wollen; der Hinweis auf den teuflischen Branntwein, der die reinen Seelen da unten nun verderbe, darf in Zeiten der Lebensreform natürlich auch nicht fehlen.

Untergegangenen eben gerade „weißes“ Wissen sind), ist ein Rätsel. Es gibt keine „nicht-westliche“ Perspektive auf die Welt – alles Nichtwestliche ist untergegangen, existiert nur noch in westlicher Interpretation, wobei „der Westen“ eben widersprüchlich ist: postkoloniale Denker der „Dritten Welt“ denken auch „westlich“, haben aber das *Schlechte* aus dem Westen übernommen. Wo sich der Aberglaube an Nation und Ethnie und die Vergötzung der Kultur durchgesetzt haben, ist man insofern sogar „europäisierter“ als dort, wo es die wahrhaft universellen (nicht verortbaren) Werte taten.

Die CRS sind also nicht nur eine Pseudowissenschaft aufgrund ihrer unwissenschaftlichen Prämissen, sondern auch aufgrund ihrer Widersprüchlichkeit und Inkonsistenz; ihre Anhänger behaupten z.B., sich im Klaren darüber zu sein, dass „Rassen“ ein unhaltbares Konstrukt sind³²⁰, aber dasselbe gilt ja auch für „Kulturen“. Lang und breit klagt man über den „weißen“ Blick auf das „Fremde“ (was per se ja nur unverständlich sein könne), ohne aber das Konzept von „Fremdheit“ an sich zu hinterfragen. Mit einigem Recht könnte man auch sagen: „das Fremde“ existiert nicht – es existiert nur Gutes und Schlechtes. Alles, was von Volksverliebten als wahnsinnig wichtiger Unterschied oder Besonderheit gepriesen wird, ist, zu 100%, immer und überall, irrelevante Banalität. Ich behaupte: in jeder Gesellschaft lässt es sich ohne große Vorkenntnisse leben, außer, sie wird dominiert von bösen Menschen. Wird sie dies nicht, ist sie „offen“. Was man als „offene Gesellschaft“ (frei von Verhaltenszwängen) oder einfach Zivilisation bezeichnet, ist jene Form menschlichen Umgangs,

wo die natürlichen Rechte des anderen geachtet werden. Sie schließt aus, jemanden als „ungleich“ zu behandeln, und strebt natürlicherweise nach Ausdehnung, kennt keine Grenzen, an denen Menschen plötzlich anfangen, ungleich zu werden – nur feindliches Gebiet, das wieder zu Stammesgebiet geworden ist (mit übergreifenden Staaten). Die Feinde der offenen Gesellschaft akzeptieren nicht, dass die Gruppe nicht über den Individuen steht, sondern verabsolutieren sie, wollen zurück zum „Stamm“, dem niemand entkommen kann und darf. Und selbst, wer im „woken“ Milieu den artifiziellen Charakter von jeglichen „Identitäts“-Kategorien angeblich erkennt, unterwirft sich freiwillig den (behaupteten oder realen) Vorurteilen einer gesellschaftlichen Mehrheit, die gar nicht anders könne, als den Einzelnen in bestimmte Schubladen zu stecken. Wenn aber Identität als soziales Konstrukt, das Diskriminierung bedingt, angesehen wird: was spricht gegen die gesellschaftliche Dekonstruktion? Dass gerade politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Eliten im „Westen“ so auf die neuen Rassenlehren abfahren (2023 bekam man ein schönes Bild davon, wie Grüne sich „Indigene“ vorstellen, als die Minister Habeck und Özdemir in Brasilien ein Dorf des Kambeba-Stammes aufsuchten³²¹), mag auch dem Instinkt der Privilegienerhaltung entspringen; wenn in den CRS z.B. rationales Denken und naturwissenschaftliche Methoden als „weiß“ angesehen werden (anderen sei solches „fremd“), wird damit jeglicher gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung in der „Dritten Welt“ die Legitimation abgesprochen (sowas sei „unnatürlich“, „passe“ nicht)³²². Schuld an dem traurigen Befund

³²⁰ Etwa Robin di Angelo (u.a. von John McWorther der Infantilisierung, ja letztlich Entmenschlichung der Schwarzen bezichtigt) will „Rasse“ (ihren „Forschungs“-Gegenstand) gar nicht erst definieren – für sie wird der Einzelne eben unweigerlich kulturell „rassifizierten“ Kollektiven zugeteilt, womit sie sich zufriedengibt. Nicht anders als die „alten“ Rassenkundler dann das vom Rasseideal abweichende Leben zu kritisieren, finde man doch in der Kultur das wesentlich Identitätsstiftende, ist in der Praxis nicht unterscheidbar vom Aufruf des Freiburger NS-Theoretikers Ludwig Ferdinand Clauß, den „Juden in uns“ zu bekämpfen.

³²¹ Die infantilisierende Kindergartensprache des sich als „Chief“ (Häuptling) vorstellenden Habeck, in der er seinen Gegenübern (die ihn mit der brasilianischen

Nationalhymne begrüßt hatten; ihren Ethnofolklorismus pflegen sie übrigens erst seit den 1980er Jahren, vorher hatten sie sich längst nicht mehr als „Kambeba“ identifiziert, sondern einfach als Brasilianer) erstmal erklärte, was denn bloß etwas so exotisches wie eine „Regierung“ ist, machte deutlich: der Indigene ist der grünen Ideologie im wahrsten Wortsinn ein Hinterwäldler und darum so ehrenwert.

³²² Nicht nur lebten „Weiße“ die meiste Zeit der Menschheitsgeschichte nicht weniger primitiv als „Nichtweiße“: die Entwicklung hin zu Sesshaftigkeit und Landwirtschaft (rationale Planung zwingend voraussetzend) ist keine spezifisch europäische, sondern ein allgemeiner menschlicher Fortschritt, der auch anderswo zu beobachten war, nur eben in Europa am schnellsten voranschreitend, weil man dort zufälligerweise die besten Ideen hatte.

stillstehender Entwicklung in solchen Ländern hat freilich der Westen selbst, nicht die „indigene Natur“; als im Zuge der Dekolonisierung die neuen afrikanischen Staaten auf Binnenmärkte zurückgeworfen wurden, war eine wirtschaftliche Entwicklung dort nahezu ausgeschlossen, weshalb Infrastruktur und selbst so banal Anmutendes wie Elektrifizierung extrem zurückgeblieben sind.

Die ungeheure Breitenwirkung der neuen Rassenideologie ist aber nicht allein materialistisch zu erklären. Im ewigen Streit zwischen individualistischer und holistischer (bzw. pluralistischer und monistischer) Weltbetrachtung sieht die Zukunftsvision der ersteren im Angesicht kultureller Gefälle eine Welt mit möglichst wenigen Grenzen vor, im Idealfall kontinenteübergreifende politische Gebilde mit geringer Macht über die Einzelnen, die sich in Freiheit entwickeln dürfen; die andere hingegen erstrebt ein möglichst kleinteiliges System möglichst „souveräner“ Stämme und „Völker“, die extrem viel Macht über die Einzelnen ausüben und sich, so die Wunschvorstellung, nebeneinander wunderbar ergänzen, da sie sich nichts „wegnehmen“. Die Suche nach „Identität“ zwecks Eingruppierung und restloser Erfassung ergibt sich zwangsläufig aus diesem „ganzheitlichen“ Ideal, das kulturelle Unterschiede als „natürliche“ Varianten ein und desselben Wesens ansieht, während der Individualist in der Lage ist, Widersprüche auch als solche wahr- und gesellschaftlich hinzunehmen, aber gerade nicht zu fördern. Innerhalb der westlich-multikulturellen Welt wären die Analogien: offene Gesellschaft (Individualismus, Pluralismus) versus *community*-Diktatur (Holismus, Monismus).

Für manche mag die „Identitäts“-Suche auch Reaktion auf reale Diskriminierungserfahrungen in der bürgerlichen Gesellschaft sein, trotz rechtlicher Gleichstellung aller. Dass solche

Benachteiligungen existieren, ist evident – jedoch ist nicht das (für Unterschiede „blinde“) politisch-soziale System daran schuld, sondern das moralische Versagen einzelner Akteure. Das System nun offen für die Kategorie „Identität“ zu machen, hebt seinen eigentlichen Vorzug auf, nämlich, den Menschen nur unter dem Aspekt seines Status als Staatsbürger zu betrachten – was für benachteiligte Gruppen stets Emanzipation bedeutete, gerade weil sie nicht mehr unter dem Aspekt ihrer Gruppenzugehörigkeit gesehen wurden³²³.

„Identität“ mit irgendeinem Ideal ist immer entwürdigend. Letztlich hat jeder die Entscheidungshoheit darüber, wie er sich zu sozial konstruierten Kategorien verhält. Mein Selbstbild kann von den Identitätszuschreibungen anderer mitunter abweichen. Die LGBT*-Bewegung etwa ist insofern grundsätzlich eine freiheitliche, mit dem Ziel: mehr Menschen bekommen mehr Möglichkeiten, und anderen wird dafür nichts genommen. Das Individuum, die individuellen Bedürfnisse stehen im Mittelpunkt. Die konkreten Forderungen von Aktivisten sind zwar meist erstaunlich devot und staatshörig³²⁴, doch ist es grundsätzlich immer positiv zu bewerten, wenn Menschen für ihren individuell gewählten Lebensweg mehr Rechte und Freiheiten einfordern und bekommen. Aus katholischer Perspektive ist freilich festzuhalten: eine Person, ein Akteur mit eigenem Willen, ist weder vollständig dem körperlichen Trieb unterworfen, noch von anderen programmiert, sondern kann aus eigenem Antrieb wählen, entscheiden, sich positionieren. Der Einzelne kann, wenn er will, eine souveräne (wenngleich konfliktträchtige) Haltung sowohl gegenüber der Gesellschaft wie gegenüber der „Natur“ einnehmen, wie auch Judentum und Christentum es tun, die ihn herauslösen aus entwürdigenden Umständen (während deutsche

³²³ Bei der Sprache fängt es schon an: wenn z.B. das heute so verpönte generische Maskulinum im rechtlich-politischen Kontext auf Frauen angewendet wurde, zeigte dies, dass jene Rechte, die vormalig einem „Hausvater“ zukamen, im modernen Verfassungsstaat nach und nach auf alle anderen übergingen, Frauen nicht mehr „Anhängsel“ (mit der Endung „-in“ bedacht) waren, sondern als eigenständige Subjekte auftraten.

³²⁴ Zivilehe homosexueller Paare, vor irgendeiner Behörde sein „Geschlecht frei wählen“... Erstrebenswert wäre eher, dass der Staat endlich unterlässt, zu erfassen, was ihn nichts angeht (wozu

braucht die Rechtsfigur „Bürger“ ein Geschlecht?). Für die Kirche gilt in dem Zusammenhang: Änderungen von Namen in Taufregistern bei Änderung des Geschlechts können in Wahrheit nichts am Namen ändern, unter welchem Gott die Person einst gerufen hat; der stellt auch eine Verbindung zu einem heiligen Patron her (quasi in dessen „Familie“ aufnehmend), hat mit dem individuellen Geschlecht insofern primär nichts zu tun (weshalb z.B. auch ein Frauenname wie Maria an katholische Männer vergeben werden kann, oder im frankophonen Raum Frauen Marie-Paul und Marie-Pierre heißen können).

Ideologie ihn am liebsten im ach so beglückenden Heimatboden einbuddeln würde). Insofern muss Kritik an Strömungen der LGBT*-Bewegung geübt werden, die in manchen Punkten zu sehr den rassenfixierten Identitaristen ähneln. Der erste (naive) Irrweg besteht in der Verabsolutierung der Natur, der zweite (elaboriertere) in jener der Kultur. Identität auf einen Naturzwang, einen Arttrieb zu schieben und im Namen „der Natur“ (und eben nicht des freien Individuums) konkrete Rechte und Freiheiten einzufordern ist keine Befreiung – Natur ist Unfreiheit. Eine offene Gesellschaft gewährt vielmehr die Freiheit zur „Sünde“ – sei es gegen göttliche Gebote, sei es gegen (angebliche) „Natur“-Vorgaben. „Sexuelle Befreiung“ kann in einer solchen Gesellschaft daher nur sein, jedem zu gestatten, sich, wenn gewünscht, der jeweils aktuellen Norm zu entziehen (dabei spielt es keine Rolle, ob „die Natur“ nun der gesamten Menschheit oder individuell jedem Einzelnen eine Normsexualität vorgebe). Naturfixierte „Woke“ halten jedoch in der Regel nichts von der toleranten Position, jeder möge sich doch mit Geschlechterrollen identifizieren, wie er *will*: sie wollen ihre Identität nach dem ausrichten, was ihnen „angeboren“ sei, womit sie sich von konservativen Verteidigern des binären Geschlechtermodells und der zeugungsfixierten Sexuallehre nur darin unterscheiden, dass sie materialistische Biologie mit wolkiger Esoterik (z.B.: „im falschen Körper geboren“) ersetzen. Wer

sich irgendwie identifiziert (nicht einfach nur: fühlt), tut dies aber nunmal, weil er es will – nicht, weil er es muss. Nicht nur kann man einen „Naturzwang“ (etwa als Versuchung interpretiert) für sich ablehnen, muss nichts als Teil der eigenen „Identität“ akzeptieren, sondern sexuelle Identität wie auch Orientierung sind maßgeblich von der sozialen Interaktion beeinflusst, innerhalb derer sich der Einzelne *behaupten* sollte statt sich einfach mitreißen zu lassen³²⁵.

Die postmoderne Kulturalisierung der Kategorie „Geschlecht“ durch den „gender“-Begriff (welcher der biologischen Kategorie „sex“ gegenübergestellt wurde³²⁶) entsprang eigentlich der instinktiven Opposition gegen das Aufzwingen von Geschlechterrollen. Davon ist nicht mehr viel übrig. Auch die weniger natur- als kulturfixierten „Woken“ lassen dem Einzelnen keine echte Wahl. Das „Marxistische“ an ihnen ist vor allem die Haltung, Identität sei ein rein (!) gesellschaftliches Produkt, da die kulturelle Bedeutung von „weiblich“ und „männlich“ gesellschaftlich „ausgehandelt“ werde. Der Einzelne wird degradiert zum passiven Empfänger; weil ihm die Definitionen übermittelt werden, fühle er sich automatisch „männlich“ oder „weiblich“ bzw. hat, im westlichen Kontext³²⁷, inzwischen noch 6-7 weitere Auswahlmöglichkeiten (weil mit der gesellschaftlichen Schöpfung neuer Geschlechterkategorien die alte „heteronormative“ Unterdrückung subvertiert werden könne, meint

³²⁵ Dies schließt ein, nicht nur Identität, sondern auch Orientierung verändern zu können. Gefährlich ist in diesem Zusammenhang die Begründung für das „Volksverhetzungs“-Urteil gegen einen Bremer evangelikalen Pastor 2023: die Richterin erklärte Homosexualität zum „Teil der Persönlichkeit“, die nicht davon getrennt zu denken sei, womit sie sich anmaßt, zu urteilen, was Sünde sein könne und was nicht. Das Konstrukt „Persönlichkeit“ soll hier freie Personen an bestimmte allgemeine Gedanken, Gefühle und Handlungen binden (die Person also in Akzidenzien auflösen). Ein UN-Bericht aus der Feder des Atheisten Madrigal-Borloz forderte unterdessen „gleichen Zugang zu Spiritualität“ für LGBT*-Personen, die von Religionsgemeinschaften nicht mehr als Sünder zu bezeichnen seien – solches sei „homo-kolonialistisch“.

³²⁶ In früheren Zeiten gab es freilich sehr wohl bereits eine Trennung von Biologie und Kultur. Das „Frau“ (=Herrin) bzw. „Dame“-Sein etwa wurde stets als soziale Kategorie aufgefasst, so konnten ein „Weib“ sich „undamenhaft“ verhalten, ohne deshalb als „Mann“ identifiziert zu werden (Rollenbilder zu hinterfragen, heißt gerade nicht, sie lediglich individuell tauschen zu

wollen). Auch der „Herr“ war kulturell definiert – er, nicht der „Mann“, war z.B. der omnipotente „Patriarch“.

³²⁷ Wenn im außerwestlichen Kontext im Extremfall alles „Queere“ mit dem Tod bedroht wird, macht die „woke“ Universalismuskritik aus dortigen „Queeren“ kurzerhand westliche Produkte, die halt physisch am falschen Platz seien – dort gleiche Rechte einzufordern ist tabu, denn Recht sei ja ebenso ein rein gesellschaftliches Produkt wie das Individuum. Die „Unterdrückung“ der „Nation“ wiegt für „Linke“ heute schwerer als die Unterdrückung von Minderheiten innerhalb dieser „Nation“ (bereits Antikriegs-Aktivist John Rees bekannte sich 1994 zu dieser angeblich „sozialistischen“ Haltung), antizionistische Organisationen (LGBT*-Rechte in Israel für „Pinkwashing“ und einfach nur einen weiteren „Judentrick“ haltend) demonstrierten am Internationalen Frauentag 2024 in Deutschland schon gegen den „Feminismus der Unterdrückter:innen“, der „Besatzungen“ und „Unterwerfung des globalen Südens“ (z.B. Afghanistan, Libyen...) rechtfertige.

etwa Judith Butler)³²⁸. Diese sozialpsychologische Variante des Determinismus ignoriert die (per se geschlechtslose) *Seele*, als entscheidenden Akteur. Die Person hat kein Geschlecht, sie „ist“ nicht ihr Körper: sie ist es, die letztlich bestimmt, wie sie sich zu herangetragenen Ideen verhalten will. Es stimmt also, dass eine Person (im Gegensatz zum biologisch bestimmbar organ) erst aufgrund außerbiologischer menschlicher Ideen als „männlich“ oder „weiblich“ bezeichnet wird. Aber befreiend würde diese Erkenntnis erst, wenn kategorisierende Ideen als solche (wie auch die der „Rasse“) hinterfragt werden. Queertheoretiker der 1990er Jahre betonten noch, dass die Idee des biologischen Geschlechts einer Person (!) ebenso als Konstruktion zu behandeln ist wie ihre kulturellen Folgen, der (feministische) Identitarismus war damals der Gegner; auch aus essentialistischer Homosexualität wurde z.B. eine „Genitalpräferenz“ (keine nach Geschlecht einzugruppierende Person erfordernd), „männlich“ und „weiblich“ konnte nur noch Kultur sein. Transfrauen wie die Aktivistin (und Pulitzer-Preisträgerin) Andrea Long Chu erklären ihre Transsexualität offen mit dem Wunsch nach Aneignung kulturellen Schnickschnacks, den sie mit „Weiblichkeit“ verbinden – und der historisch wiederum Konstrukt männlichen Überlegenheitsdenkens war: „weibliche“ Kultur summierte im bürgerlichen Zeitalter negative Eigenschaften (aus „Schwäche“ und Gefühlsduseligkeit erwachsend³²⁹). Die Überwindung solcher Stereotype war noch das verbliebene Bindeglied der alten, nichtesoterischen Frauen- mit der frühen Queerbewegung, deren strenger Nominalismus ihren Anhängern aber offenbar zuwenig positive Identitätsentwürfe lieferte (und zuließ), so dass diese bald (spätestens ab Mitte der 2000er, etwa im Theoriewerk „What’s queer about Queer Studies now?“) im besten foucaultschen Sinne der westlichen

Zuschreibungstyrannie dadurch entfliehen zu können glaubten, wenn sie, ausgerechnet, ganz in der „Rasse“ bzw. „Ethnizität“ (möglichst rein und archaisch) aufgehen, eine gefühlte Last von Jahrhunderten abschüttelnd und „ganz von vorn“ anfangend.

Vielmehr wäre individuell und emotionslos zu bewerten, welche kulturelle Tradition sinnvollerweise zu bewahren, welche zu überdenken ist (aus christlicher Sicht: zu bewahren ist das, was die Tradition der Kirche als göttliche Anordnung begreift). Die Dekonstrukteure des Geschlechts aber sind an Dekonstruktion der Kultur (etwa eben „geschlechtsspezifischen“ Verhaltens) gerade nicht interessiert, ja klammern sich daran – wichtiger Faktor ist dabei die Mythenproduktion, wonach in außer-abrahamitischen Kulturen vor der bösen Verwestlichung „queere“ Identität ganz „normal“ gewesen sei³³⁰. Folge der Kulturgegötzung der 2010er-Transgender-Bewegung: die „Genderrolle“ ist wieder alles, das Individuum passt sich an (etwa die Transfrau an gängige Frauen-Bilder). Kinderkultur ist „männlich“ oder „weiblich“, und ist mal einem Mädchen der rosa Prinzessinnen-Plunder zu blöd, wird schon die Frage nach der „wahren“ Geschlechtszugehörigkeit gestellt. Das Fehlen der heutigen „queeren“ Bewegung ist gerade nicht ihr universalistischer Kulturbegriff (alles sei in jedem Körper verkörperbar), sondern die völlige, typisch postmoderne Abwesenheit von Kulturkritik. Identität wird als untrennbar mit Kultur (also: Äußerlichkeit) verknüpft angesehen – hier treffen sich die zunächst widersprüchlich erscheinenden Phänomene Rekonstruktion der Rasse und Dekonstruktion des (biologischen) Geschlechts. Was tiefer liegt, insbesondere der Glaube, wird von den Wortführern der „woken“ Identitäten als konkurrierende Form der Selbstbestimmung bekämpft – nicht die einzige Parallele zu historischen faschistischen Jugendkulturen. Auffällig sind die ästhetischen Gemeinsamkeiten auch der LGBT*-Bewegung mit dem Nationalismus. Massenaufmärsche, bei denen ein

³²⁸ Streng binäre Modelle, intersexuelle Menschen zu „Behinderten“ bzw. Mutanten erklärend, verengen freilich aufklärungstypisch alles Sexuelle auf die von „der Natur“ so gewollte „Arterhaltung“ (so etwa bei Kant). Auch die Evolutionsideologie spielt eine Rolle: was sich nicht vermehrt, sei „zurückgeblieben“, unwert, scheidet aus der Geschichte aus.

³²⁹ Es gibt nicht nur eine toxische Männlichkeit (zu Gewalt und Herrschaft strebend), sondern auch eine toxische Weiblichkeit, die im Willen, schwaches „Opfer“ sein zu wollen besteht und den Wunsch nach

einem starken Führer, einem gewaltbereiten Beschützer (oft: eine kontroll- und verbotswütigen Regierung) impliziert. Der Nationalismus lebt geradezu vom Opfermythos (und strebt nach Aussonderung bzw. Vernichtung jener, welche die Schuld an diesem Status trügen), personalisierte „Nationen“ sind in der Regel weiblich.

³³⁰ Freilich dürften nichtwestliche Kulturen heute natürlich anti-queer sein, nur aus „sich selbst heraus“ wieder zu ihrer „ursprünglichen Reinheit“ finden.

„Stolz“ auf die „eigene Art“ skandiert wird, Fahnenmeere, die eine exklusive „Identität“ ausdrücken sollen³³¹. Der zur Schau gestellte identitaristische Stolz bei solchen Veranstaltungen ist wesentlich sündiger als die thematisierten sexuellen Vorlieben. So, wie Stolz die Ursache der Nationsgläubigkeit ist (und nicht, umgekehrt, die Nation uns Anlass gäbe, stolz zu sein), ist er auch die Ursache des Drangs, sich mit einer durch Sexualität scheinbar geeinten Gruppe in eins zu setzen. Stolz, der auf ein Kollektiv ausgelagert wird, erhebt einfach einen Götzen zur Ursache von allem angeblich so tollen individuellen „Eigenen“ und wahrt den Anschein moderner „selbstloser“ Bescheidenheit. Der Stolz (*superbia*) wird im Alten Testament jedoch als Anfang jeder Sünde bezeichnet (Sir 10,15; Tob 4,14), wogegen die Gottesfurcht der Beginn der Weisheit ist³³². Stolz ist Abfall von Gott, das Herz (also die Liebe) weicht von seinem Schöpfer (Sir 10,14). Jede übertriebene Selbstbezogenheit entspringt der Anmaßung, das Eigene aus dem Schöpfungszusammenhang (dem Verhältnis zu Gott) zu reißen. Man ist auf der Suche nach „sich selbst“ (statt nach Gott) und ganz begeistert von dem, was man gefunden zu haben glaubt: das alles „bin ich“ (was doch nur Gott, Jahwe, von sich sagen kann). Menschlicher Stolz ist also Anmaßung, der Stolze ist „eingebildet“, glaubt, aufgrund seiner Eigenart eine Sonderrolle zu verdienen (vgl. Lk 18,11)³³³. Der Schulterchluss vieler LGBT*-Aktivisten mit Rassen- und Stammesfanatikern hat insofern seine Wurzeln in der übereinstimmenden Ur-Sünde des Stolzes. Es

gibt dabei nicht den geringsten Anlass, stolz zu sein auf das eigene Übereinstimmen mit Rassen- oder Genderidealen, die aus der bürgerlichen Aufklärung stammen. Man sollte sie, ganz im Gegenteil, emotionslos analytischer Kritik unterziehen. So hatte etwa die aufklärerische Vergötzung der Arbeit die moralisch und quasi „naturwissenschaftlich“ gerechtfertigte Omnipotenz des „schaffenden“ Hausvaters geschaffen sowie die Abwertung der Frau, die nach ihrem vermeintlichen Defizit (körperliche „Schwäche“, Mangel an verwertbarer „Bildung“) definiert wurde und somit ausgebeutet werden konnte. Kulturelle „Weiblichkeit“ wurde von der bürgerlichen Gesellschaft, distinktionswütig³³⁴, sowohl konstruiert wie abgewertet, von Feministen dann einfach (der üblichen Masche im Kapitalismus gemäß, wenn man etwas Unbegehrtes verkaufen will) positiv umgedeutet und vermarktet. Geradezu gnostisch-esoterisch wurde vor allem in den 1970er Jahren das (gute) Weibliche gegen das (böse) Männliche ausgespielt³³⁵; „Weiblichkeit“ bedeutete, potenzielles Opfer zu sein – was erklärt, dass diese essentialistische Variante des Feminismus gerade im Land der Täterinnen so beliebt wurde. Die Verewigung des Rollenbildes wird in der woken Variante (Weiblichkeit wird höchstens dann partiell vom „Opfer“-Sein gelöst, wenn sie mit „weiß“, also „privilegiert“, verknüpft ist) lediglich rationalisiert; die spekulative Metaphysik des alten essentialistischen Feminismus entfällt, „Weiblichkeit“ wird zur reinen „Kultur“, wobei dies unter postmodernen Bedingungen zugleich

³³¹ Fahnenkult ist generell der Gipfel der Spießigkeit, ein zwanghaftes Bekennen zu irgendeinem angeblich „größeren Ganzen“; Regenbogenfahnschwinger sind vergleichbar mit Trachtenträgern mit Deutschlandfahne am Vorgartenmast.

³³² Darum ist auch vorderstes Ziel der Mission, sie bei den Menschen zu wecken (Spr 1,7). Diese Furcht ist nicht einfach eine gleichsam aus der Ferne betrachtende „Ehrfurcht“ (wie es verschämte moderne Christen gerne behaupten), sondern eine tatsächliche Furcht vor einer Macht, welcher man komplett ausgeliefert ist, von dessen Wohlwollen alles Glück und die gesamte Existenz abhängt: eine Furcht, die Gunst dieser Macht zu verlieren. Er ist wahrhaft der Herr, ohne Ihn ist man geliefert. Das ist noch nicht Liebe. Diese kommt erst im nächsten Schritt, der in der Dankbarkeit besteht, die göttlichen Geschenke schätzen gelernt habend.

³³³ Luzifers Trotz (*non serviam*) hingegen kam aus seinem Selbsthass; er wusste, was seine Aufgabe als Geschöpf war, hasste aber sein Dasein und seinen Schöpfer. Er wählte bewusst das eigene Unglück, um auch dem Schöpfer Unglück (über den „Verlust“) zuzufügen. Er tat das einzige, was ihm „Stolz“ verschaffen konnte: einen Akt der Auflehnung.

³³⁴ Auch die Konzepte der „Rasse“ und des (ethnischen) „Volkes“ waren Mittel zur bürgerlichen Selbstbehauptung, Produkte eines Milieus, das hervorragend zugleich ausgrenzen und jene jenseits der Grenze, aus der Ferne, bewundern, ja anhebeln kann – solange sie bleiben, wo sie sind und ihrerseits die Grenze lieben.

³³⁵ Pseudowissenschaftlicher Humbug wie die Amazonen- und Matriarchatsphantasien der völkischen und antisemitischen Theosophin Bertha Eckstein-Diener erfuhr in den „Frauenzentren“ damals regen Zuspruch und prägte den so erschreckend verengten feministischen Blick auf die Geschichte der Macht. Hier steht nicht die historische Frauenbewegung Pate (die sexistisch diskriminierte Personen gerade nicht auf ihr „Frausein“ reduzieren wollte), sondern die Lebensreformerszene mit ihren Verschwörungsmythen über ein judeo-christliches Unterdrückungssystem (daher auch die damals szenetypische Faszination für „Hexen“, privilegierten Westlerinnen die Möglichkeit bietend, sich auch mal als Teil einer „verfolgten Opfergruppe“ imaginieren zu können).

heißt, dass man sich zu solcher umso mehr positiv zu positionieren hat – Kultur entziehe sich ja jeder Bewertung und Verbesserung (aus dualistischer Gnosis wird somit monistische All-Einheit). Eine echte Befreiung des Individuums ist damit ausgeschlossen. Gerade die Kirche (den Menschen zur Erlösung befreiend) muss sich daher jeder Kulturvergötzung enthalten. Der „Standort“ jedes Menschen ist die Erbsünde, das Ziel (dem Wunsch des Erlösers nach) der Himmel. Jede weitere Differenzierung³³⁶ ist, mit Blick auf den

universellen Heilswillen Gottes, überflüssig – außer in Bezug auf eine besondere, von Gott kommende Standes-Berufung, welche die Körperlichkeit einbezieht und worüber uns nur die Tradition Auskunft geben kann. „Als Frau“ (ebenso wie „als Mann“) zu denken ist hingegen eine traurige Selbstbeschränkung. Der Mensch hat das Privileg, nichtmal „als Mensch“ denken zu müssen, sondern als *Ich* denken zu dürfen – als reines Abbild seines Schöpfers.

³³⁶ „Weibliche Spiritualität“ z.B. ist ein esoterischer Mythos – es gibt keinen geschlechtsspezifischen Zugang zu Gott, wie es die essentialistische „feministische Theologie“ gerne hätte. Noch schlimmer sind freilich Männer, die meinen, ihre Männlichkeit dadurch zur Schau stellen zu müssen, dass sie etwa über barocke Bilderpracht lästern, die eben Emotionen weckt

und emotionale Gestalten darstellt, den Betrachter die vor Tugend bewegten Seelen um sich herum (nicht anders als im Himmel) spüren lassend. Wenn „Männlichkeit“ Verachtung für das Anmutige und Gottergriffene bedeuten soll, kann der Katholik dankend auf sie verzichten.

Geistige Wende

Böser Familialismus?

In den 1970er Jahren hatte sich in den westlichen Ländern eine große gesellschaftliche Depression eingenistet; ein Zynismus, allein an Destruktion interessiert (man denke etwa an die frühe Punkbewegung), der als Weltflucht anzusehen ist: Menschen redeten sich aus paranoider Zukunftsangst (den „bösen“ Kapitalismus und überhaupt die Freiheit des verhassten menschlichen Individuums als zerstörerische Dampfwalze verzeichnend) massenhaft ein, es sei angesichts des sicher bevorstehenden Untergangs ohnehin nichts erhaltenswert, es lohne nicht, an irgendetwas zu hängen. Ein Selbstbetrug, eine nihilistische Lüge: es ist keineswegs alles wertlos, in das der wohlstandsgelangweilte Westbewohner hineingeboren wurde, am wenigsten das, was er am meisten zu verachten gedachte (weil er sich insgeheim am meisten danach sehnte): das traditionelle Familienleben.

Familia kommt von *famulus*, dem Diener: sie ist der Ort, wo der eine dem anderen dient. Warum erschien dieser Dienst plötzlich vielen (gerade angeblich so sehr um „Solidarität“ bemühten Linken) so abschreckend? Die Antwort ist klar: weil sie den Glauben verloren hatten. Wozu nämlich diene die klassische Ehe? Die gegenseitige Liebe ließ die Einzelnen einander in nichts Geringeres als den Himmel hinaufhelfen. Nur, wer wieder an den Himmel glaubt, kann daher auch wieder an die Ehe glauben; er wird glücklicher und in der Beziehung, die dann ein Ziel jenseits weltlicher Bedürfnisbefriedigung hat, liebevoll und friedfertig. Die linke Ehekritik ist ja in der Tat dort berechtigt, wo die Ehe zum „weltlich“ Ding“ degeneriert ist – angesichts der alltäglichen Trennungen und Berichte von innerfamiliärer Gewalt muss man feststellen, dass die real existierenden Familien in einer nachchristlichen Gesellschaft unzuverlässige Gebilde geworden sind, die dem konservativen politischen Anspruch, Versorgungsfunktionen zu übernehmen, immer seltener nachzukommen im Stande sind. Die katholische Ehe ist dagegen eine religiöse

Einrichtung und insofern grundlegend unterschieden von rein irdischen Zwecken dienenden, äußerlich vergleichbar anmutenden Gemeinschaften. Diese Ehe degradiert den Partner nicht zum Sexobjekt (wie im Heidentum üblich; insbesondere in matriarchalischen, also vaterlosen Gesellschaften ist der Andere nur als Objekt wahrnehmbar gewesen), die Ausrichtung auf das übernatürliche Ziel, die Erkenntnis der gottgegebenen Würde der Partner bewirken Liebe und Treue. In den Augen ihrer Gegner freilich ist sie dennoch ein Ort männlicher Unterdrückung: das „patriarchalische“ Denken, welches sich durch ein „männliches“ Gottesbild ergäbe, bedinge Knechtschaft und Behinderung der freien Entfaltung sowohl von Gattin wie Kindern. Stimmt das? Zunächst: „männlich“ und „weiblich“ gibt es im Himmel nicht³³⁷, nur in der irdischen Schöpfung, zum Zweck der Fortpflanzung. Gott ist weder männlich noch weiblich³³⁸, da Er sich nicht fortpflanzt und kein Gegenstück hat – „männlich“ existiert ja nur in Bezug auf „weiblich“ und umgekehrt. Dennoch ist Er „Vater“; die innertrinitarische „Vater“- und „Sohnschaft“ leuchtet, in ihrem dem menschlichen Empfinden zugänglichen, „familiären“ Sinne (der Logos an sich ist bekanntlich bereits vor der Menschwerdung „Sohn“, da seine Existenz im Sein des Vaters ihre Ursache und in dessen ewigem Selbsterkennen ihr Ausgesprochensein hat – nicht im Sinne eines Aushauchens, sondern gleichsam eines Spiegels; Gottvater ist „Erzeuger“ des Logos im Sinne von „Verursacher“), im Mysterium der Menschwerdung auf, dem Eingehen einer Verbindung Gottes mit Seiner Schöpfung. Die Vaterschaft, die in der reinen Natur meist relativ wenig Bedeutung hat, ist durch das Christentum daher in der Tat zu einer Bedeutung emporgehoben worden, wie sie ansonsten unbekannt war. Hat dies positive oder negative Auswirkungen?

Das innergöttliche Vater-Sohn-Verhältnis (das engste überhaupt denkbare) ist dasjenige der ersten und zweiten Person der Gottheit³³⁹ – beiden, Vater

³³⁷ Auch der verklarte Leib der Heiligen ist ohne Geschlecht – die Materie des auferstandenen Leibes nimmt „Geistförmigkeit“, *subtilitas*, an (vgl. 1 Kor 15,42ff), um zu Gott zu gelangen.

³³⁸ Ein explizit „weibliches“ Gottesbild entspricht hingegen der Logik des Pantheismus (Welt als „geborene“ Emanation, die selbst wieder gebiert; *Femina* kommt vom griechischen *phuomai*: Gebärerin).

³³⁹ Beide, ungeschaffen, „müssen“ sich lieben, aufgrund der Existenz der dritten göttlichen Person, welche ihre gegenseitige Liebe ist (während Gott nichts Geschaffenes lieben muss, so ähnlich es Ihm in personaler Freiheit auch ist; die Kirche ist gegenseitiges Vater-Sohn-Geschenk, verziert als Gefäß des Heiligen Geistes die eine innertrinitarische Liebe um Außergöttliches – göttliche Schöpfungspläne ergeben sich überhaupt erst aus dieser Liebe). Wir ahnen schon

und Logos, ist die eine Gottheit zu eigen, und doch sind sie Subjekte mit eigenem Willen³⁴⁰: aufgrund der Wesensgleichheit spiegelt der Logos gerade auch die vollkommene Freiheit des Vaters (was Ihn überhaupt erst zur eigenständigen Person macht³⁴¹). Der Wille des Logos ist hinsichtlich seiner Gegenstände absolut identisch mit dem väterlichen (eben allgemein „göttlich“) – doch bedingt die eigene Persönlichkeit des Sohnes (andernfalls bestünde sie nicht), dass dieser Wille hinsichtlich der Art und Weise der Umsetzung, wie die göttlichen Ziele zu erreichen sind, gegebenenfalls eine Eigendynamik entwickelt (der Vater ließ Sich z.B. nicht mitkreuzigen³⁴²). Dadurch entsteht gerade kein Widerstreit, sondern durch die Artikulation verschiedener Facetten des Göttlichen umso mehr innertrinitarische Liebe. Betrachten wir das Wollen Christi, im Auftreten des Sohnes gegenüber dem Vater, näher. In Christus sind ein menschlicher und ein göttlicher Wille, und der menschliche strebt nach Harmonie mit dem göttlichen, denn Er will den Willen des Vaters, nach eigener Aussage, erfüllen; dieser Wille ist also offensichtlich von jenem des Vaters getrennt, Christus verspricht sich durch Sein Handeln einen *Effekt* bei Gottvater, eine Reaktion. Dass Christus

aus Selbsterfahrung als Abbilder Gottes, dass es eine göttliche Selbsterkenntnis und eine Liebe zum Erkannten gibt, nicht etwa Gleichgültigkeit oder Unzufriedenheit (wir nehmen uns als „Ich“ wahr, und wir lieben uns, streben nach unserem Glück und fürchten unser Ende); dank der Offenbarung von der Trinität wissen wir es.

³⁴⁰ Auch der Heilige Geist hat einen eigenen Willen (1 Kor 12,11), kann gar „betäubt“ werden (Eph 4,30).

³⁴¹ Personalität setzt zudem Individualität voraus. Logos und Heiliger Geist (die beide nur existieren können, weil der Vater existiert) sind nur deshalb Personen, weil sich in ihnen die Individualität des Vaters spiegelt. Gott ist nicht erst als Addition der drei Personen

„vollständig“, als sei Er ein zusammengesetztes Wesen – Er ist nicht teilbar. Ansonsten wäre der islamische Vorwurf zutreffend, das Christentum sei polytheistisch.

³⁴² Etwa nach Scheebens Dogmatik kommt z.B. dem Vater die Schöpfung des substanziellen Seins zu, dem Logos die Gestaltung aller Dinge.

³⁴³ Das Geschöpf ist seiner Substanz nach weder mit Gott noch mit dem Nichts identisch, sondern mit einer Handlung Gottes, der Er Selbstständigkeit zuspricht. Dem Menschen gab Gott das Potenzial, an Seiner Liebe teilzuhaben, indem Er ihn nach dem Vorbild des personalen Logos erschuf; die plurale Welt außerhalb des Menschen, gemalt durch zahllose Selbstreflexionen, spiegelt nicht Gott, sondern Seinen Willen, den Menschen Gutes angedeihen zu lassen: sie ist Bild der

nun *als Mensch* gehorsam den Willen Gottes erfüllt (wie andere Menschen vor Ihm), erwirbt uns aber für sich genommen nicht das Heil; es wird dadurch erworben, dass Er als das *fleischgewordene Wort* aus ureigenem, freien göttlichen Willen handelt (die gehorsame Menschennatur mitnehmend) und in der Menschennatur Seine göttliche Liebe zum Vater in Perfektion aufstrahlen lässt, den göttlichen Willen wiederum in Harmonie mit dem (zum Himmel strebenden) menschlichen bringend; dies ist geradezu das Wesen des Erlösungswerks. Ein Handeln des göttlichen Logos (in Einheit mit der menschlichen Natur, doch gerade nicht in ihr verschwindend), der den Vater als *Gegenüber* hat; dessen aktueller Wille soll (am entscheidenden Punkt der Heils-Geschichte) beeinflusst werden. Christi Handeln ist dem Vater gefällig, gerade weil der Wille des Logos darin aufstrahlt, der Ihm eben nicht einfach knechtisch folgt, sondern eigenständig und wahrhaft gleichwertig (und somit liebenswert) ist.

Und so ist es auch das Ideal in der christlichen Familie. Unsere Seele ist von ihrer Natur her (kleines) Abbild Gottes, ins Nichts geschaffen³⁴³ als personaler Geist mit Willen und der Befähigung zu Liebe und Erkenntnis³⁴⁴; als Getaufte, auch im Kindesalter³⁴⁵, haben wir dazu den Heiligen Geist

Liebe Gottes zu den Menschen, der Berührungen des Heiligen Geistes (ohne mit ihnen identisch zu sein), ist sie doch für den Menschen geschaffen (auf dass das Geschaffene im menschlichen Gebrauch und Mitschöpfungsakt wiederum der Ehre des Schöpfers diene – als Krönung: im Leben und Sterben Christi).

³⁴⁴ Dass sie den Leib „belebt“, ist aufgrund ihrer Unendlichkeit eher nachgeordnete Eigenschaft (auch wenn der Leib wesentlich zu ihr gehört).

³⁴⁵ Eben *weil* Kindern der Glaube fehlt, ist es wichtig, sie zu taufen – sonst gehören sie nicht Christus an (der sie in den Himmel führt), dies ist kein Geburtsrecht. Die Kindertaufe (welche die Beschneidung ersetzt) ist biblisch fundiert (implizit Apg 16, 1 Kor 1, Kol 2), im 2./3. Jahrhundert schrieben Irenäus, Origenes und Cyprian über sie, später Augustinus; sie ist Praxis auch aller „Ostkirchen“. Eine spätere „Bestätigung“ durch den Täufling (so ein Fehlkonzept über die Firmung, die *neue* Gnaden hinzugibt; der altkirchliche Begriff der „Versiegelung“ scheint hier treffender) ist überflüssig, die Taufe wirkt durch eigene Kraft. Man wächst durch christliche Erziehung in den Glauben hinein (braucht keine „Bekehrung“, wenn man nie abgefallen ist), so dass sich die Gnaden automatisch entfalten können. Es ist ein Geschenk, dass Unmündige durch einen Paten, der aus Nächstenliebe ihrem natürlichen Hingeordnetsein auf den Schöpfer Stimme verleiht (mit dem Willen, es zur Reife auszuformen), vertreten werden können, um nicht verloren zu gehen.

angenommen (Jesus war auch einst Kind und hatte denselben), die gegenseitige Liebe zwischen Gottvater und Logos, und genau diese soll in der christlichen Familie aufstrahlen; ein tyrannischer Vater würde das ganze Gebilde entstellen, unabhängig davon, ob seine Anordnungen nun objektiv immer „richtig“ wären oder nicht – also lässt der Vater den Kindern hinreichend Raum, eigene Persönlichkeiten zu entwickeln, um derart der Verherrlichung Gottes in Seiner ganzen Größe zu dienen. Die Zurücknahme ist überhaupt ein entscheidendes Charakteristikum im Handeln Gottes (Gott nimmt Sich sogar zurück, um Raum für das *Nichts* zu geben, in welches Er dann die Schöpfung hineinlegt, ansonsten ist alles „Himmel“, Gottesgebiet – so die alte jüdische Vorstellung, gegen den Pantheismus³⁴⁶ immunisierend³⁴⁷). Die Verherrlichung der Gottheit geschieht durch Liebe, durch Werke der Liebe, durch Opfer für den Anderen³⁴⁸. Vorbild des Ehemanns ist bekanntlich Christus selbst, der Sich für die Kirche aufopferte. Das Kind ist in der christlichen Familie viel mehr als nur Objekt von „Erziehung“, sie wird nicht zur „Keimzelle der Nation“ oder etwas Ähnlichem funktionalisiert³⁴⁹, sondern ist natürliches Resultat gegenseitiger wahrer Liebe. Dabei ist sie nicht an die Biologie gebunden: Adoption war sowohl im römischen Recht wie auch im Judentum (wie Bibel³⁵⁰ und Talmud vielfach belegen) anerkannt und auch gängige Praxis; Joseph konnte mit vollem Recht

Jesus seinen Sohn nennen, und Jesus stieß auf vollstes Verständnis, wenn Er erklärte, dass aus Knechten Erben (also Söhne) werden sollen (die Taufe bewirkt unsere Adoption durch Gottvater als Sein Kind). Neben der innertrinitarischen Liebe ist somit insbesondere die Liebe innerhalb der Heiligen Familie Vorbild für die christliche – die sich ganz hingebende und somit persongewordene Liebe des Logos zum Vater, wie sie sich mit Maria und damit der Menschheit verbindet, wird vertreten durch den reinen und selbstbeherrschten Joseph³⁵¹. Väter sind im Christentum daher besonders demütig. Staunend trug Joseph den Schöpfer der Welt in seinen Armen, begleitete die Gottesmutter durch ihren Erdenweg – er ist Mahnung für die Väter, Kinder und Gattin (ebenso den Heiligen Geist in sich tragend) genauso ehrfürchtig zu behandeln. Die Ehefrau ist das „Herz“ der christlichen Familie³⁵². Auch in katholischen Kolonialgebieten sahen somit die „weißen“ Männer ihre einheimischen Frauen aufgrund der katholischen Lehre nicht nur als gleichwertig an, sondern sogar gleichsam als Königinnen, mit dem Ideal des perfekten Paares, Maria und Joseph. Die katholische Ehe schließt Rassismus ebenso wie jegliche andere Form der Ausbeutung und Unterdrückung aus – was hingegen im Falle anderer „Ehe“-Vorstellungen (mit männlicher „Besitzergreifung“) nicht per se gegeben ist. Das Modell der christlichen Familien ist eben geprägt von gegenseitiger Liebe, nicht von Herrschaft³⁵³.

³⁴⁶ Pantheisten lieben nur, was sie als Gott ansehen – darunter geht für sie nichts. Christen lieben auch, was nicht Gott ist, denn sie lieben Ihn so sehr, dass sie Seine Perspektive einnehmen und lieben, was *Er* liebt (auch, wenn das mitunter klein und schwach ist).

³⁴⁷ Das Ringen mit dem heidnischen Platonismus, der die Existenz des Nichts bzw. Vakuums bestritt, wurde für die Kirche im 13. Jahrhundert endlich dogmatisch beendet, im 17. Jahrhundert durch katholische Gelehrte wie Gassendi (der in der physischen Welt die Atome der Leere gegenüberstellte, in der geistigen wiederum der geschaffenen Seele die der Erfahrung des Äußeren geschuldeten Ideen) und Pascal auch wissenschaftlich gestützt.

³⁴⁸ Dazu gehört ganz wesentlich Sanftmut. Kindliche „Vergehen“ sind Ausdruck von (natürlicher) Überforderung mit den Herausforderungen der Welt – mit elterlicher Sanftmütigkeit geben wir gutes Beispiel, erquicken, die „mühselig und beladen sind“.

³⁴⁹ Ebensowenig wie das Zeugen von Kindern ist auch die Mission an den Ungläubigen zu funktionalisieren („Zukunft der Kirche sichern“) – es geht um das Wohl jedes einzelnen Menschen; diesem dient die Kirche, nicht umgekehrt.

³⁵⁰ Bereits die verschiedenen Väterangaben bei Josephs Ahnentafeln sind mit der Aufnahme von Adoptivlinien

zu erklären. Biblische Ahnentafeln springen munter zwischen Linien hin und her, lassen auch mal Generationen aus; Zerubbabels Vater ist laut Matthäus Shealtiel, laut 1 Chr 3 dagegen dessen Bruder Pediah (dasselbe alttestamentarische Buch erwähnt übrigens fünf Söhne Zerubbabels, bei den neuteamentlichen Autoren tauchen zwei komplett andere Namen auf – auch Vollständigkeit darf man von biblischen Familienangaben nie erwarten). Die biblische Familie ist eine Rechtsgemeinschaft.

³⁵¹ Die sexuelle Selbstbeherrschung gerade des Mannes ist ein spezifisch jüdisches Ideal, womit man sich von umliegenden Kulturen abhebt. Der islamische Fokus auf männliche Befriedigung ist das Gegenteil.

³⁵² Wie wichtig es ist, dass Männer auch auf ihre Frauen hören (in der Bibel und in der Kirchengeschichte bis heute sind es immer wieder Frauen, die ungläubige Ehemänner bekehren), zeigt u.a. das Beispiel des Pilatus, dessen Frau von Gott benutzt wird, um ihn (um seines persönlichen Heils willen) auf den rechten Weg zu bringen (wenn auch erfolglos). Die Liebe hilft den Sündern, wenigstens um des Partners Willen das Gute zu tun – ein erster Schritt.

³⁵³ Christliches Leben in Fremdbetreuung zu erlernen, ist (insbesondere, wenn zuvor Kollektiverziehung im „Stamm“ die Norm war) damit nicht ausgeschlossen, in

Christentum ist Machtverzicht, ist Opfer, ist die Religion des Lammes. Das Schreckgespenst des egoistischen und alleslenkenden Patriarchen existiert hier nicht, lediglich als Missbrauch. Die christliche Familie ist daher, im Gegenteil, der Rückzugsort für die Individuen, die gesellschaftlich oder innerhalb sonstiger Gruppen (kulturelle Leitbilder zur Anpassung vorgehend) entwürdigt und kollektiviert, entpersonalisiert werden – hier zählen sie als diejenigen Menschen, die sie sind. Nicht als Exemplar, sondern als Person erfahren sie Ehre, Zuneigung, Liebe, von ganz bestimmten anderen Personen, von der Wiege bis zum Totenbett, Begleitung durch die gemeinsam geführten Kämpfe des Lebens. Der strukturell-

juridische Aspekt der sakramentalen Ehe wird in heutigen Zeiten, aus Furcht vor zersetzenden Einflüssen, in konservativen Kreisen zwar mitunter überbetont, doch ist dies, hat man das Wesen dieser Gnade erst einmal begriffen, eigentlich überflüssig. Christliche, sakramental verbundene Eheleute leben ihrem Kind die interpersonale Liebe vor, lassen es lernen, wie gut es ist, Gott zum Vater zu haben und Maria zur Mutter³⁵⁴. In der Familie wird das Christentum erlernt, dort sollte sich für Mutter und Vater auch das „wahre“ Leben abspielen, für welches die meiste Zeit, Kraft, nicht zuletzt Kreativität hineingelegt wird, eben: die meiste Liebe³⁵⁵. Sie macht die Gesellschaft nicht überflüssig, aber das Leben schöner.

Antiklerikaler Realitätsverlust

1.
„Es ist nämlich das die neueste Seite der Agitation der Ungläubigen, durch Aufsuchen und Erdichten von Skandalgeschichten auf Seiten der katholischen Geistlichkeit einen Keil zwischen das katholische Volk und den Klerus zu treiben“ – so kommentierte die katholische Neue Waldshuter Zeitung am 26. August 1910 die Kampagnen der nationalliberalen Presse, welche sich damals auffällig auf Sittlichkeitsverbrechen katholischer Priester stürzte (in keinem Verhältnis zur Behandlung der in anderen Berufszweigen zugleich vorkommenden stehend³⁵⁶). In der Tat gab es seinerzeit Fälle, die sich vor Gericht als Verleumdungen herausstellten – etwa jenen des Pfarrers Hermann Bickel von Schienen, welcher von einem nationalliberalen Lehrer denunziert worden war. Auslöser für das verstärkte Medieninteresse war jedoch ein realer Fall von Kindesmissbrauch durch einen Priester, nämlich den in Waldkirch (Dekanat Waldshut) als

Pfarrverweser tätigen Franz Josef Palmert. Dieser wurde vom Waldshuter Gericht im April 1910 in 22 Fällen schwerer Sittlichkeitsdelikte an Kindern beiderlei Geschlechts für schuldig befunden (wofür er 9 Jahre ins Zuchthaus musste; „zu Gunsten des Angeklagten wurde seine zweifellos außergewöhnliche sexuelle Veranlagung berücksichtigt“, so der Alb-Bote). Seine Straftaten beging er im Zeitraum von vier Jahren in Walldürn, Zell im Wiesental und Waldkirch (vorher war er u.a. Vikar in Herrischried). Von Ordinariat wurde er gemäßregelt und versetzt, verging sich am neuen Ort aber jeweils von neuem. Heute ist viel von einem kirchlichen Vertuschungssystem die Rede, und wenn ein pädophiler Priester seelenruhig im Schnitt alle zwei Monate ein neues Verbrechen begeht, muss man in der Tat von einem Totalversagen der zuständigen Stellen im Ordinariat sprechen, die es offensichtlich nicht geschafft haben, eine auch nur annähernd

einer bereits christlichen Gesellschaft aber ein Rückschritt.

³⁵⁴ In der Taufe werden auch wir in Maria „vom Heiligen Geist empfangen“, auch wir werden von ihr durch unser Leben zu den Heiligen getragen, in den Himmel hineingeboren.

³⁵⁵ Wer z.B. für die Bewunderung seiner Kollegen und Vorgesetzten, seiner Kunden oder auch seiner Freunde mehr aufwendet als für seine Familie, hat eine verkehrte Perspektive. Irdischer Erfolg ist ausschließlich dann etwas Erstrebenswertes, wenn er genutzt werden kann, Menschen näher zu Gott zu bringen.

³⁵⁶ Wenn z.B. später ein angesehener Waldshuter Rechtsanwalt, Spross liberal-antikatholischer Politikprominenz und Schwiegersohn eines reichen protestantischen Industriellen, der reihenweisen Unzucht mit Minderjährigen überführt wurde, wird man Berichte im Alb-Boten vergeblich suchen (die Karriere soll ja diskret an anderem Orte weitergeführt werden können), ganz zu schweigen von den Sexualdelikten eines späteren NS-Ortsgruppenleiters oder eines angesehenen lokalen 70er-Jahre-Künstlers. Die verrohte NS-Gesellschaft war i.Ü. besonders anfällig für Kindesmissbrauch: allein im Jahr 1940 wurden von der Waldshuter Kriminalpolizei 38 Fälle registriert.

realitätsbezogene Abwägung zwischen dem Gefahrenpotenzial und der Aussicht auf Besserung des Täters gezogen zu haben³⁵⁷. Wie sieht es nun heute aus? Stellt man sich in den deutschen Bistümern einer schonungslosen Analyse der Täterprofile, bzw. gelingt es überhaupt, Täter von Verleumdeten zu unterscheiden? Wohl kaum, denn das Fatale ist: letzteres scheint überhaupt nicht beabsichtigt zu sein. Man ist fassungslos, was für Geschichten in deutschen Ordinariaten, in denen der Begriff des Trittbrettfahrers unbekannt zu sein scheint, (vorgeblich) geglaubt werden. Besonders negativ tut sich das als stark „progressiv“ bekannte Erzbistum Berlin hervor. 2023 gingen etwa Behauptungen eines „Betroffenen“ durch die Presse, wonach Mitte der 1960er eine Gruppe von Priestern und Ordensschwwestern (!) regelmäßig mit Grundschulkindern ein „Pornokino“ aufgesucht und diese dort brutal vergewaltigt hätte³⁵⁸. Wenn es denn damals (als Pornographie in Deutschland illegal war) solch ein „Pornokino“ gegeben hätte (gab es nicht): welches Personal hätte *Grundschüler* dort hineingelassen? Und wie hätte man, wäre man reingekommen, im Kinosaal unbemerkt vergewaltigen können, und das auch noch regelmäßig? Die Erzdiözese aber bezeichnete diese Behauptungen als „glaubhaft“, mit dem Ergebnis, dass etwa der Wikipedia-Eintrag zu einem beschuldigten Frauenorden diesem nun „Missbrauchsfälle“ vorwerfen kann. Berlin veröffentlichte im Nachgang zur MHG-Studie ein eigenes Gutachten „Sexueller Missbrauch an Minderjährigen“, in dem zum Großteil unbewiesene Beschuldigungen aufgeführt sind. Es gibt darin Schilderungen offensichtlich realer Vergehen (insgesamt waren 9 Geistliche seit 1945 entsprechend verurteilt worden), doch drängen sich

dem Leser bei einem nicht unerheblichen Teil der vielen „Jahrzehnte später dran erinnert“-Fälle angesichts der behaupteten krassen Vorgehensweisen der Beschuldigten (die selbst mit einem nur noch rudimentären Restglauben nicht zu vereinbaren wären) ernste Zweifel auf – da sollen (längst verstorbene und laut Personalakte unbescholtene) Priester Grundschuljungen ans Bett gefesselt haben, in Keller gelockt, betäubt und vergewaltigt, während der Tat sollte ein damals 10jähriger gar, so die Behauptung, blasphemisch „das Ave Maria vorlesen“ (2014 erhielt der Anzeigende 5.000 Euro „in Anerkennung des erlittenen Leides“); ein Mädchen sei schon mit 3 Jahren vergewaltigt worden – was diesem aber erst mit 19 im Rahmen einer Psychotherapie bewusstgeworden sei; den Zeitpunkt der „Tat“ erschloss sie sich aus einem Horoskop. Erst recht völlig „over the top“ lesen sich die Ausführungen eines „Betroffenen“, der einer Vielzahl an Personal einer katholischen Grundschule vorwirft, die Kinder zu sexuellen Handlungen gezwungen zu haben (woran sich außer ihm komischerweise niemand erinnert; die beschriebenen extremen Gewaltexzesse sind ebensowenig aktenkundig, was sogar den Gutachtern merkwürdig erscheint, die in einem Anflug gesunden Menschenverstands anmerken, dass solches den Eltern wohl aufgefallen wäre), selbst Ordensschwwestern hätten sich von ihm befriedigen lassen. Bei (erst vor Kurzem gemeldeten) Fällen der 1950er/60er Jahre ist sodann auffallend stereotyp von Übergriffen nach bzw. im Rahmen der Beichte, teilweise sakrilegisch „im Beichtstuhl“, die Rede (auffallend der Tradition deutscher Antiklerikaler, die die Beichte verabscheuen, aber noch nie einen Beichtstuhl von innen gesehen haben³⁵⁹, entsprechend), was

³⁵⁷ Bereits 1907 sollte Palmert, nach Vorfällen in Walldürn, in einem Kloster abgeschottet werden, was er mit einem Jammerbrief ans Ordinariat abwenden konnte. Nach seiner Haft lebte er in einem Demeritenhaus und beschäftigte sich mit Buchbinderei, Bienenzucht und Rechnungsschreiben.

³⁵⁸ <https://www.katholisch.de/artikel/45851-betroffene-schildern-erstmal-details-zu-berliner-missbrauchsfaelen>.

³⁵⁹ Was Modernisten heute für „Beichte“ halten, also Gespräche auf Augenhöhe am selben Tisch, bei denen ein hierfür völlig inkompetenter Schwätzer meint, pseudopsychologischen Beistand in exzessiv breitgetretenen Privatangelegenheiten geben zu können, lädt natürlich zu Missbrauchssituationen ein; eine *richtige* Beichte in den alten Beichtstühlen, wo der

Priester den Beichtenden nichtmal sehen (erst recht nicht berühren) konnte und man einfach seine Sündenarten in Erwartung der Auferlegung eines Bußwerks und der Absolution (Vermittlung der Vergebung Christi) aufzählte, wohl kaum. Beichtstühle wurden im Zuge des Trienter Konzils eingeführt, um die Anonymität des Beichtenden zu wahren, der seine Sünden schließlich Christus, nicht irgendeinem Menschen erzählen will (und dafür besser auch das Gesicht des Priesters nicht sieht, der gleichfalls seinem Job besser nachkommen kann, wenn er die Person draußen nicht wiedererkennt). Mit „Missbrauchsprävention“, wie manche Antiklerikale meinen, hatte die Einführung nichts zu tun, vielmehr mit der Tendenz zur strikten Abtrennung heiliger Räume (zur Sakramentspendung) vom Umgebenden.

grundsätzlich die Frage aufwirft, warum (abgesehen von völligem Glaubensverlust) ein Priester ausgerechnet eine derart heilige Handlung wie eine Sakramentspendung für solche Taten missbrauchen sollte, anstatt nach „profaneren“ Gelegenheiten zu suchen. Realistisch lesen sich dagegen Berichte über Taten in Häusern von Familien, zu denen die Täter ein Freundschaftsverhältnis aufgebaut hatten (was per se für einen Geistlichen absolut unangemessen ist); solche Taten wurden auch damals schon zur Anzeige gebracht, wie überhaupt die oftgehörte Aussage, es habe sich ja niemand getraut, gegen Priester vorzugehen, offensichtlich eine antiklerikale Falschbehauptung ist. Im Gegenteil wurden seinerzeit Priester sogar für Sittlichkeitsvergehen (die Prozesse der NS-Zeit hatten ins allgemeine Bewusstsein großes Misstrauen gegen Geistliche eingegraben) angezeigt, die (obwohl sie natürlich absolut unzulässig sind) im Vergleich mit den ein halbes Jahrhundert später in „Rückschau“ erzählten Vergewaltigungsgeschichten eher banal wirken (da ist die Rede von „Abtasten“ und „Streicheln“ an nichtintimen Stellen, von „festen Umarmungen“, von „Eincremen“, was jeweils kirchenrechtliche Verfahren auslöste und heute in der Missbrauchsstatistik den oben erwähnten Fällen gleichgestellt wird; Tatorte waren Pfarrhäuser oder öffentliche Gebäude, keine geweihten Stätten). Etwa ab den 1970er Jahren ist das Täterprofil dann völlig klar: sich offen zu ihrer (mit stets wechselnden Sexpartnern, darunter auch verführte Jugendliche; teils nahm man Dienste von „Strichjungen“ in Anspruch) ausgelebten Homosexualität bekennende Personen, die generell ein vollkommen ungeistliches Leben führten und die überlieferte Lehre der Kirche vielfältig ablehnten³⁶⁰; die als solche, „unverklemt“ (eher: sexbesessen), Jugendlichen ständig Gespräche über Masturbation und später reale sexuelle Handlungen aufdrängten. Sie ließen sich als „Freunde“ auf gleicher Augenhöhe wahrnehmen, waren unheimlich gesellig und an privaten Kontakten zu ausgewählten Gemeindemitgliedern interessiert. Sie mochten es, morgens „lange zu schlafen“ und

abends „auszugehen“ (statt Messe zu lesen, Brevier zu beten und sich ansonsten für den aufopfernden Dienst an den anvertrauten Menschen bereitzuhalten) – offensichtlich unberufene Personen, die niemals hätten geweiht werden dürfen, da sich nicht fähig waren, ein Leben mit Gott zu führen. Radikale Absonderung von der Welt ist das beste Mittel gegen Missbrauch. Offenbar, um all diesen „Progressiven“ auch ein paar Gegenmodelle zuzugesellen, werden in dem „Gutachten“ aber natürlich auch drei Priester aufgeführt, deren konservative Einstellung in einen (sachlich völlig falschen) Zusammenhang mit „Missbrauch“ gerückt werden soll. In einem Fall bleibt zwischen allem Geraune an Fakten allein, dass da ein junger Priester aufgrund seiner traditionalistischen Haltung von Anfang an gemobbt und fertiggemacht wurde, im Seminar, in seiner Gemeinde, nicht zuletzt von den Vorgesetzten, und während ihm sein Dienst derart zur Hölle wurde, fand er offenbar seine einzige Freude und Erfüllung im Umgang mit Kindern, mit denen er ausgelassen spielen konnte, was seine Gegner wiederum nutzten, um Gerüchte angeblicher Pädophilie zu verbreiten. 2005 wurde er, ohne dass je auch nur eine einzige konkrete Beschuldigung (abgesehen von ominöser allgemeiner „Distanzlosigkeit“) erhoben wurde, in ein Seniorenpflegeheim verbannt, 2013 beurlaubt (obwohl ein psychologisches Gutachten 2008 dem von Gemeindemitgliedern geäußerten Pädophilieverdacht ausdrücklich widersprach), damit er auf keinen Fall mehr (im kirchlichen Dienst) mit Kindern in Kontakt kommen könne. 2017 verstarb der erst ca. 47jährige Mann. In einem anderen Fall wurde einem Aushilfspriester vorgeworfen, im Rahmen einer Firmvorbereitung einer Gruppe offensichtlich in Glaubensdingen völlig unwissender Jugendlicher bei der Beichte Fragen über deren Sexualleben³⁶¹ gestellt und, wenn entsprechende Sünden ausdrücklich nicht bereut werden wollten, die Absolution verweigert zu haben. Nun mag dies von wenig Fingerspitzengefühl zeugen, was aber hat es mit „sexuellem Missbrauch“ zu tun³⁶²? Ebenfalls seine Firmvorbereitung wurde einem traditionsoffenen

³⁶⁰ Namentlich genannt wird etwa der frühere Studentenpfarrer Werner Muschik, der sich offen als „sexuell sehr aktiv“ bezeichnete und keinerlei Unrechtsempfinden an den Tag legte.

³⁶¹ Studien zufolge seien heutzutage über 25% der männlichen 13jährigen mit Pornographie vertraut, rund 85% der 16jährigen.

³⁶² Insbesondere geht es den Antiklerikalen gegen die Beichte an sich. 2023 war der neueste Schrei die Hetze

Priester zum Vorwurf gemacht, weil er 13jährige angeblich „Sexualkunde“ gelehrt hätte (verwendet hat er dabei freilich nicht etwa Anschauungsmaterial, wie gewisse Linke es sich bereits für Kindergärten wünschen, sondern eine streng konservativ-lebensrechtliche Broschüre über die Entstehung des Lebens); die, vorsichtig formuliert, beim Lesen recht „konstruiert“ wirkenden Vorwürfe kamen natürlich nicht etwa von prüden Konservativen, sondern bigotterweise von seinen liberalen Gegnern in der Gemeinde. Solcher Unfug findet Einzug in „Missbrauchs“-Statistiken! Wie verlogen der progressistische Umgang mit „Missbrauchsfällen“ ist, sah man in Deutschland auch im September 2023, als plötzlich Vorwürfe gegen den (längst verstorbenen) Essener Kardinal Franz Hengsbach für „glaubwürdig“ erklärt wurden, die Jahre zuvor noch als unglaublich galten: sogleich eilte die Presse, Hengsbach als „konservativ“ zu bezeichnen. Abgesehen davon, dass er Kommunismus und Befreiungstheologie kritisierte (und darüber bei Karl Rahner in Ungnade fiel), war an ihm freilich rein gar nichts „Konservatives“ – Hengsbach war genauso ein deutscherweckter Nachkriegs-progressist wie alle anderen auch (und als solcher weithin bekannt). Auf dem Konzil stand er der Kommission für das „Laienapostolat“ vor und klagte, dass die armen Laien zu wenig Verantwortung zugesprochen bekämen, das Konzilsdokument *Sacrosanctum Concilium* war ihm noch nicht liturgiereformistisch genug, in seinem Bistum förderte er den Ökumenismus und nahm selbst an ökumenischen „Gottesdiensten“ teil, gab sich persönlich als „volksnaher Kumpeltyp“. Ja, aber kann denn so einer ein Missbrauchstäter sein...? Machen wir ihn eben schnell zum „Konservativen“, dann passt das feindbildtechnisch ja wieder! Bischof Overbeck (Essen) erklärte angesichts der (naturgemäß weder zu beweisenden noch entkräftenden) Vorwürfe gegen Hengsbach, er wolle „stets die Perspektive der Betroffenen in den Vordergrund stellen“ – das heißt in diesem Kontext: wer behauptet, Opfer zu sein, wird automatisch als solches anerkannt, anstatt dass vorab geklärt wird,

gegen die Kinderbeichte: Kinder könnten „Schuld“ noch gar nicht kapieren. Ganz und gar falsch: das Verständnis für Schuld ist ja gerade *Voraussetzung* für Beichte und den Empfang der Erstkommunion; Kinder können Gut und Böse gemeinhin besser unterscheiden als viele Erwachsene – es tut ihnen leid, wenn sie etwas Schlechtes taten (dessen Folgen sie sehen). Die Beichte

ob er überhaupt wirklich „Betroffener“ ist. Noch weiter ging der Sprecher des „Betroffenenbeirats“ der DBK, Johannes Norpoth, der jegliche Vorwürfe gegen eine so prominente Person wie den Kardinal für per se plausibel erklärte: „kein Mensch“ wage sich ja „auf so dünnes Eis“. Einem katholischen Geistlichen heutzutage sexuelles Fehlverhalten vorzuwerfen sei „dünnes Eis“? Nichts könnte realitätsfremder sein, dazu muss man ja nichtmal die Beispiele der Kardinäle Pell oder Bernardin (zuletzt 2024: Dew) bemühen. Überhaupt auf die Idee zu kommen, die Plausibilität von Vorwürfen nicht prüfen zu müssen, ist nur mit dem Ende rechtsstaatlicher Gesinnung und maßlosem Hass auf alles „Klerikale“ zu erklären. Forderungen, dem, der sich als „Opfer“ bezeichnet, per se Glauben zu schenken, so dass der Beschuldigte genötigt wird, seine Unschuld zu beweisen (statt umgekehrt) – wie es gegen die katholische Geistlichkeit vorexerziert wird –, deuten das Ende eines christlichen Grundpfeilers der Zivilisation an, welche geprägt ist von Skepsis gegen menschliche Autorität und Urteilskraft, von Liebe zu Sanftmut und Versöhnung, von Verachtung der Lüge. Es galt stets als besser, Schuldige laufen zu lassen, als übergriffig gegen Unschuldige zu werden, sie zu Unrecht zu bestrafen. Nun ist es umgekehrt: es sei schlimmer, wenn Unrecht auf Erden ungesühnt bliebe. Der übliche Begriff dafür lautet Unrechtsregime, denn es werden zwangsläufig auch Unschuldige bestraft – auch wenn man sich bislang überwiegend an Toten vergreift, die posthum verdammt werden. Und sieht man sich den antiklerikalen Hass an, der in den Medien und nicht zuletzt der Kirche selbst am Toben ist, dürfte es nicht schwerfallen, an einen gewichtigen Anteil Unschuldiger unter den „glaubhaft Beschuldigten“ zu glauben. Von der Theologin Doris Reisinger, die in Sachen Missbrauchsvorwürfe ihre eigene Geschichte hat, bekam man im Zuge der *causa Hengsbach* sogleich einen Artikel in der Neuen Züricher Zeitung vorgesetzt, nach welchem „sexueller Missbrauch“ auf keinen Fall etwas mit der „Sexuellen Revolution“ der 1960er zu tun haben könne; sie verwies dabei nicht nur auf eine zu Tode

ist das großartige Geschenk, diese Schuld wieder loszuwerden: Kinder *wünschen* sich ja einen Weg, mit der Tatsache des Schuldigwerdens, mit einem schlechten Gewissen umgehen zu können. Daher freuen sie sich auf die Beichte, sehen die Heiligkeit dieser Gottesbegegnung, wenn man sie ihnen richtig erklärt.

ausgeschlachtete Kampagne der liberalen Presse aus Kulturkampftagen (!), sondern rehabilitierte gleich noch die NS-Sittlichkeitsprozesse (klar, die liebe Gestapo würde sich niemals irgendwelche Vorwürfe gegen politische Gegner einfach so ausdenken...): dank der gewissenhaften NS-Ermittler seien damals ja endlich „horrende Missstände zutage“ getreten (es ging, nebenbei bemerkt, damals großenteils um homosexuelle Handlungen unter Ordensleuten, die heute völlig legal wären³⁶³). Antiklerikale, die (völlig kontrafaktisch) als Prototyp des Missbrauchstäters gerne besonders autoritär-„klerikalistische“ Geistliche präsentieren wollen (also solche, die noch Selbstdisziplin und Enthaltsamkeit hochhalten)³⁶⁴, reden in Bezug auf das Missbrauchsphänomen permanent von „sexualisierter Gewalt“ und damit komplett am Thema vorbei, denn Gewalt spielt in der Realität fast nie eine Rolle (nur rund 1% der nachgewiesenen Fälle „sexuellen Missbrauchs“ waren, einschlägigen US-Studien gemäß, Vergewaltigungen nach herkömmlicher Definition; laut MHG-Studie war bei rund 5% aller vorgeworfenen Taten Gewalt im Spiel), sondern schlicht das bewusst animalische Ausleben sexueller Triebe – dies zuzugeben hieße aber, vom progressiven Dogma, Sexualität entziehe sich moralischer Bewertung³⁶⁵, abzurücken.

„Sexualisierte Gewalt“ kennt man z.B. aus Kriegsgebieten, wo Frauen und Kinder des Feindes zur Demütigung vergewaltigt werden (etwa im Oktober 2023 in Israel), das Sexuelle ist dort Ausdruck von Hass. Bei den Fällen im kirchlichen Umfeld (fast immer pubertierende bzw. heranwachsende Jungen)³⁶⁶ ist es hingegen ein perverses „Liebes“-Verständnis, welches die unerlaubte Lustbefriedigung rechtfertigen soll – wahrscheinlich kein einziger missbrauchter Junge wurde als zu demütigender „Feind“ betrachtet. Die MHG-Studie (2018) sah nur bei einem Drittel der Beschuldigten eine eher „dominante“ Persönlichkeit vorliegen (die große Mehrzahl war „offen und zugewandt“ bzw. „in soziale Netzwerke integriert“; wobei auch „dominante Persönlichkeit“ keineswegs mit „Klerikalismus“ oder Konservatismus einhergeht), Missbräuche der Amtsautorität zur Herstellung von Tatgelegenheiten (die mit Abstand meisten Taten wurden im Rahmen privater Treffen verübt) traten sogar im Schnitt seltener auf als bei Vergleichsgruppen³⁶⁷. Der übliche Klerikertyp unter den Tätern ist der, welcher den Jugendlichen „auf Augenhöhe“ begegnen will, „nahbar“ erscheint, als Kumpel statt Hochwürden, aufgeschlossen statt „verstaubt“, meist mit konservativeren Kirchenleitungen zerstritten³⁶⁸. In der Öffentlichkeit wird dieser unleugbare Fakt

³⁶³ Die skandalträchtigen Fälle unsittlicher Handlungen mit geistig behinderten Pflöglingen in einer Einrichtung betrafen Laienbrüder, nicht Priester. Die NS-Propaganda (Ziel: Bekämpfung der Bekenntnisschulen) warf Homosexualität und Missbrauch in einen Topf, suggerierte einen Zusammenhang. Insgesamt wurden 45 Geistliche verurteilt (von ca. 25.000 im damaligen Reich).

³⁶⁴ Unter „Klerikalismus“ verstand etwa Franziskus (Brief 2023 an Priester der römischen Diözese) ein Bewusstsein, vom Rest des Gottesvolkes getrennt zu sein, höhergestellt – genau das jedoch ist Wesen des geistlichen Standes! Wer keine Heraushebung aus der Masse mehr will, verlangt von Gott, Seine Berufungen einzustellen.

³⁶⁵ Das Begehren „des Körpers“, so die (auch die katholische Moraltheologie erreicht habende) animalisierende Anthropologie dahinter, sei gänzlich vom Willen der Person zu trennen – ist das jetzt Gnosis oder Schizophrenie?

³⁶⁶ Eine Studie des John-Jay-College führt die steigende Kurve der 1960er/1970er Jahre sicher völlig zu Recht auf das Nächstliegende, die „gesellschaftlichen Umbrüche“ zurück. Noch 1977 veröffentlichte z.B. die linke „Libération“, ebenso wie andere französische

Medien, einen Appell von rund 60 Intellektuellen (darunter von Foucault bis Sartre alles, was auf der Linken Rang und Namen hatte), welche die Legalisierung der Pädophilie forderten.

³⁶⁷ Eine besondere Form der „Dominanz“ ergibt sich i.Ü. aus den für die Charismatik typischen Erwähltheits-Vorstellungen: wer sich ständig vom „Heiligen Geist“ geleitet wähnt, deutet irgendwann sogar seine Sünden zu „heiligen“ Handlungen um und kann auch seine Opfer (als treue Bewunderer) davon überzeugen. Häufig sind hier freilich Verheiratete Täter (z.B. „Gemeinschaft der Seligpreisungen“). Der Konkurrenzdruck macht geistliche Gemeinschaften (man fragt sich, warum deren Zahl derart explodiert ist, obwohl oft keine nennenswerten Unterschiede zur Spiritualität bereits existierender Gruppen erkennbar sind) zudem anfällig für die Versuchung des Vertuschens, was leider auch vor Konservativen (deren Theologie den Missbrauch gerade nicht begünstigt) nicht Halt macht.

³⁶⁸ Die Tagespost vom 03.11.2022 etwa stellte mehrere typische Fälle vor; man denke an Jugendseelsorger (und Verfasser „Neuer Geistlicher Lieder“) Winfried Pilz, den „frischen Wind“ bringenden Gummersbacher Pfarrer Ue., den vor dem konservativen Bischof Tebartz-van-Elst aus Limburg „geflohenen“ Lehrenden

aufgrund des allgemeinen Hasses auf alles konservativ Katholische ausgeblendet. Da etwa die Online-Enzyklopädie Wikipedia für viele Menschen heute eine zentrale Funktion bei der Wissensvermittlung einnimmt, wirkt es sich auf die Wahrnehmung der Missbrauchsfälle fatal aus, dass dort einzelne Autoren dem katholischen „Traditionalismus“ extrem feindlich gesonnen sind. Vereinzelte Fälle sexueller Übergriffe in jenem Milieu werden derart exzessiv ausgeschlachtet (das Thema nimmt in den Artikeln zu einigen Gemeinschaften gegenüber den spirituell und theologisch relevanten Inhalten, die zudem durchweg mit negativ wertenden Zuschreibungen gespickt sind, völlig unverhältnismäßigen Raum ein), dass ein totales Zerrbild entsteht³⁶⁹. Insbesondere der sehr aktive Schreiber „Agathenon“ macht mit abwertend-beleidigender Wortwahl keinen Hehl aus seiner Abneigung und hat offenbar auch kein großes Interesse an sauberer Recherche³⁷⁰.

Nicht nur ist der Missbrauch selbst ein inhärentes Problem des Modernismus, es waren auch gerade besonders modernistische Bischöfe für systematisches Wegsehen berichtigt, z.B. der

Erzbischof von Santiago (Chile), Errázuriz, resoluter Feind der Alten Messe, einst in der Schweiz ausgebildet und lange in Freiburg tätig³⁷¹; oder der von Franziskus 2023 zum Leiter des Glaubens-Dikasteriums ernannte Argentinier Victor Fernández (sein „enger Vertrauter“ und Ghostwriter einiger Enzykliken – und, als Jugendseelsorger, Verfasser sexualmystischer Schriften; bereits 2018 verbot er in seiner damaligen Diözese den Gebrauch des alten Ritus); von Kardinal Theodore McCarrick ganz zu schweigen, der auch selbst Täter war. Einst war er strahlender (so schön „menschlicher“) Medienliebling und pflegte langjährige gute Kontakte zu Bergoglio, bei dessen Wahl seine Seilschaftsverbindungen (zur mächtigen „St. Gallen-Mafia“ um die Kardinäle Kasper und Danneels – letzterer, Chinafreund, „Pax Christi“-Präsident und als Vertuscher von Missbrauchsfällen berichtigt³⁷², wurde von Franziskus ebenfalls mit Posten versorgt) eine wichtige Rolle gespielt haben sollen; abgesehen davon pflegte der Herr, ständig in China herumlungern, obwohl ihm unter Benedikt XVI (der „nur“ von Vorfällen mit Erwachsenen ausging) ein „zurückgezogenes Leben“ auferlegt

an der Kölner Katholischen Fachhochschule „T.“, oder auch den ultramodernistischen Pfarrer „F.“ im selben Bistum, einen Buchautor, der aufs Übelste verleumderisch gegen konservative Gemeinschaften innerhalb der Kirche hetzte; an den Fall des früheren Regens des Limburger Priesterseminars, der sich mehrfach für Segnungen homosexueller Paare, „Priesterinnen“ u.Ä. ausgesprochen hatte, oder jenen, über den die FAZ am 15.09.2018 berichtete (Theologiestudent der 1970er mit regelmäßigen homosexuellen Kontakten auf Bahnhofstoiletten, später wegen seines „lockeren“ Umgangs mit Jugendlichen beliebt); an Franz Sabo, der sich in der Schweiz für seine offen ausgelebte Sexualität feiern ließ (er hatte in den 1980ern einen Jugendlichen, der ihm bei der Beichte seine Homosexualität offenbarte, später mit Alkohol gefügig gemacht), usw. usf.

³⁶⁹ Ähnliches gilt für das Aufspüren vereinzelter antisemitisch lesbarer Aussagen inmitten der Berge von frommem Schrifttum, die jeweils publiziert werden – nicht erst seit dem 07.10.2023 kommt schon eine einzelne Ausgabe gewisser deutscher Leitmedien auf eine größere Zahl entsprechender Inhalte. Von einer „Enzyklopädie“, die bereits seit 13 Jahren unter „Rechtsextremismus und Esoterik“ das Geschreibsel ausgerechnet eines Waldorf-Lehrers (!) stehen lässt, wonach „christliche Milieus“ eine „Verschwörungstheorie“ verbreiten würden, wenn sie auf die vielbelegte Verbindung von New Age und Nationalsozialismus hinweisen (auch ultralinke

Antifaschisten wie Peter Kratz lieferten hierzu Arbeiten von profunder Kenntnis), ist freilich kein höheres Niveau zu erwarten.

³⁷⁰ 2019 legte er etwa einen Artikel über den Priester Eduard Perrone an; das von ihm besonders verabscheute „Engelwerk“ hatte nun vermeintlich einen Straftäter mehr, auf den verwiesen werden konnte. Trotz Versuchs einer „Diskussion“ im September 2024 hält sich darin bis heute (Stand Juli 2025) die Falschbehauptung, Perrone sei Anfang 2022 „kirchenrechtlich des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger für schuldig befunden“ worden, obwohl der von „Agathenon“ selbst verlinkte Artikel des Erzbistums Detroit das Gegenteil besagt: Perrone beteuerte stets seine Unschuld, die Verurteilung betraf ausschließlich sein Verhalten während der laufenden Untersuchung (Ungehorsam und Rufschädigung gegenüber Erzbischof und Missbrauchsbeauftragten). Nachdem wegen der Missbrauchsvorwürfe ausdrücklich *kein* Verfahren eingeleitet worden war, kehrte Perrone in seine Pfarrei zurück.

³⁷¹ Nachdem in den 1990er Jahren klerikaler Missbrauch besonders in den USA und Irland ein großes Thema war, wurde Chile ein großer „Hotspot“ der Aufmerksamkeit. Mehrere Bischöfe waren involviert, offensichtlich eine verschworene Clique.

³⁷² Er forderte etwa einen nachweislich sexuell missbrauchten Neffen des Bischofs von Brügge auf, den lieben Onkel doch nicht öffentlich zu beschuldigen.

worden war, gute Kontakte zur schismatischen „Patriotischen Vereinigung“, unter Franziskus dann wieder ganz offiziell; das Skandalabkommen des Heiligen Stuhls von 2018 über einvernehmliche Bischofsernennungen für diese Sekte kam durch sein „Verhandlungsgeschick“ zustande³⁷³. Briefe an seine Opfer sind 2019 veröffentlicht worden: McCarrick baute zu ihnen (wie es für charismatische Sektenführer mit Begattungsgelüsten typisch ist) ein gleichsam familiäres Nahverhältnis auf, ließ sich „Onkel Ted“ nennen. Den Sohn einer befreundeten Familie, den er selbst getauft hatte, missbrauchte er seit jener 11 Jahre alt war. Schon 1971 hatte er einen 16jährigen Ministranten belästigt, als Professor am Seminar in Newark ging er mit Seminaristen ins Bett; Erzbischof Myers vertuschte alles. Der erste des Missbrauchs beschuldigte deutsche Bischof, Heinrich Maria Janssen (Hildesheim), war sodann einer der schlimmsten Progressisten: er rief 1968 die erste deutsche Diözesansynode ein, bei der auch Laien beteiligt waren und Stimmrecht hatten, betonte stets (antidogmatisch) den Primat der Seelsorge, hatte gute Beziehungen zu Protestanten, und die Vokabel „volksnah“ darf natürlich auch in keinem Charakterbild fehlen. Im April 2023 gab es sodann in Deutschland viel Wirbel um den Progressisten Zollitsch. Dieser urdeutsche Medienliebling (in der Badischen Zeitung verkündete er einst jovial, kein Problem damit zu haben, wenn Katholiken an Reinkarnation glauben – sehr viele Probleme hatte er hingegen mit Katholiken, die gerne am katholischen Glauben festhalten wollten), in seinem Willen zu deutscher Unabhängigkeit Benedikt XVI offensichtlich auch in Sachen Meldepflicht von Missbrauchsfällen ungehorsam, wurde plötzlich als einer der schlimmsten Vertuscher überhaupt entlarvt, in der Öffentlichkeit wie auch im eigenen Ordinariat komplett entehrt. Selten traf das Herrenwort „sie

haben ihren Lohn schon empfangen“ deutlicher zu – einst sich für seine „Weltoffenheit“ von den Weltmenschen feiern lassend (auf Kosten des Glaubens und seiner Gläubigen), nun noch zu Lebzeiten entthront und von all jenen verlassen, bei denen er sich einst angebiedert hatte. Zollitsch schob 2010 alles damals schon Aufgedeckte auf angebliche „systemische Ursachen“, um Laienfunktionären zu gefallen, deren antiklerikale „Reform“-Wünsche damit Unterfütterung erhielten und die ihn fortan weiterhin als netten Onkel hofierten. Der diese Entwicklung auf ihren vorläufigen Höhepunkt führende Handlungstext „Segensfeiern für Paare, die sich lieben“ auf der deutschkatholischen Synodalversammlung 2023 jedoch wird etwa vom Missbrauchsoffer Matthias Wimmer (Sprecher des Betroffenenbeirats des Bistums Würzburg) keineswegs als Fortschritt angesehen: mit Missbrauchsprävention habe das nichts zu tun, so erklärte er in einem Interview, kritisierte auch gefällige Aussagen der Synodalen wie „Liebe kann niemals Sünde sein“: „Womöglich dachte sich das der Pfarrer, der mich missbrauchte, damals auch“³⁷⁴. Sehr häufig verbanden modernistische Geistliche sexuellen Missbrauch mit pseudospirituellem Geschwurbel (ein Missbrauchsoffer äußerte nach Bekanntwerden früherer sexualspiritueller Machwerke von Kardinal Fernández, sein Bedränger hätte damals fast identische Dinge gesagt, um die Taten schön und „göttlich“ erscheinen zu lassen), auch etwa der berühmte P. Rupnik aus Franziskus‘ Orden. Das positive Sexualverständnis der Synodalen unterstellt bei jedem gewaltfreien Sexualakt grundsätzlich „Liebe“. Nach katholischem Verständnis aber gehört zur Liebe ein interpersonaler Bindungswunsch, welcher nichts Geringeres als der unbedingten göttlichen Liebe nachempfunden ist. Des Missbrauchs schuldige Priester der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

³⁷³ Über seine Vermittlerrolle:

<https://de.catholicnewsagency.com/news/3643/analyse-mccarricks-rolle-als-vermittler-zwischen-china-und-vatikan>. McCarricks Einfluss sorgte offenbar auch dafür, dass der ultraprogressive Blase Cupich (der vorgibt, „Klerikalismus“ sei die Ursache für Missbrauch, während er die hypersexualisierende LGBT*-Bewegung unterstützt) das prestigeträchtige Erzbistum Chicago bekam – Cupich (Kommunion für alle fordernd – außer in Coronazeiten, da ließ er sogar Taufen verbieten) bekämpft insbesondere den alten Ritus und alles was an ihn erinnert mit diktatorischer

Härte; im Dezember 2024 forderte er die Gläubigen gar auf, beim Kommunionempfang (der bekanntlich kein liturgischer Akt ist) zu stehen, da (ausgerechnet) die Kommunion eine „gemeinschaftliche Handlung“ sei, wo kein so egoistisches Ausscheren wie auf die Knie fallen statthaft wäre – solcher Umgang mit der intimsten Handlung der Welt verrät die Boshaftigkeit dieser kollektivistischen Fanatiker mit ihrem Hang zu faschistischer Gleichschritt-Ästhetik.

³⁷⁴ <https://mariaeinspunkt.de/blog/wimmer-interview>.

hatten nun in der Regel wechselnde (männliche) Sexpartner. Sie wählten sich das Priestertum bewusst aus, gerade weil man damit ungebunden war. Eine Ehe (damals ausschließlich heterosexuell denkbar) kam für sie niemals in Frage, der Zölibat war ihnen keine Last. Würde man solche Leute vom Priestertum fernhalten wollen, müsste man entweder die monogame Ehe (welcher Paarvariante auch immer) verpflichtend machen oder das Keuschheitsideal wieder einfordern. Da aber auch Ehemänner zu Missbrauchstätern werden können (wenn sie unkeusch leben), ist ausschließlich die zweite Variante erfolversprechend. Das Problem, dies wird von konservativen Kommentatoren oft etwas verzerrt wahrgenommen, ist nicht die Homosexualität, sondern generell der Umgang dieser Menschen mit ihrem Sexualtrieb. Sie verwechselten Liebe mit körperlicher Befriedigung. Typisch für die „68er“-Generation, welcher viele einstige Täter und heutige Funktionäre gleichermaßen angehören: es handelt sich vermutlich um die sexistischste, die jemals gelebt hat – wie die heute „alten, weißen Männer“ insbesondere Frauen zu Objekten ihrer Lust degradierten, ist in der Geschichte ohne Beispiel. „Das war damals halt so“, tönt es dann lachend vom Rentnersitz, heute ginge sowas natürlich nicht mehr. *Warum* aber war es damals denn so? Weil man’s nicht anders gelernt hat? Im Gegenteil war es ja Selbstverständnis der 68er, endlich die „verstaubte Moral“ der Väter abzuschütteln, „unverklemmt“ der „freien Liebe“ zu frönen, gegen Monogamie und Ehemoral. In der Modernistenkirche aber (in welcher seit 2010 die Fördermittel zur „Missbrauchs-Prävention“ fließen) weigert man sich beständig, die Ursache für die Missbrauchsfälle einzugestehen: die Sexualisierung der Kleriker, das Aufgeben der verhassten „sakralen Überhöhung“ des Priestertums, das seit dem Konzil von „ganz normalen Männern“ ausgeübt werden sollte, von denen dementsprechend viele z.B. besten Gewissens in Konkubinen leben, seien sie homo- oder heterosexuell; und ein paar haben eben auch andere sexuelle Vorlieben, die sie nun ausleben zu dürfen meinen. Sexuell begehrende „Liebe“ zu unreifen Jugendlichen aber ist schlicht und

ergreifend keine, sondern Perversion. Wenn homosexuell empfindende Kleriker eine solche entwickeln, ist nicht die Homosexualität schuld, sondern das Ideal einer hemmungslosen Sexualität, die keiner Regeln bedarf. Die bekannten Fälle sexueller Übergriffigkeit bei Klerikern (solche war durchaus kirchenrechtlich geregelt) in den Jahrhunderten vor der „sexuellen Revolution“ betrafen in der Regel weibliche Erwachsene (daneben gab es Fälle einvernehmlichen Verkehrs zwischen Homosexuellen). Warum plötzlich auch lauter männliche Jugendliche? Ganz einfach: ein Tabu war gefallen. Sexualität ist auch ein gesellschaftliches Produkt. Wen hielt denn die „68er“-Generation für kompetent, wenn es um Fragen der Sexualität ging? Gestalten wie Alfred C. Kinsey, der Kindern jeglichen Alters sexuelle Lust unterstellte, oder den berühmte Pädophilen Helmut Kentler – seinerzeit Deutschlands renommiertester „Erziehungswissenschaftler“ und „Sexualpädagoge“³⁷⁵. Kentler, der das Berliner Jugendamt gezielt Kinder bei Pädophilen unterbringen ließ, war Mitarbeiter evangelischer Einrichtungen (daneben im Beirat der Humanistischen Union) und sprach auf Evangelischen Kirchentagen, wo auch die „reformpädagogische“ und bei Liberalprotestanten beliebte Odenwaldschule beworben wurde, an welcher Schüler systematisch sexuell ausgenutzt wurden. Im evangelischen Bereich ist also die Ursache des dortigen Missbrauchs völlig offensichtlich, warum sollte er bei Katholiken andere Gründe haben? Die aus völkischem Sumpf herstammende „Reformpädagogik“ begünstigte allein schon durch ihr Ideal eines nahen und freundschaftlichen Kontakts zum Erzieher (wodurch an die Stelle der trockenen Wissensvermittlung das blinde Vertrauen auf einen charismatischen Führer tritt) hochgradig jeglichen Missbrauch – wie es auch eine Forschungsgruppe um Meike Sophia Baader 2024 zum deutschlandweiten Pädophilenetzwerk um Kentler im liberal-evangelischen Umfeld nahelegt. Fatal: immernoch folgt die deutsche Sexualerziehungspolitik der Maßgabe, sexuellen Trieben sei möglichst früh möglichst freier Lauf zu

³⁷⁵ Eine berühmte Pädophilen-Lebensgemeinschaft um Hermann Meier (Landesvorstand der NRW-Grünen) Anfang der 1980er gehörte zur Emmaus-Gemeinschaft des Hypermodernisten (Anti-Zölibat, Anti-Kirchliche

Sexualmoral, Anti-Israel, Pro-Frauenpriestertum...) Abbé Pierre (dessen eigenes übergriffiges „Sexualleben“ erst 2024 bekannt wurde), wovon man bis heute nur über Umwege erfährt.

lassen³⁷⁶. Auch, allem Missbrauch zum Trotz, in der Kirche. Die Leitlinien für „sexualpädagogische Kompetenz“ in der Jugendpastoral in Herrn Bätzing's Limburg beruhen etwa auf „Erkenntnissen“ Holger Dörnemanns³⁷⁷, für den bereits Kinder „sexuelle Wesen“ sind – eine Einstellung, die natürlich die von konservativer Seite zu Recht vielkritisierte „Frühsexualisierung“ fördert und unweigerlich die Gefahr sexueller Übergriffe steigern muss. Es wirkt hier mächtig der alte deutsche Aberglaube an eine „gesunde“ Sexualität, die nur, wenn sie gehemmt wird, sich in irgendeine kritische Richtung bewegen könne (der Kleriker sei daher per se pervers³⁷⁸). Wegen solcherlei Idioten kam es keineswegs nur innerhalb der Kirche (wo sich ja vergleichsweise wenig Möglichkeiten zum sexuellen Handeln auftun), sondern in sämtlichen gesellschaftlichen Einrichtungen zum verstärkten sexuellen Missbrauch Minderjähriger³⁷⁹. Man vergleiche aber mal den Umgang mit dem Missbrauch in der Kirche etwa mit jenem in Sportverbänden (laut der Studie „Sicher im Sport“ mehrerer deutscher Hochschulen 2022 hatte über ein Viertel aller Sportvereinsmitglieder schon Erfahrung mit „sexualisierter Gewalt“); so sah sich der Deutsche Schwimm-Verband ab 2022 mit Vorwürfen eines früheren Olympiastars konfrontiert, sexuellen Missbrauch durch seinen Trainer in den 1980er Jahren betreffend. Der DSV wiegelte ab: Entschädigungen könnten keine gezahlt werden, der Verband könne sich das gar nicht leisten (mit einer Insolvenz sei den Opfern ja sicher auch nicht gedient); Sportrechts-Anwalt Paul Lambartz wird in der Pressemeldung (26.04.2023) zitiert, dass in solchen Fällen sowieso eine Verjährungsfrist von

30 Jahren zu beachten sei, außerdem müsse der Kläger erstmal die Übergriffe beweisen, was schwierig werden dürfte, zumal die Beschuldigten nicht mehr leben und nicht mehr mit den Vorhaltungen konfrontiert werden können. Man sieht: die Situation ist haargenau dieselbe wie bei vielen Klerikern – niemals aber werden in der Berichterstattung über deren Fälle solche Argumente angeführt! Im August 2023 äußerte sogar die Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung, Kerstin Claus, dass es außer der katholischen Kirche keine andere Institution gäbe, die eine auch nur in Ansätzen vergleichbare Betroffenenhilfe eingerichtet habe, etwa die evangelischen Landeskirchen könnten von ihr „einiges lernen“³⁸⁰. Auch in Sachen Transparenz. 2024 wurde die Missbrauchsstudie zur Evangelischen Kirche in Deutschland vorgestellt, und lediglich eine der 20 Landeskirchen stellte neben Disziplinarakten (in denen nur ein Teil der erhobenen Beschuldigungen erfasst ist) auch die Personalakten zur Verfügung (wie im katholischen Bereich Usus). Anhand der Daten der Rheinischen Landeskirche mussten die tatsächlichen Zahlen hochgerechnet werden, und siehe da: die Zahl beschuldigter Pfarrer ist kaum niedriger als jene der katholischen Priester (laut MHG-Studie)³⁸¹, noch höher ist bei den Evangelischen die Zahl beschuldigter Laienmitarbeiter; in der katholischen Kirche stürzte man sich dagegen aufgrund des Vorurteils, der Zölibat habe irgendwas damit zu tun, von vornherein nur auf Vorwürfe gegen Geistliche, passend zur Agenda des deutschen Synodalismus. Die Ausgangsfrage ist also leicht beantwortet. Die Kirche bearbeitet das Missbrauchsthema, indem sie zahlt und nochmals zahlt, daneben verurteilt und

³⁷⁶ <https://www.die-tagespost.de/leben/familie/von-kentler-zur-sexualpaedagogik-der-vielfalt-art-233298>.

³⁷⁷ https://bistumlimburg.de/fileadmin/redaktion/Bereich_e/Gegen-Gewalt/Leitlinien_Konkordanz-WendeheftA5_Ansicht.pdf.

³⁷⁸ Wo bleibt eigentlich der Protest bei den vielen Unverheirateten in Deutschland, wenn im kirchlichen Kontext ständig behauptet wird, nicht verheiratet zu sein (=zölibatär) mache zum Kinderschänder? Und selbst wenn es wahr wäre, dass sich der Sexualtrieb nicht gemäß christlichem Ideal beherrschen ließe, gäbe es immernoch etliche Möglichkeiten für Partnerlose, sich dahingehend zu „erleichtern“, die eine wesentlich geringe Sündenschuld aufbürden würden als ausgerechnet ein Kindesmissbrauch! Jene Perversen, um die es in den Diskussionen geht, wären auch dann zu Missbrauchstätern geworden, wenn niemand sie zu

Priestern geweiht hätte, ja selbst wenn aus ihnen „ehrbare Familienväter“ geworden wären.

³⁷⁹ Vom privaten Raum ganz zu schweigen. Jährlich werden in Deutschland 15.000 Fälle von Kindesmissbrauch zur Anzeige gebracht, die Täter entstammen meist dem familiären oder pädagogischen Umfeld. Man denke an die vielzitierte Einschätzung des Professors für forensische Psychiatrie Hans-Ludwig Kröber 2010, nichtzölibatär Lebende würden mit 36fach höherer Wahrscheinlichkeit zu Missbrauchstätern als Priester.

³⁸⁰ Während in der katholischen Kirche bis zu 140.000 Euro an einzelne Betroffene an Entschädigung gezahlt wurden, lag der Höchstbetrag evangelischer Landeskirchen bei schlappen 5.000.

³⁸¹ <https://www.kath.net/print/83978>.

verdammt sie Verstorbene oder Ruheständler und macht dienenden Klerikern (den Generalverdacht gegen sie nach Kräften fördernd) das Leben schwer. Der deutsche Antiklerikalismus lässt jedoch die Wurzel des Übels unangetastet.

Es wäre das Gebot der Stunde, endlich in die Offensive zu gehen statt ausgerechnet den heiligsten Stand (soweit er sich seines Vorzugs bewusst ist) innerhalb der eigenen Organisation zu verunglimpfen³⁸². Das Problem ist eben nicht „systemisch“, es kommt von außen – letztlich vom Versucher. Der moderne Mangel an Glauben macht Menschen zu Tätern und Wegsehern. Das war schon 1910 nicht anders, in der ersten Hochphase des Modernismus. Pfarrer Palmert war laut Personalakte ständig im Wirtshaus und zog dort, leutselig, über seine kirchlichen Vorgesetzten her, für das katholische Vereinsleben interessierte er sich dagegen nicht. Noch mehr erfährt man über den zweiten Geistlichen im Raum Waldshut, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Sexualvergehen bezichtigt wurde: Johannes Traber, ebenfalls Vikar in Herrischried, Ende der 1920er. Als Religionslehrer begripschte und verführte er reihenweise jugendliche Schülerinnen, denen er ständig Geschenke machte. „Galant“ zu Frauen, sehr auf sein Äußeres bedacht, konnte er Einsamkeit nicht ertragen, blieb immer bis spät in die Nacht auf, war (wie auch Palmert) unaufrichtig gegenüber seiner kirchlichen Obrigkeit, aber sehr offen gegenüber „liberal gesinnten Kreisen“, prinzipienlos, in seinen Predigten umging er alle „unangenehmen“ Themen. Wer hätte das gedacht. Der wahre Glaube verurteilt nicht nur sexuelles Fehlverhalten, er führt auch zu gesundem Abstand zwischen Klerikern und Laien (was auch körperlich zu verstehen ist – der „unnahbare“ Geistliche soll sich auch angemessen vergeistigt verhalten), weshalb gerade „Klerikalismus“ (der nach Absonderung und einem tatsächlich „höheren“ Lebensweg strebt) *das* Heilmittel schlechthin gegen

jegliche Art von Übergriffigkeit durch Autoritäten ist.

2.

Als Katholik hat man keinen Grund, im Angesicht der vielfältigen Verdächtigungen der Weltmenschen in die Defensive zu gehen. Der Fall schwacher Menschen ist kein Argument gegen die Reinheit der Lehre, denn gerade gegen diese verstoßen die Sünder. Und so oft sind zudem Vorwürfe unhaltbar; Kirchenvertretern (insbesondere vergangener Tage) werden schlimmste Verfehlungen auf irgendeinem Gebiet nur zu gerne gemacht, um Skandale zu provozieren. Im September 2023 stellte sich z.B. heraus, dass im Keller der Kirche der Pine Creek Residential School keine einzige („indigene“) Kinderleiche versteckt war – von Kirchenhassern war geunkelt worden, derer seien bestimmt über 60 dort gebunkert worden. Die Daily Mail kommentierte, dass das Ausmaß der „Misshandlungen in Kanadas berüchtigten Wohnschulen für indigene Kinder“ wohl doch überschätzt wurde³⁸³; in Folge der Diffamierungen waren in Kanada über 60 Kirchen niedergebrannt und zerstört worden (bis 2025 stieg die Zahl der Kirchen, die mindestens verwüstet wurden, auf über 120 an). Es lohnt immer, nachzuverfolgen, was aus Vorwürfen, die es in die Schlagzeilen schafften (und dann, inzwischen schon routinemäßig, Vandalismus gegen Kirchengebäude und Angriffe auf Priester auslösen), letztendlich geworden ist. Auch den Verleumdungsaktionen gegen die Kirche während der NS-Zeit muss offensiv und mit Entschiedenheit die historische Wahrheit entgegengesetzt werden. Keine andere Institution ging so früh und so offen mit ihrer Überlieferung zu jener Zeit um wie die Kirche³⁸⁴. Da die meisten damals Lebenden ja leibhaftige Zeugen sowohl des Katholikenhasses der Nazis wie auch der zumindest bremsenden, Widerwort gebenden Rolle der Kirchenvertreter

³⁸² „Die Kirche“ als solche ist immer ohne Schuld und Sünde – als Leib Christi tut sie nur Heiliges (sonst ist es nicht „ihr“ Handeln, nicht von Christus erwirkt), als Volk Gottes handelt sie überhaupt nicht, nur *in* ihr handeln Einzelne (entweder im Sinne des Herrn oder nicht).

³⁸³ Freilich hatten die an solchen Schulen vorkommenden Todesfälle ohnehin nichts mit „Misshandlungen“ zu tun (sondern mit Krankheiten), und auch die vielkritisierte Praxis, dass die Kinder nicht mehr ihre „Muttersprache“ sprechen und ihren

„kulturellen Gewohnheiten“ nachgehen sollten, wird man einer vornehmlich zum Zwecke der Integration betriebenen Einrichtung auch kaum als „Missbrauch“ anrechnen können.

³⁸⁴ Bereits in den 1960ern erschienen umfangreiche Quelleneditionen, etwa die Korrespondenz des Heiligen Stuhls mit der Reichsregierung bzw. die Akten deutscher Bischöfe, ab 1965 dann rund 5.000 Vatikanische Dokumente zu diversen Themen des 2. Weltkriegs als eigene Edition.

waren, ist Kritik an irgendwelchem „Versagen“ der Kirche (bzw. angeblicher Mitschuld) durch ehemalige NS-Anhänger wie Martin Niemöller (die im Gegensatz zu 99% aller katholischen Würdenträger *wirklich* zum Aufstieg des NS-Staates beigetragen hatten)³⁸⁵ nur als Ablenken von der eigenen Schuld interpretierbar – so vergesslich kann man nicht sein, so verblendet im Katholikenhass schon. Obgleich es zu den Grundmustern der vatikanischen Politik seither nichts Neues mehr zu entdecken gibt, wird seitens der Antiklerikalen stets begierig darauf gewartet, dass mit einem neuen Ablaufen von Sperrfristen minderbedeutender Archivalien noch der „große Knall“ kommen könnte; er kommt aber nicht. Immer wieder wiederlegen Historiker die von kenntnisloser Seite (zuletzt in einer Arte-„Dokumentation“ im Januar 2025) vorgetragene Legende, Pius XII sei Antisemit gewesen³⁸⁶. Im Krieg hat er ein eigenes Büro eingerichtet, das sich mit Bittschriften verfolgter Juden befasste, tausende Fälle sind dokumentiert. Ob auf sein unmittelbares Handeln hin (durch Anweisungen in osteuropäische Länder) tatsächlich über 800.000 Juden gerettet wurden (wie einst der israelische Diplomat Pinchas Lapide errechnete) sei dahingestellt, jedenfalls ist nachgewiesen, dass er mindestens ab 1942 fast täglich Fälle auf dem Tisch hatte (Tausende baten um seine Hilfe) und sich für die Menschen dahinter einsetzte. Unbestritten ist, dass in kirchlichen Gebäuden Roms (auf Geheiß des Papstes) während der deutschen Besatzung 1943/44 über 4.000 Personen vor der NS-Verfolgung geschützt wurden,

³⁸⁵ Niemöller verteidigte in den 1960er Jahren den Schriftsteller Hochhuth, dem, etwa durch Walter Adolph, Mitarbeiter Kardinal von Preysings, (wohlbegründet) Geschichtsfälschung vorgeworfen wurde. Rund 20 % der protestantischen Pfarrer waren NSDAP-Mitglieder, katholische Geistliche zu weit unter 1%; Luthers „Judenschriften“ wurden während der NS-Zeit im Verlag der „Bekennenden Kirche“ herausgegeben.

³⁸⁶ Etwa ausführlich José Sanchez 2002; Giovanni Sale konnte für seine Studien 2003 bereits auf nahezu alle relevanten Akten zurückgreifen. Johan Icks stellte 2021 heraus, dass Pacelli bereits 1916 den damaligen Papst (der Heilige Vater würde jede Verletzung der natürlichen Menschenrechte missbilligen, getreu der göttlichen Lehre und Tradition alle Menschen als Brüder betrachtend) gegen den Antisemitismus unterstützte.

³⁸⁷ NS-Quellen bestätigen wieder und wieder, dass gerade auch der niedere Klerus in den Gemeinden die NS-Rassenlehre öffentlich anpöbelte, und der

zum allergrößten Teil Juden. Die Lebensgefahr, in der sie steckten war damals jedem bekannt, der die Augen offen hatte, selbst die NY Times berichtete 1942 über Massentötungen, über die der Papst spätestens seit Dezember (als er über die Ermordung von Juden und Polen in den KZs informiert wurde) Gewissheit hatte und die er in seiner Weihnachtsansprache anprangerte („Hunderttausende“ würden „aufgrund ihrer Nationalität oder Rasse in den Tod geschickt“), wofür etwa das Reichssicherheitshauptamt ihn als „Sprachrohr der Juden“ bezeichnete³⁸⁷.

Die Kirche agierte in der NS-Zeit souveräner als sämtliche anderen Institutionen in Deutschland. Jene übertrumpfen sich gegenseitig mit verlogenen Reinwaschungsaktionen, während kirchliche Vertreter meinen, sich für sowas wie „der Erzbischof hat ein paar Monate Mitgliedsbeitrag als SS-FM gezahlt und nicht öffentlich herausposaunt, wie illegitim die NS-Herrschaft ist“ entschuldigen zu müssen. Wirkliche Verbrecher hingegen werden gerade reihenweise rehabilitiert. Der „Studienkreis Deutscher Widerstand“ in Frankfurt z.B. erklärte in einer Ausstellung über lokale Polizeibeamte 2023 selbst Nazitäter wie Ernst Schmidt zu „Widerständlern“³⁸⁸. Dubiose Hinweise auf Hilfsleistungen für einzelne Verfolgte sowie entfernte angebliche Verbindungen zu den deutschnationalen Attentätern von 1944 (kannte jemanden, der kannte jemanden...) genügten, um als „resistent“ glorifiziert zu werden. Der normale Wahnsinn in einem Land, in dem etwa eine Irmgard Kroymann (nach dem Krieg SPD-

„Stürmer“ wartete permanent mit Karikaturen auf, die katholische Geistliche als Verbündete und Beschützer der Juden darstellten. Waren sie ja auch. Die Beispiele sind zahllos; man denke nur an die polnische Dominikanerin Sr. Cecylia Maria Roszak (2018 als damals älteste Nonne der Welt im Alter von 110 Jahren verstorben), die ab 1941 viele zionistische Widerstandskämpfer und auch jüdische Kinder in ihrem Kloster in Vilnius versteckte; in Yad Vashem heißt es über diese „Gerechte unter den Völkern“, dass sich enge Bande zwischen den christlichen Nonnen (die sogar beim Waffenschmuggel halfen) und den linken, säkularen Juden bildeten.

³⁸⁸ Schmidt trat (laut *konkret*-Recherchen) 1932 in Partei und SA ein, arbeitete später für die Gestapo in der Spionageabwehr, machte Karriere als SS-Offizier und war 1941 Feldpolizeidirektor in Troyes, wo er u.a. für Massenerschießungen und Deportationen verantwortlich war. 1944 wurde er sogar im KZ Sachsenhausen „bei Befragungen eingesetzt“.

Gewerkschaftlerin) als Ex-Aufseherin in einem KZ nach 1945 ungerührt behaupten konnte, dort *Insassin* gewesen zu sein und es damit bis zum Bundesverdienstkreuz schaffte³⁸⁹. Es war schlicht nicht möglich, in der NS-Zeit gleichzeitig Polizist und nicht Nazitäter zu sein; die Polizei war maßgebliches Instrument der Verfolgung. Während in Frankfurt also echte Nazis rehabilitiert wurden, hielt man es 2024 im nahen Aschaffenburg für nötig, eine nach dem erklärten Nazigegner Georg Heim benannte Straße umzuwidmen, aufgrund antisemitischer Ausfälle im frühen 20. Jahrhundert, von denen sich der christliche BVP-Sozialpolitiker bereits 1925 distanziert hatte.

Nazideutschland war bekanntlich zwischenzeitlich auch mal im Bunde mit katholischen Kräften, etwa in Spanien; doch war es gerade nicht die kirchliche Prägung, die zu dem Bündnis führte, sondern jene wurde als Wurzel für die Probleme gesehen, aufgrund derer man den „faulen Südvölkern“ nun aus ihrem Schlamassel helfen musste. Die nationalsozialistische Sicht auf Spanien schilderte etwa der deutsche Professor Schiffhauer (Oviedo) auf Vortragsreisen, die ihn am 12. März 1937 auch nach Waldshut führten. Im „spanischen Menschen“ wirke noch der „mittelalterliche Feudalismus“ nach: „neben Palästen stehen armseligste Hütten“,

in den Kirchen sei „der Reichtum angehäuft“ und daneben „darbe die Armut“. Kirche und Monarchie (beides böse) seien „immer zusammengestanden und hätten ihren Nutzen aus dieser Niederhaltung des Volkes gezogen“. Bei so viel Ungerechtigkeit könne ja nur der Bolschewismus triumphieren. Und wie kommt der überhaupt ins Land? Bei der Vertreibung der Juden sei man eben nicht konsequent genug gewesen (Alb-Bote vom 13.03.1937). Nicht Nähe zur Kirche, sondern im Gegenteil Ablehnung derselben prägte also das Spanienbild, welches der NS-Staat vermitteln wollte. Es gibt insofern keinen Grund, sich für katholische Spanier, die damals in der Not jede helfende Hand ergriffen (wie schmutzig diese auch war), zu schämen, und erst recht nicht für deutsche Katholiken, die es schafften, gleichzeitig den spanischen Leidensgenossen gegen die dortigen „Linken“ beizustehen und zuhause den „Rechten“ Widerwort zu geben – und unter den Klerikern taten sich mit letzterem fast immer die kirchlich konservativsten hervor. Das „System“ Kirche funktionierte eben: es sonderte ab. Dem überwiegenden Teil des Klerus half sein „Fanatismus“ – sein Wille zur Nichtanpassung an die Welt.

Wahre Reform

Synodalisten reden viel von „Reformen“, wollen vorgeblich also etwas Verlorenes „wiederherstellen“ (an erster Stelle die „Synodalität“ selbst) und dafür die letzten verbliebenen realen Traditionen entsorgen. Zu reformieren gäbe es in der Kirche in der Tat einiges – freilich nicht so, wie es diese „Progressiven“ meinen.

Die Kirche müsste z.B. bei ihrer Verkündigung gerade dasjenige betonen, was sie von anderen Christen unterscheidet, denn dessen Verlust basiert auf Irrtümern – alle Häretiker irren in jeweils unterschiedlichen Punkten, und würde man es ihnen allen rechtmachen wollen („Synodalität“ stellt bekanntlich alles zur Debatte), bliebe vom Christentum gar nichts (manche Christen lehnen sogar die Taufe ab³⁹⁰); zwar hat die Kirche die

³⁸⁹ Unfassbar ist auch die Dreistigkeit, mit der jeder Exkommunist, wie krass sein „Sinneswandel“ spätestens 1933 auch war, versuchte, sich nach dem Krieg als „NS-Verfolgter“ hinzustellen und damit die echten Verfolgten verhöhnte. Ein Erzinger Schornsteinfeger, 1933 in die NSDAP eingetreten und 1942 gar Ortsgruppenleiter (!), behauptete, all dies nur getan zu haben, um insgeheim ja eigentlich noch viel besser als „Antifaschist“ wirken zu können. Ein Tiengener, im Krieg Wehrmachtsfeldwebel (mächtig kommunistisch...), wäre auch fast als „NS-Verfolgter“ anerkannt worden, hätten nicht mehrere zu Recht

empörte Bürger Einspruch eingelegt, die übelste Aussagen des armen „Opfers“ z.B. über „Herren-“ und „Untermenschentum“ bezeugten und dass er sich (wie so viele) zum überzeugten Nazi gewandelt habe (StAF D 41/1 Nr. 92).

³⁹⁰ Wenn z.B. auf Heiden in Caesarea (Apg 10) der Heilige Geist herabkam und sie plötzlich besondere Fähigkeiten zu haben schienen, war dies gerade ein (vorübergehendes) göttliches Zeichen für die Apostel, dass jene zu taufen seien, um die Gnade zu empfangen – nicht dauerhafte Eigenschaft, nicht die Taufgnade vorwegnehmend.

Macht, zu sagen, welche Glaubenswahrheiten und Praktiken wichtig und welche weniger wichtig sind, doch ist ihr Vorzug ja gerade ihre *Fülle* an Heiligem, womit sie der irdischen Gottferne entkommen hilft: das Minimalprogramm der Anderen ist beklagenswert rückschrittlich. Lokalen Verfallsformen von Religion und Kultur ist gerade nicht entgegenzukommen, sondern ihnen eine positive Alternative gegenüberzustellen. Diese ergibt sich aus der katholischen Tradition, die nur darauf wartet, wiederentdeckt zu werden. Dann würde die Kirche auch wieder allgemeiner werden in ihren äußeren (kultischen) Formen, dadurch mehr Raum für das Göttliche geben (anstelle des Gemeinschaftlichen) und damit dem Einzelnen die Chance zum individuellen Gotterlebnis, was wiederum zu echter Herzensfrömmigkeit führt.

Wahre Reform lässt die Getauften die göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe wieder besser und fruchtbringender ausleben – durch Rückbesinnung auf die klassischen Methoden, Einsicht in die Wahrheit Gottes zu bekommen, Begierde nach den ewigen Gütern zu wecken sowie danach, Gott wahrhaft geben zu wollen, was Ihm zusteht. Zu allen drei Punkten gäbe es viel zu sagen, im Folgenden nur einige bruchstückhafte Gedanken.

1. Wiederentdeckung der Lehre von der Tradition der Kirche

Was gibt uns Einsicht in die Wahrheit Gottes? Seine Offenbarung – in Schrift und Tradition. Nichts ist wegzunehmen und nichts hinzuzufügen. Ökumene aber gibt es nicht, ohne wegzunehmen. Die Apostolische Tradition ist aus katholischer Sicht

nicht nur unverzichtbar zur Erklärung biblischer Schriften, sondern enthält auch darüber Hinausgehendes, das ebenso Grundlage unseres Glaubens ist³⁹¹. Jeglicher Ökumenismus ist daher von vornherein ohne gemeinsame Basis. Eine Gemeinschaft mit Protestanten (welche die Tradition als Glaubensquelle ablehnen) wäre auch unter der Voraussetzung einer römischen Apostasie niemals möglich. Es fehlen bei ihnen sogar Teile der Heiligen Schrift, weil sie entgegen der Tradition der Kirche meinten, sich der masoretischen Version des Alten Testaments anpassen zu müssen, einer nachchristlichen rabbinischen Lesart, welche Bücher nun überhaupt Heilige Schrift sind und welche nicht. Bücher, die „nur“ in der Septuaginta, ohne überlieferten hebräischen Urtext vorhanden sind, fallen dabei heraus³⁹². Der Protestantismus markiert den Beginn der Bibelkritik, denn durch solcherlei Willkür war der Boden geebnet für die progressistische Suche nach immer mehr „Authentizität“ biblischer Schriften – was dort freilich keineswegs zu mehr Glauben führt, sondern lediglich das vermeintlich nicht „Authentische“ erleichtert in den Müll wandern lässt. Etwa das Buch der Weisheit enthält die schöne Lehre, Gott hasse nichts, was Er geschaffen hat, zeige Erbarmen, wolle nicht den Tod, schaue über die Sünden hinweg, damit die Menschen bereuen und Buße tun können³⁹³, strafe nur leicht, damit sie sich an Ihn erinnern – der Calvinismus ist jeder Grundlage beraubt, wenn dies als Gottes Wort ernstgenommen wird, und damit einer der schlimmsten Abwege der Christenheit, mit welchem jede Diskussion im „ökumenischen“ Rahmen bereits eine Beleidigung des Schöpfers wäre. Dieses Buch nun wurde von der Bibelkritik

³⁹¹ Trient bestätigte in Abwehr der Reformation die herkömmliche Auffassung (etwa des Augustinus in *De Baptismo*), dass es rein mündlich überlieferte apostolische Traditionen gibt, die ebenso göttlich geoffenbart sind wie das, was in den kanonischen Schriften steht, und rechtfertigte so z.B. die in der Schrift nur angedeutete Kindertaufe und Seelenmesse. Erst deutsche Modernisten des 20. Jahrhunderts (Geiselman, Rahner) leugneten die „Zwei-Quellen-Lehre“. Die Bibel ist selbst (inspiriertes) Produkt der Kirche (das kirchliche Lehramt ist älter als der neutestamentliche Kanon), als Instrument, mit dem sie ihre Lehre untermauert bzw. beglaubigt.

³⁹² Protestanten, sich an „katholisierenden“ Botschaften jener Bücher störend, ignorieren, dass es erst nach dem Kommen des Messias wieder eine einheitliche jüdische Religion gab, in den letzten vorchristlichen

Jahrhunderten hingegen das Gottesvolk in verschiedenste Richtungen aufgespalten war, so dass die nachchristliche rabbinische Tradition keineswegs mehr Authentizität als andere beanspruchen kann.
³⁹³ Gott hat auch keine Freude daran, wenn die Seele eines Verstorbenen im Fegefeuer ist statt bei Ihm, darum soll der Sünder schon im Leben freiwillig Sühne leisten, als Ausdruck wahrer Reue und des Willens zur Wiedergutmachung (um mindestens Vergebung und, als wieder lebendige Glieder an Christi Leib, Wiederezulassung zu den Heilmitteln zwecks Vermehrung der heiligmachenden Gnade zu bekommen); um uns auf Erden zu schonen, wird nur ein Teil der notwendigen Sühne für die Lossprechung verlangt, der größere Teil aufgeschoben, doch ist dieser durch bestimmte gute Werke ablösbar.

um 1900 geradezu der Lächerlichkeit preisgegeben – es könne ja gar nicht auf Salomo zurückgehen, da es nur auf Griechisch existiere und vermutlich sogar die jüngste Schrift der Septuaginta sei. Ja, das Buch wurde in der heute bekannten Form wahrscheinlich erst im 2. Jahrhundert vor Christus Teil der Heiligen Schrift, und nein, es kann angesichts seiner sprachlichen Merkmale keine wörtliche Übersetzung einer rund 800 Jahre älteren hebräischen Vorlage sein. Aber muss es das denn? Nichtmal die Tora existiert als „Originalabschrift“ mosaischer Texte (während der babylonischen Zerstörungen verloren), sondern wurde, der Tradition gemäß, im 5. Jahrhundert v.Chr. „aus der Erinnerung“ neugeschrieben – und zahlreiche Orts- und Personennamen darin sind offensichtlich Anachronismen, woran allein schon ersichtlich ist, dass es sich nicht um eine wortgetreue Wiedergabe der „Urtexte“ handeln kann (sondern zumindest Interpretationen und Stilmittel der Zeit eingeflossen sind)³⁹⁴. Was aber ist notwendig, um als authentisches Zeugnis von Gottes Willen zu gelten? Wenn wir als Katholiken davon ausgehen, dass der Heilige Geist die Kirche bei wichtigen Entscheidungen vor Irrtum bewahrt, dann ist eine Entscheidung, mit welchen Büchern Gott uns Seinen Willen kundtun will, ein für allemal richtig und gültig. Wenn die Kirche der ersten Jahrhunderte davon ausging, dass z.B. das Buch der Weisheit im Kern tatsächlich salomonische Weisheiten weitergab (in welcher Form diese auch an den griechischsprachigen jüdischen Schreiber gedrungen sein mögen³⁹⁵), ist dies eben apostolische Überlieferung und als solche anzuerkennen (Jesus hätte schon protestiert, wenn die Heilige Schrift Seiner Zeit Unfug enthalten hätte)³⁹⁶. Nur die vollständige *katholische* Bibel kann uns demnach Quelle unseres Wissens über den sein, welchen wir ehren und anbeten wollen. Während es nun also relativ einfach ist, von der Offenbarung nichts wegzulassen, bereitet es wesentlich mehr Schwierigkeiten, zu durchschauen, was derselben unzulässigerweise hinzugefügt wurde. Das kirchliche Lehramt half stets, ungeklärte theologische Fragen als solche

anzuerkennen und Privatmeinungen dazu nicht zu verabsolutieren, was inzwischen durch eine gegenteilige Praxis ersetzt worden ist: die kirchliche Verkündigung hat sich von den Offenbarungsquellen ab- und außerchristlichen Vorstellungen zugewandt. Man steht damit in der Tradition der unseligen „Erweckungs“-Bewegungen, welche der christlichen Lehre insbesondere auf dem Gebiet der Moral allerlei Unfug hinzufügten – Handlungen und Unterlassungen werden eingefordert, die weder biblisch noch mit Blick auf die Tradition begründbar sind. Was derzeit an „Lehre“ von der Kirche kommt – sei es in Hirtenschreiben, Sonntagspredigten oder im Religionsunterricht –, trägt insbesondere in Deutschland nicht zur Vermehrung des Wissens über Gott bei. Sich nicht gegenüber „der Natur“ oder „den Kulturen“ zu „versündigen“, ist keine Botschaft Christi. Das Zerrbild der Kirche als verbotsaffin und repressiv kommt der Realität in keinem Segment so nahe wie im progressistischen Milieu; damit weckt man natürlich keinerlei Lust, dem Himmel näherzukommen, wenn sich doch alles um Irdisches drehen soll.

2. Wiederentdeckung des Sakralen

Die Attraktivität der Kirche bestand zu allen Zeiten in ihrer Fremdheit: wenn sie als das ganz Andere wahrgenommen werden kann, das aus der Zeit Gefallene, vom Alltäglichen radikal Geschiedene, spricht sie ausnahmslos alle an. Die Freude an den ewigen Gütern zu wecken, gelang zahllosen Generationen dementsprechend mit Hilfe einer strikten Trennung des Profanen vom Sakralen. Das Alltägliche war dabei negativ besetzt – das „wahre“ Leben spielte sich parallel zu ihm ab. Der Modernismus verneint dagegen das Sakrale schlechthin und erhebt das Banale. Die Vergötzung der „Nation“ und der „nationalen Kultur“ ist ein Aspekt; ein anderer ist die Glorifizierung des Alltagswerks. Die Übernahme des pietistischen Ideals der „Alltagsheiligung“ hat längst das katholische Lebensgefühl, wie es die

³⁹⁴ Die ältesten überlieferten hebräischen Originalfragmente des Alten Testaments stammen zudem von ca. 200 v.Chr. und sind damit nicht sehr viel älter als die Septuaginta, zu deren Abwertung also keinerlei Grund besteht.

³⁹⁵ Griechisch war zur wichtigsten Sprache der „Hebräer“ geworden, in der Diaspora unverzichtbar.

³⁹⁶ Die apostolische Auffassung ist: die *gesamte* Schrift ist von Gott eingegeben (2 Tim 3,16). Auf dem Konzil von Rom 382 wurde der Kanon der Heiligen Schrift abschließend verkündet.

übriggebliebenen Teile der Barockkultur noch errahnen lassen, abgetötet, weil die katholische Praxis ihres transzendenten Gegenstands beraubt wurde. In der modernistischen Ideologie dienen etwa die Anbetung³⁹⁷, die Wallfahrt³⁹⁸, ja sogar die Heilige Messe (also solches, was dem Bereich des Sakralen zufällt) lediglich dem Alltag – letzterer sei das Wahre, das eigentlich Wichtige, die Zeiten mit Gott seien bloß nützliche Hilfen, um „Kraft zu tanken“, danach endlich wieder fleißig weiterarbeiten, den so wahnsinnig wichtigen „Alltagspflichten“ umso besser nachkommen zu können. Das ist katholische Aufklärung, Wessenbergianismus, Funktionalisierung des Heiligen. Es ist in Wahrheit genau umgekehrt. Das Besondere ist das Wahre; Gnadengewinn im (zumindest außerhäuslichen) Alltag des Laien erfolgt durch einen *Ausbruch* aus demselben, wenn man neben all dem Stupiden, Zeitlichen endlich etwas *allein für Gott* tut. Das Gebet, die Wallfahrt, erst recht das beste unserer Werke, die Heilige Messe, vermehren unmittelbar unsere heiligmachende Gnade (und unter den Werken für den Nächsten gerade diejenigen, die *nicht* ohnehin „Alltagspflicht“ sind, deren Unterlassung sündhaft wäre). Sie sind nicht ab-, sondern im Gegenteil wieder aufzuwerten. Eine gesetzestreue Pflichterfüllung im Alltag ist lediglich die *Voraussetzung* für den Erhalt der Gnaden (ohne

Mitwirkung verlieren wir den zunächst gänzlich „unverdient“ als Kind erworbenen Zustand des Gerechtfertigtseins wieder), aber endlich aus dieser Welt der notwendigen Übel auszubrechen ist das große Glück des Christen – es ist schön, und zugleich ist es verdienstvoll!

Wir wirken mit an unserer Erlösung eben nicht nur durch „passive“ Erhaltung der Gnade (pflichtbewusstes Leben nach dem Gesetz, wozu auch gehört, lästigen irdischen Pflichten, sofern sie nicht wiederum sündhaft sind, nachzukommen)³⁹⁹, sondern auch durch ihre aktive Vermehrung in Form guter Werke⁴⁰⁰ – diese sind nicht einfach Frucht der Gnade (wie Protestanten noch zugestehen würden), sondern unsere freie Mitwirkung an ihr. Unsere Werke sind Früchte der Tugenden (ihre Erhebung vor Gottvater hingegen Werk des Heiligen Geistes), die Frucht der Werke aber besteht in der Vermehrung der heiligmachenden Gnade (die wiederum in der Liebe und Zuwendung Gottes besteht). Die Werke sind das Öl der klugen Jungfrauen, sie sind das hochzeitliche Gewand, sie sind die dazugewonnenen Talente, sie holen das Licht unter dem Scheffel hervor. Die Tugenden, die uns zu den Werken bewegen (nämlich Glaube an, Hoffnung auf, Liebe zu Gott), stammen aus natürlicher Willenskraft – durch unsere Verbindung mit Christus im Heiligen Geist veredelt. In dieser

³⁹⁷ Die höchste Form des Gebets: das reine Lob Gottes, aus reiner Liebe. Das Gebet, das Herstellen einer kommunikativen Verbindung zu Gott ist überhaupt der Kern des religiösen Lebens; das Lernen über Ihn dient dazu, die Begierde zu wecken, in diesen Zustand des Beisammenseins zu gelangen.

³⁹⁸ Auch dazu drängt den Gläubigen die Liebe – man möchte Jesus *noch mehr* Liebe geben, durch die öde Wildnis ziehen, zum zeichenhaften und spürbaren Opfergang mit Ihm; am Ende: der Lohn, der Einzug ins Heiligtum. Ob als Bußgang, Verstärkung einer Bitte, als Dankerweis oder einfach aus reiner Freude an Gott (oder alles zusammen); der Wallfahrer hofft auf Erhöhung seines „Gebets mit den Füßen“ und wandelt buchstäblich mit Ihm.

³⁹⁹ Das heißt nicht mehr als: Sünden sind zu unterlassen (Jo 5,14; 1 Kor 15,34).

⁴⁰⁰ Vgl. Spr 12,14. Worin diese genau bestehen können, sagt uns die Kirche. Selbst das kleinste Kreuzzeichen vermehrt uns die heiligmachende Gnade, jeder Schritt auf dem Weg zu einem Wallfahrtsziel. Die Taufgnade kann man im Leben zwar nie ganz verlieren, doch wenn wir uns dem Heiligen Geist verschließen, keine Gemeinschaft mit Ihm wollen, wird Christus nicht in uns wachsen (und uns Ihm ebenbildlich machen), für

den Himmel bleiben wir klein, weit hinter unseren Möglichkeiten der Heiligkeit und damit Liebenswürdigkeit zurück, bekommen weniger ab von der Sohnesliebe des Vaters. Wer viel liebt, erhält mehr Gnade als der, der weniger liebt (vgl. Lk 7,47; auch Jesus stufte ab, hatte z.B. einen „Lieblingsjünger“). Wenn wir uns den Himmel mit Gott im Zentrum vorstellen, strahlt Sein Licht in den Ihm am nächsten weilenden Seelen am stärksten und wird schwächer, je weiter die Seele vom Zentrum platziert ist – bis hin zum Limbus der ungetauft sündlos Gestorbenen, wo nur noch Spuren, gleichsam dämmrig-diesige Wärme, hindurchdringen (die Liebe der Heiligen und Engel, insbesondere Schutzengel, mag das göttliche Licht aktuell auch dort zum Scheinen bringen); Gott schenkt Sich den Geschöpfen je nach dem, wieviel Liebe in ihnen aufstrahlt, sie Ihn also widerspiegeln. Die jüdische Vorstellung von den „sieben Himmeln“ deutet an, dass es mehrere Abstufungen der Nähe zu Gott gibt (auch das Pater Noster kennt im Original Himmel im Plural). Der „dritte“ Himmel gilt als der Ort paradiesgleichen Zustandes, darüber noch ist das himmlische Jerusalem angesiedelt.

Synergie realisiert sich das übernatürliche „Ich“; solche wahrhaft „guten“ Werke sind ewig, verwirklichen das Potenzial, das der Schöpfer jedem Einzelnen gab, während alles andere (insbesondere die Sünde) verlorene Zeit ist, die nicht hilft, das himmlische, ewige „Ich“ zu verwirklichen, das, an was Gott, Engel und Heilige sich ewig erinnern werden.

Wer erinnert sich an Alltägliches? Christen haben eine Eigenschaft, die vollkommen unalltöglich ist. Wir sind *in Christus* (durch den in der Taufe vermittelten Geist haben wir dessen Zugang zum Vater bekommen) zu neuem Leben gekommen: zum Himmel gerufen, deshalb zu Werken aufgefordert, die dem Vater gefallen, wie es der Epheserbrief lehrt; wir werden gerettet aufgrund unserer Verbindung mit Christus (Röm 6,3f), sind geradezu in die Trinität hineingenommen, und sollen dementsprechend Christus immer ähnlicher (Heb 12,14), eben heiliger werden (1 Pet 1, 2 Pet 1; vgl. Lev 19,2)⁴⁰¹. Ist dafür einfach das treue Ackern im „bullshit job“ (eine Charakterisierung, die auf die übergroße Mehrzahl weltlicher „Berufe“ zutreffen dürfte) ausreichend? Die Taufe ist es, die uns für und vor Gott relevant macht; und unser damit begonnenes übernatürliches Leben ist nicht identisch mit dem natürlichen des alten Adam. Letzteres gehört zum gesetzlichen, vorbereitenden Teil, ersteres hingegen zur Gotteskindschaft. Mit Gott leben als Sein Kind heißt, Seine Gegenwart zu genießen und Ihn unsere Gegenwart genießen⁴⁰² zu lassen; wir sollen an Ihm und Seinen Werken⁴⁰³ dankbar Freude haben, und das größte Werk aus unserer Sicht war natürlich jenes, das unsere Erlösung bewirkte⁴⁰⁴.

Darin erfahren wir die Unbegrenztheit Seiner Liebe – das „Sakrale“ schlechthin, uns selbst erhebend und aus dem Alltäglichen entlassend.

Wenn nun unsere Liebe zu Gott jener Liebe

entsprechen soll, die wir uns von Ihm erhoffen: kann sich diese in der Erfüllung profaner „Alltagspflichten“ manifestieren? Umgekehrt gefragt: hätte das Erlösungswerk, statt auf Golgotha, auch in einem Nazareth Schlafzimmer durch altersbedingtes Ableben eines jahrzehntelang im Berufe fleißigen Zimmermanns vollbracht werden können? Natürlich, aber es kam viel größer, Jesus führte für den Vater das Gegenteil eines „alltäglichen“ Lebens. Er war nicht einfach ein „guter Arbeiter“. Er war der ganz und gar Gottliebende. Und wir stehen in Einheit mit Ihm, müssen diese Einheit mit Leben erfüllen. In Christus finden wir unsere wahre Identität als Menschen – alles, was den Menschen zu etwas Gutem macht. Wenn der Vater uns betrachtet, sieht Er uns in unserer Einheit mit dem Sohn, dessen Geist in uns ist (Gal 2,20). Christus ist uns Bruder geworden, weil wir dieselben Anlagen in uns tragen, den Heiligen Geist (und doch mehr als nur Geschwister im fleischlichen Sinn sind: der Herr ist „anhänglicher als ein Bruder“, Spr 18,24). Dieser will uns zu Heiligen machen, der Familie, die uns aufgenommen hat, würdig, doch verlangt Er nach Mitwirkung, ist eben kein Naturtrieb. Er hilft uns dabei nicht, unsere Arbeitgeber, Freunde und Nachbarn zufriedener mit uns zu machen, sondern den Vater im Himmel. Ein Vater freut sich über Werke der Liebe, die der Sohn Ihm allein darbringt. Der Heilige Geist leitet uns zu guten Werken auch am Mitmenschen (Gott, dem größten Künstler, gehen nie die Ideen aus; durch sie werden wir einzigartig), leitet uns zu jenem Besonderen, wie es jene, denen Jesus Gutes tat, als besonders und damit als Ausdruck nichtalltäglicher Liebe wahrgenommen haben⁴⁰⁵; die stillen Zeiten des betrachtenden Gebets in Jesu Gegenwart aber sind jene, die uns vollständig von irdischen Zwängen lösen und gleichzeitig (so großartig ist das

⁴⁰¹ Heilig sein (hágios bzw. qodesch im AT) meint abgetrennt, abgesondert vom Gewöhnlichen, von dem, was nur für die Welt ist. Christentum heißt, das Heilige vom Unheiligen zu trennen.

⁴⁰² Voll des Lobes jubelt Er über Jerusalem (Zeph 3,17), Er erfreut sich wirklich am Menschen.

⁴⁰³ Gott gibt uns etwa die Speisen ausdrücklich auch zum Genuss und zur Freude (1 Tim 6,17; Apg 2,46; Ps 104,14f). Heiligkeit bringt uns ewige Glückseligkeit, ein Heiliger kann daher kein Kostverächter sein. Auch jede Genusserfahrung kann somit in einen sakralen Kontext gerückt werden, wenn sie als ein tägliches Nicht-Alltägliches wahrgenommen wird: ein Geschenk vom Himmel.

⁴⁰⁴ Zwar starb Jesus zunächst für die, welche schon gestorben waren, doch ließ Er uns in Seiner Liebe den Heiligen Geist, das Priestertum, die Sakramente, damit sich weiterhin Sein Opfer auf Erden für die jeweils Lebenden vollziehen kann; jeder Mensch muss neu versöhnt werden, muss selbst Anteil gewinnen am Erlösungsopfer.

⁴⁰⁵ Eine Kirche, die als höchstes Werk den Dienst am (damit instrumentalisierten) „Armen“ ansieht, wird freilich eher nach Selbstaufgehen im Staate streben anstatt nach himmlischen Gütern. Das beste Werk am Mitmenschen ist, ihn zum Glauben zu bringen.

Christentum!) größte Selbsthingabe darstellen wie zur größten Glückseligkeit führen. Zwar können ein Geistlicher oder ein Verheirateter (durch die Berufung *herausgerufen* aus der Masse) auch durch ihre Alltagsverrichtungen Gnaden aus der Kraft des jeweiligen Sakraments vermehren, wenn sie sich dem Dienst an den von Gott anvertrauten Seelen widmen, aber wer ohne entsprechende Berufung ist und dazu noch acht Stunden täglich stupider Knechtsarbeit nachgehen muss, bedarf des Ausbrechens, um positive Liebes-Früchte für die Ewigkeit (der Kraft der Sakramente entspringend) zu bringen. Wir sind nicht getauft, um stupide Knechtsarbeit williger zu erledigen, sondern um an Christi Liebeswerken Anteil zu gewinnen. Wir bekommen in der Heiligen Messe sakramental Anteil an Seinem Opfer – dafür sollen wir heilig sein (im Gnadenstand), also die Gebote gehalten und unsere „Standespflichten“ erfüllt haben (letzteres freilich kann auch jeder Atheist); wie Simon von Cyrene sollen wir aber eben nicht nur unser eigenes Kreuz auf uns nehmen, sondern auch das des Herrn. Das Messopfer ist das wichtigste Werk des Heiligen Geistes auf Erden; Er nimmt uns aufgrund der Taufgnade mit hinein und bringt uns damit dem Himmel näher. Was wir im Alltag aus der Kraft des Heiligen Geistes zu unserer Heiligung tun, ist nur Nachklang bzw. Vorspiel unseres rituellen Opfers⁴⁰⁶. In den Alltag kann die persönliche Anteilnahme am Opfer in reinster Form verlängert werden durch *abgetrennte* Zeiten, die wir nur mit Jesus verbringen, etwa im Rosenkranzgebet (war doch das ganze Leben Jesu ein einziger

Opfergang; um es zu betrachten, ist es wichtig, die jüdische Glaubenswelt zu kennen und sich mit ihr zu identifizieren), mit Maria den Sohn, ja Bruder betrachtend und in ihr die Mutter erkennend, dabei die Liebe beider erfahrend⁴⁰⁷. Ein wahrhaft sakraler (abgesonderter) Zustand, wenn selbst ein Opfer das Herz mit Glück erfüllt, im Bewusstsein, gerade darin von himmlischer Liebe getragen zu sein – das Kreuz als Pilgerstab und Himmelsschlüssel, nicht Übel, sondern frei gewählte Gemeinschaft mit dem Allerhöchsten. Nichtfreiwillige tägliche Lasten hingegen mögen gerne von Sakralem jeglicher Art verdrängt werden, jedes notwendige Übel weniger gälte es zu feiern. Die Aufwertung knechtischer Arbeit ist Resultat der Reformation⁴⁰⁸; irrige Schriftauslegung tat ihr Übriges⁴⁰⁹.

Sicher ist geboten (sich in Ihm zur Opfergabe machend), *alles*, was man tut, im Namen des Herrn zu tun; wenn die Liebe Jesu zum Vater unser Denken begleitet, wir derart mit Ihm „verschmelzen“, handeln wir automatisch in Seiner Nachfolge. Und wenn es auch den gewichtigen Unterschied zwischen den besonderen Werken für Gott, denen für den Nächsten und den Alltagswerken gibt, so müssen letztere nicht vergeudete Zeit sein: in gewisser Weise können auch sie, indirekt, aus der Kraft des Opfers Christi (in das wir uns einschließen wollen) unsere Gnade vermehren (oder auch anderen Menschen, als stellvertretende Sühne, aktuelle Gnaden erwerben, insbesondere zur Bekehrung bzw. Glaubensstärkung) – doch sind sie dafür als das zu betrachten, was sie sind (nämlich Prüfungen) bzw.

⁴⁰⁶ Wobei es eine merkwürdig abstraktionsverliebte Idee ist, ist der Messe seine vergangenen guten Werke aufzuopfern, als seien diese nicht bereits unmittelbar (waren wir doch im Heiligen Geist mit Jesus verbunden) vorgebracht und vor Gott wohlgefällig geworden; in der Messe opfern wir vielmehr *uns selbst* auf, gewinnen persönlichen Anteil am Kreuzesopfer.

⁴⁰⁷ Auch vor der Heiligen Messe betet z.B. der Zelebrant, Maria möge ihn nun ebenso begleiten wie ihren Sohn einst auf Golgotha – er soll sich nach ihrer Nähe und liebevollen Zuwendung sehnen, ebenso wie Jesus; er vereinigt sich mit Christi Zuneigung zur Mutter. In der Messe wiederholt sich infolge dieser Mitankwesenheit auch das Opfer Mariens – ihre aufwallende Liebe, die sie zu ihren damaligen Schmerzen trieb.

⁴⁰⁸ Luthers Hetze gegen die „unnützen“ Klöster gefiel den Weltmenschen sehr, ob städtische Handwerker (denen zudem klösterliche Konkurrenz damals ebenso lästig war wie später den Kaufleuten die jüdische), abgabenmüde Bauern oder auf Kirchengut, kirchliche

Macht und selbstgegebene Dispense scharfe Fürsten. In ganz Europa regierte damals ein Herodes Antipas neben dem nächsten. Bereits zur Zeit des Wormser Edikts 1521, als Luther de jure aus der Rechtsgemeinschaft des Reichs ausgeschlossen wurde, waren seine Irrlehren durch hunderttausende verteilte Druckschriften so weit verbreitet und bis in allerhöchste Kreise angenommen, dass die Reichsacht (vom einzig um den „Landfrieden“ besorgten Kaiser ausgesprochen) völlig wirkungslos blieb, angesichts der mächtigen Förderer des Reformators (die er wiederum im Bauernkrieg unterstützte). Luther befand sich als Gebannter (der lachend die Bannbulle verbrannte) in illustrierter Gesellschaft niederen wie höchsten Adels. Für Klöster dagegen brachen schlimme Zeiten an.

⁴⁰⁹ In den Sprüchen Salomos (z.B. 6,6-6,8) wird nicht etwa die rastlose Arbeit gelobt, sondern das Wort Jesu vorweggenommen, dass die Kinder der Welt oft klüger sind als die Kinder des Lichts, da sie ihren Zielen mit so großem Eifer nachgehen – einen solchen sollen wir für unsere *Seele* aufwenden (vgl. Spr 12,11; 16,26; 30,25).

sein sollen: Opfer, die zwar nicht freiwillig geleistet werden (sondern aus unabwendbarer Not), durch willige Annahme aber doch ihren kleinen Nutzen bringen wie einst bei Christus die tägliche Mühsal, welche die Menschennatur auch mit sich bringt und die Er bewusst erleben wollte. Wie also wird das Alltägliche zum Opfer? Durch das an ihm „Leiden“, bzw. die demütige Bewusstmachung, dass dasjenige, was Alltag zu Alltag macht, aus einer Not heraus getan werden muss (und ihm kein Eigenwert zukommt; es wird eben nicht plötzlich sakral); durch die aufopferbare Härte, Langeweile und Ödnis der jeweiligen Arbeit – nicht durch ihre irdisch-vergänglichen Früchte⁴¹⁰. Der Alltag wird nicht heilig – unserer Heiligung nützt unser Wunsch, ihn zu überwinden. Es ist gerade die *Trockenheit* des Alltags, welche die Sehnsucht nach Gott verstärkt. Jesus ging nach Erfüllung Seiner Mission wieder zum Vater, dorthin, wo es am schönsten ist, wo Er am meisten geliebt wird und wo ist, was Er am meisten liebt. Auch wir sollen erstreben, dorthin zu gelangen; und gerade, um die Sehnsucht Seiner Jünger zu vertiefen, schickte Jesus nicht sofort den Heiligen Geist (mit dessen Hilfe sie Ihm, sakramental, nachfolgen können), sondern ließ sie neun Tage unruhig auf diesen Tröster warten und beten⁴¹¹. Zudem straft der gerechte Gott den alten Adam in uns weiter (allein schon durch Leiden und Tod, doch, gemäß biblischem Zeugnis, eben auch durch Knechtsarbeit), den ungehorsamen Diener, der erst allmählich durch den Sohn verdrängt wird; doch jede Strafe ist zugleich eine Prüfung, ob wir den Weg des Sohnes in Demut und Gehorsam gehen wollen. Bestehen wir sie (unter Gebeten für aktuell

benötigte Gnaden⁴¹²), dürfen wir die Vermehrung unserer himmlischen Gnaden auf eine Weise betreiben, bei der wir uns nun zugleich auch an der vollen Gegenwart des Sohnes erfreuen können.

3. Wiederentdeckung des Opfercharakters der Heiligen Messe

Wenn bei einem Gläubigen (durch reine Lehre und Bedürfnis nach himmlischen Gütern) die Liebe zu Gott geweckt ist, so fragt er sich ganz natürlich, wie er, über das Begehren hinausgehend, Gott ebenfalls Liebe erweisen kann. Wie gerade ausgeführt, ist darauf die beste aller Antworten: durch das Heilige Messopfer. Nichts ist höher zu schätzen⁴¹³. Wie kann man Gott mehr loben, als mit dem Opfer Seines Sohnes (selbst daran Anteil tragend), welches doch Sein größtes Lob darstellte? Ihm besser danken, als mit dem Kostbarsten, der reinen Liebe des Sohnes, im Opfer vollkommen zum Ausdruck gebracht (das Opfer ist der Liebesbeweis schlechthin – für Dich verzichte ich freiwillig auf Geliebtes⁴¹⁴, Du bist wichtiger, das Wichtigste)? Es ist der Heilige Geist selbst, der die Ganzhingabe Jesu an den Vater vollendete, gänzlich ausgehaucht aus menschlichem Mund, und Er vollzieht auch die Verwandlung der getrennten Opfergaben aus der Liebe Christi heraus, das erneuerte Opfer – und wir, die wir den Geist empfangen haben, dürfen es (in mystischer Weise) mitvollziehen⁴¹⁵.

Das Problem: wo wird das noch so klar gesagt? Der Gottes-„Dienst“ ist spätestens seit der Liturgiereform zum Konsum herabgesunken, seit über 100 Jahren schon macht sich eine völlig widersinnige Fokussierung auf „Lernen“ und „Hören“ (biblischer oder pseudobiblicher Botschaften) bemerkbar (letzteres war generell Lieblingsthema der Synodalsynode). Die Gläubigen

⁴¹⁰ In der Vormoderne galt gerade ein Beruf, mit dem man keine große Ehre vor den Mitmenschen gewinnen konnte (ungesehene, einfache, schmutzige und stupide Tätigkeiten ausführend) als im religiösen Sinn „wertvoll“, eben weil man seinen Lohn auf Erden nicht „schon empfangen“ hat. Der Lohn des geliebten Gottes wird umso größer.

⁴¹¹ Am Pfingstfest, wo Juden aus aller Welt in Jerusalem zusammenkamen, sollte ihnen dann der Tröster gegeben werden, wie einst das Gesetz dem Moses (infolge des Pessachopfers) auf dem Weg ins Heilige Land.

⁴¹² Gnade ist alles Gute, was Gott uns gewährt, ohne dass Er dazu verpflichtet wäre; allein Barmherzigkeit (sich dem Niedrigeren zuneigen) treibt Ihn dazu. Gnade hat nicht nur der Sünder nötig, sondern überhaupt das Geschöpf. Gnade bekommt, wer Gott liebt (sofern er lieben kann), denn im Gottliebenden erkennt der Vater

den Logos und umgekehrt; die Anfangsgnade gilt dem „allgemeinen“ Menschen (Adamskind), individuell gilt es, sich jede weitere Gnade zu verdienen. Unsere Liebe verpflichtet Gott zwar zu nichts, gibt Ihm aber einen Grund, barmherzig zu sein.

⁴¹³ Somit ist z.B. auch das vielgescholtene Spenden für prächtige Kirchen, wo das Opfer stattfinden soll, Ausdruck reinsten Gottesliebe.

⁴¹⁴ Jesu menschliche Natur ließ Ihn an allem dankbar Freude haben, was der Vater dem Menschen Gutes erwies.

⁴¹⁵ Das individuelle Mitaufopfern Christi im *mystischen* Leib (jenseits liturgischer Regeln, ja im Wesen Privatübung), also das, was unter „allgemeinem Priestertum“ zu verstehen ist, ist dabei zu unterscheiden von Jesu priesterlichem Handeln (allein vom *sacerdos* in die Gegenwart geholt, der uns die Sakramente gibt), welches Seinen *reellen* Leib betrifft.

wissen folglich nicht mehr, was sie Gott eigentlich geben können, geschweige denn wie. Dabei ist die Antwort so klar, die Heilige Schrift verwendet so viele Seiten darauf, indem sie den Opferkult beschreibt. Die Opfer des Alten Bundes sind durch Christus ganz und gar nicht aufgehoben (Mt 5,17), sondern vervollkommen und zu einem einzigen zusammengefasst. Bei Malachias wird für das messianische Zeitalter ein neues Opfer angekündigt (dem alten Opfer entsprechend, ein *wahres* Opfer, nicht nur eine Erinnerung), welches vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang unter den vormaligen Heidenvölkern dargebracht werden soll – womit also nicht das „historische“ Kreuzesopfer gemeint sein kann. Die Messe ist gemäß der Lehre der Kirche nicht nur Vergegenwärtigung und Zuwendung (*applicatio*), sondern auch Erneuerung (*instauratio*) dieses Kreuzesopfers: ein wahres Opfer, wie die Opfer des Alten Bundes, jeweils begangen aufgrund des göttlichen Erlösungsversprechens. Das Wesentliche der Heiligen Messe ist die Trennung von Leib und Blut Christi in der Wandlung, die eigentliche Opferhandlung⁴¹⁶. Alles um diese herum, das ganze liturgische „Schauspiel“ für Gott, mit dem die Kirche ihre Ehrerbietung gegenüber dem in seinem Zentrum stehenden (erneuerten) Opfer Christi zum Ausdruck bringt, erinnert nicht ohne Grund an den alten Tempelgottesdienst, der hier seine erfüllte Fortsetzung findet – mit Opferpriestern an einem

Opferstein⁴¹⁷, einem sich selbst aufopfernden Volk, das sich in Weihrauchschwaden symbolisch zum Herrn tragen lässt⁴¹⁸; mit einer „uralten“ Sakralsprache, goldenen Leuchtern, Reinigungsbecken, Kultgegenständen, die mit Küssen und Verbeugungen geehrt werden, bis hin zu „professionellen“ Psalmensängern (2 Chr 5,15)⁴¹⁹, die auch im Neuen Bund, dem erneuerten davidisch-messianischen Reich, weiter die Lieder Davids singen und so den wahren Charakter der Heiligen Messe bezeugen. Dank- und Lobpsalmen zeichnen die messianische Freunde ohnehin vor⁴²⁰, und da alte Adam immernoch in uns steckt, immernoch Dunkelheit in uns ist, die zur Sünde befähigt und in den Abgrund reißen kann⁴²¹, immernoch Not und Bedürftigkeit, ist auch das Bitten sowohl um aktuelle göttliche Hilfen sowie überhaupt um Erlösung, um heiligmachende Gnade nämlich, nach wie vor wichtig. Der Alte Bund kannte entsprechende Opfer für Lob und Dank, kannte Bittopfer. Insbesondere aber kannte er Bußopfer. Und immernoch erklingen in der Kirche auch die Bußpsalmen, in der Messe vorzugsweise in den Offertorien: wir müssen immernoch Buße tun für unsere persönlichen Sünden (und *dürfen* es für andere), Jesus hat uns nicht alles abgenommen, der Leib muss dem Haupt nachfolgen, persönliche Sühne bleibt notwendig, ebenso aber die Teilnahme an Jesu Buße für die *Menschheitssünde*, um deren Tilgung an uns wirken zu lassen⁴²². Im

⁴¹⁶ Das Vergießen von Blut, als dem Symbol für Seele und Leben, ist Kern des jüdischen (und damit christlichen) Opfers. Das Blut des Lammes wurde in Ägypten an die Türen gestrichen (Ex 12,13), der israelitische Priester bei seiner Weihe mit ihm besprengt, der Altar, ein zu reinigender Sünder beim Opfer, ja selbst (am Versöhnungstag) die Bundelade – ohne Blutvergießen keine Vergebung (vgl. Heb 9,22). Wir müssen uns Christi Opfer so zueigen zu machen, wie das Blut des Lammes in Ägypten an jede Tür zu streichen war.

⁴¹⁷ Ungetaufte sollten diesen heiligen Ort nicht betreten, Gläubige zumindest, wenn möglich, nicht in Alltagsschuhen (Ex 3,5). Die Opferstätten des Alten Bundes durften nur von jenen betreten werden, die ein Opfer bringen wollten. Sitzgelegenheiten gab es dort übrigens keine, auch nicht für die Priester.

⁴¹⁸ Im alten Heiligtum, wo nur Rauchopfer stattfanden, gab es rechts neben dem Altar einen goldüberzogenen Holztisch mit 12 Broten als Symbol für das Gottesvolk, auf welche der Weihrauch gelegt war.

⁴¹⁹ Der Dienst der Leviten betraf anfangs allein das Opfer, König David trug ihnen dazu den das Brandopfer begleitenden Lobgesang auf. Erst sehr viel später kam der Auftrag, dem Volk das Gesetz zu lehren hinzu. Katholische Geistliche treten nun ein in den „neuen“

Levitenstamm, werden aus ihren bisherigen „Völkern“ gelöst.

⁴²⁰ Viele Psalmen rufen auch den Erlösungsakt Christi ganz direkt wieder vor Augen. Am Sonntag, als Jesus in Jerusalem einzog, wurde im Tempelvorhof Psalm 23 gesungen: „Erhebt euch, ihr Tore, damit einziehe der König der Herrlichkeit“. Seine Anhänger begrüßten Jesus in der Tat als den Messias, mit Psalm 117 (das Kommen des Herrn feierend): „*Benedictus qui venit in nomine Domini*“ (Lk 19,38); am Dienstag, als Jesus sich mit dem Hohen Rat auseinandersetzte, wurde im Tempel Psalm 81 gesungen (unter den ungerechten Richtern steht der, welcher ihr aller Richter ist, doch sie verstehen nicht), usw. Etliche Psalmen beschreiben auch die Gedanken und Empfindungen des Messias (etwa der Hebräerbrief zitiert sie ausdrücklich in Hinblick auf Ihn) und sind daher hilfreich für die Betrachtung.

⁴²¹ Glaubensabfall und schwere Sünde lassen die Gnade verlieren.

⁴²² Dazu gehört auch das (typisch alttestamentarische) Fasten. Ein besonders egalitärer Brauch im Übrigen. Essen müssen alle, auf das Essen zu verzichten trifft alle gleichermaßen (sich individuell irgendwelchen Verzicht auszudenken – meist kommt dabei etwas heraus, das man ohnehin besser einschränken sollte – macht diese Eigenheit der Fastenzeit, in der die Kirche ihre

Kreuzesopfer brachte Jesus dem Vater auch persönliches Lob dar, auch Dank für die Liebe, die Er Ihm auch in Seiner Menschheit erwies – all dies sind jedoch Nebenaspekte gegenüber der unser Dasein aufnehmenden Bitte und, insbesondere, Sühne⁴²³. Christi Opfer war ausdrücklich ein Sühnopfer (Heb 9; 10; Eph 5,2), welches wir selbst mit unserem eigenen Leib darbringen sollen (Röm 12,1; 1 Pet 2,5). Das Messopfer, die heiligste Handlung, die überhaupt vorstellbar ist, ist tatsächlich *das* Werk, das uns heiligt: das Sühnopfer des Erlösers, mit Ihm als Sein Leib vollzogen. Die alte Liturgie stellte uns konsequent stets ihr Ziel vor Augen, wenn etwa zahlreichen Orationen den Gegensatz zwischen der vergänglichen Welt und den ewigen Gütern betonten, den zwischen überwindenswerter Diesseits und anzustrebendem Jenseits. Hier, an der Opferstätte, ist der Übergangsort. Schon der Vorhang zum alttestamentarischen Allerheiligsten war (ebenso wie viele barocke Tabernakel) mit Cherubim verziert – analog zu jenen, die das Paradies bewachen. In Jesus finden wir das Heil. Die Cherubim fanden sich im Inneren des Allerheiligsten nochmals auf der Bundeslade, den Blick auf das Blut gerichtet, welches der Hohepriester am Versöhnungstag darauf sprengte. Der Tabernakel enthält das Glück der Welt, weil sein Inhalt durch die priesterliche Opferzeremonie gegangen ist und dadurch in den Himmel führt. Die Mystik der Liturgie erhebt das Individuum aus jeglichen irdischen Bindungen, verbindet es mit seinem Erlöser, verbrüdert es mit seinem Herrn, löst es auch aus Zeit und Raum, ist doch der Mensch durch die Taufe in ein anderes Volk eingetreten, mit eigener Sprache der Anbetung, wie es im Alten Bund schon war (während eine volkssprachliche Liturgie ausschließt, *nicht* alle zu einem uralten, die ganze Welt vereinigenden Opfer einlädt, hebt die

lateinische Messe gleichsam den Fluch von Babel auf), und dem Privileg der Möglichkeit des Mitopferns.

Mit Blick auf das Tempelopfer, aber auch die gesamte katholische Tradition ist es geradezu grotesk abwegig, die Heilige Messe zur „Gemeinschaftshandlung“ (etwa als „Mahl“) oder (sei es auch nur in Teilen) zur Lehrveranstaltung zu erklären, wie es seit dem 20. Jahrhundert geschieht. Das vollständige Brandopfer des einjährigen Lammes ist das erste (rituell vorgeschriebene) Vorbild des Kreuzesopfers: Jesus gibt Sich *ganz* hin, weshalb das Messopfer unmöglich als Mahl aufgefasst werden kann; bei den individuellen Sühnopfern (das Tier wurde vom Sünder geschlachtet, als Symbol für sich selbst) wurde das Fleisch wiederum ausschließlich von den Priestern (deren einzige Aufgabe im Übrigen das tägliche *Opfern* war – nicht etwa das Lehren⁴²⁴) konsumiert (Lev 6; 7; 14)⁴²⁵. Ein „Opfermahl“, wo einzelne Reste auch vom die Elemente Übergebenden in Gesellschaft gegessen wurden, gab es nur bei Dankopfern (Lev 19) – die göttliche Freundschaft wurde gleichsam durch diese „rückkehrenden“ Gaben bestätigt. Die Messe als Mahl zu betrachten, bezeugt demnach die lutherische Irrlehre, wonach sie maximal als Dankopfer (eben wörtlich „Eucharistie“, ein ja nicht falscher, aber ebenso unzureichender frühchristlicher, vorthelogischer Begriff wie „Brotbrechen“) anzusehen sei, nicht aber als Bitt- und Sühnopfer: wenn Modernisten⁴²⁶ in Versammlungsräumen gemeinschaftliches Danken für eine „bereits geschene“ Erlösung (am besten unter Auferstehungssymbolik, ohne Erinnerung an die Passion) üben, ist dies eine protestantische Verengung der Theologie, gerade kein „Öffnen“ derselben. Weder ist nach klassischer Lehre die Gläubigenkommunion obligatorisch, noch ist sie Ausdruck von kirchlicher

allgemeine Erlösungsbedürftigkeit ausdrückt, zunichte). Fasten ist das klassische Opferwerk, um Gnaden zu erbitten. Das Fasten Jesu ist Zeichen dafür, wie das Göttliche in Ihm Raum gab für menschliches Leiden bis hin zum Tod, um sich dem menschlichen Bitten anzuschließen.

⁴²³ Etwa die (in der Liturgiereform gestrichenen) Darbringungsgebete für Brot und Wein stellen klar den Sühnecharakter der Messe heraus (für die aktuellen Sünden und zum Heil der Anwesenden).

⁴²⁴ Die nachreformatorische Unsitte, die Messe für Predigten zu unterbrechen, begünstigte sicher Glaubenskrisen, ebenso wie der in der Aufklärungsära (als sich jeder dank seines tollen Studiums zum Prediger berufen fühlte, während in früheren Jahrhunderten aus guten Gründen meist vorgefertigte Texte anerkannter

Autoren verlesen wurden) einsetzende Zwang, möglichst „originell“ sein zu wollen.

⁴²⁵ Ebenso wurden die 12 ungesäuerten Brote, die jeden Sabbat zu opfern waren, ausschließlich von den Priestern gegessen.

⁴²⁶ Etwa der noch von Johannes Paul II ernannte Päpstliche Hausprediger Cantalamessa betonte in seiner 2024 endlich zu Ende gegangenen Karriere unablässig, wie recht Luther mit seiner „sola gratia“-Idee gehabt habe – diese Häresie sei gar „die zentrale Botschaft des Evangeliums“, was die Kirche jahrhundertlang nicht kapiert und stattdessen den „jüdischen Ritualismus fortgesetzt“ habe (Radio Vaticana zum Reformationsjubiläum 2017). Der Würzburger Bischof Paul-Werner Scheele erklärte schon in den 1970er Jahren im Ökumeneraush („Das Herrenmahl“) die Eucharistie offiziell zum „Gemeinschaftsmahl“.

„Gemeinschaft“, sondern individuelle Begegnung mit Gott, die dem individuellen, freiwilligen Charakter derjenigen alttestamentarischen Opfer entspricht, die eigenen Konsum vorsahen. Der griechische Begriff *deipnon* (1 Kor 11,20) wird von Protestanten und Protestantisierern sorglos als „Mahl“ übersetzt und eine ganze „Abendmahls“-Theologie darum gestrickt⁴²⁷, die ignoriert, dass er im damaligen Sprachgebrauch eigentlich ein Speiseopfer für die Götter bezeichnet, zur Reinigung (*katharsis*), eben Sühne – das „Mahl“ wurde den Göttern bzw. Toten bereitet, und bei den Griechen gerade nicht selbst konsumiert. Die Korinther werden dafür kritisiert, dass sie aus dem Opfer ein gewöhnliches Mahl machen („Habt ihr keine Häuser zum Essen und Trinken?“, 1 Kor 11,22; vgl. 1 Kor 11,34: „Hat einer Hunger, so esse er zu Hause, auf dass eure Zusammenkunft euch nicht zum Gericht wird“). Paulus erklärt hier, dass es eben nicht um das gemeinsame Essen geht, sondern um das geistliche Blutvergießen des Herrn. Darum darf man nur im würdigen Zustand kosten⁴²⁸. Das muss im Kontext der alttestamentarischen Opferpraxis gelesen werden. Jene kannte zudem auch keinerlei „belehrenden“ Teil. Die liturgische Verwendung der Heiligen Schrift dient im Christentum ebenfalls keineswegs der Unterweisung⁴²⁹, weshalb es eine inakzeptable Neuerung der Liturgiereform war, Lesung und Evangelium nur noch in der Landessprache vorzutragen⁴³⁰. Die Schriftlesung ist für die Gläubigen die erste kleine Begegnung (in sich segenspendend) mit Gottes Wort, dem Logos, der Weisheit, auf feierliche, zelebrierte Weise, künstlerisch in die Gesamtliturgie eingearbeitet, in

das allgemeine Opfer der Kirche mit seiner allgemeinen Kirchensprache. Für Gott wiederum ist sie ein Lob, dadurch, dass (in kunstvollem Vortrag) vorgebracht wird, was Er uns einst als das Beste (vor dem Neuen Bund) hinterlassen hat: Sein eigenes Wort. Wir Menschen bringen es Ihm dar, so wie wir danach Seinen Sohn darbringen, hier als „Opfer der Lippen“, wie im antiken Judentum, als Lobgebet (man bringt Gott dankbar das Beste vor, was man hat). Die Frage, warum man Ihm das Evangelium (das Er doch schon kenne) vorlesen sollte, ist so unsinnig wie die, warum man Ihm Seinen Sohn (der doch schon bei Ihm ist) darbringen sollte. Gott freut Sich, wie der Christ glauben darf, über die Wertschätzung für Sein Wort, die darin Ausdruck findet, dass es in die Opferfeier weiterhin einbezogen wird und kunstvoll erklingt – nicht in Übersetzung für die Ohren der Mitanwesenden, sondern gerade in eigener liturgischer Sprache, für Ihn, als Teil der Opferliturgie. Warum sollte Er mehr Gefallen daran haben, wenn irgendwer „belehrt“ wird (das geschieht durch Predigt⁴³¹), als wenn Er allein beschenkt wird (mit *keinem* Geschenk kann Er etwas „anfangen“, es geht immer um den Gestus, als Ausdruck und Vollendung der Liebe)? Die Motivation, die Lesungen zu einem sogenannten „Lehrgottesdienst“ umzuwandeln, etliche Jahrhunderte liturgischer Praxis zum Irrweg erklärend, war einfach Besserwisserie: man habe nun endlich den „wahren“, „ursprünglichen“ Sinn einer Tradition gefunden, endlich den „Geist“ der Sache erkannt. Christen aber wurden eben nicht während der Messe über die Heilige Schrift belehrt, sondern außerhalb, die Übersetzung der Schrift war

⁴²⁷ Luther hatte, bevor er nach den Auswüchsen der radikalen Reformation zähneknirschend zu einer (freilich abstrus begründeten) Realpräsenz-Lehre zurückkehrte, den Stein mit seinem Abendmahlssermon 1519 ins Rollen gebracht, als er das von der Gemeinde angeblich zu haltende „Abendmahl“ (nichts mehr mit jüdischen Opfern zu tun habend) als reines Mittel zur Herstellung kirchlicher „Gemeinschaft“ deutete.

⁴²⁸ Auch eine besondere Standeswürde für die Austeilung ist, der kirchlichen Tradition nach, notwendig, die Einführung von Laien-Kommunionshelfern Mitte der 1960er Jahre daher abzulehnen.

⁴²⁹ Die Lehren Jesu, deren Bedeutung für moralisch korrektes Verhalten so gerne von den „Hör“-Versessenen betont wird, sind i.Ü. materiell im AT bereits absolut hinreichend vorhanden (Sein *Leben*, Seine *Taten* sind entscheidend, durch das Andauern derselben), etwa im Buch der Sprüche: es wimmelt darin nur so von Mahnungen, die Sünden der anderen zu vergessen (17,9), gnädig und barmherzig zu sein

(17,5; 19,17; 21,10+13), die Feinde zu lieben (24,17f), keine Rache anzustreben (20,22; 24,29; 25,21). Auch wird die Belohnung guter Werke betont (12,14), dass man am Heil arbeiten muss (20,4), das Befolgen des Gesetzes Grundlage ist, um opfern bzw. beten zu können (28,9). Selbst die Geschichte des barmherzigen Samariters hat im Alten Testament schon ihr Vorbild, wenn David dem ägyptischen Knecht des Amalekiters (drei Tage halbtot auf dem Feld liegend; ein Bild für den aus der Sünde stammenden Diener der Welt, die ihm nicht hilft, der des Messias bedarf) hilft und ihn aufnimmt (1 Sam 30).

⁴³⁰ Natürlich ist es ein Missstand, wenn Gläubige nicht mehr die Gesten und Symbole des Ritus verstehen – er wird aber behoben, indem man ihnen den Ritus wieder erklärt, nicht, indem man ihn ändert!

⁴³¹ Die derzeitige Diskussion, ob Laien, auch Frauen, das Predigen erlaubt sein soll (in Deutschland mancherorts schon seit Jahrzehnten Praxis), ist reichlich überflüssig – eher sollte diskutiert werden, die Predigt im Rahmen der Messe generell wieder abzuschaffen.

überhaupt nur als Interpretation angesehen, für liturgische Zwecke denkbar ungeeignet. Dass die Auffassung, bei der Messe müssten Gläubige anwesend sein, mehrfach verurteilt wurde, ist schon hinreichender Beweis, dass die Lesungen als solche Gott offensichtlich hinreichend ehren, ein menschlicher Zuhörer für Seine Ehre nicht erforderlich ist. Dass die „Gemeinde“ das Wort Gottes „hört“, erklärten erst Protestanten zu einem „Gottesdienst“ – das passive Hören sei geradezu der einzig mögliche „Dienst“ an Gott, alles andere überflüssiges „Ritual“; katholisch ist dagegen die

Auffassung, dass gerade im Ritual Gott Liebe und Ehre erwiesen wird – gerade, weil es eben nicht zuerst dem „Hörer“ dient⁴³². Der alte und heute so verpönte Ausdruck „Messe hören“ meinte gerade nicht, sich in seiner Sprache belehren zu lassen, sondern des unsichtbaren Geschehens gewahr zu werden indem man dem (vor allem akustisch vernommenen) liturgischen Fortgang folgt, an dem sich die alten Betrachtungsübungen orientierten. Ausgerechnet dieses Hören wurde durch die volksliturgische Bewegung radikal erschwert.

Herz Jesu statt „Organische Gemeinde“

Im Mai 1933 wurde Eduard Burth, der Chefredakteur der katholischen Waldshuter Tageszeitung „Tagblatt vom Oberrhein“, während eines Familienfestes der Pfarrgemeinde öffentlichkeitswirksam von Schergen des NS-Regimes abgeführt. Diesem gefiel die Linie des Blattes nicht. Blättert man durch die Ausgaben des Jahrgangs, ist klar, warum. Im Gegensatz zur nationalistischen Konkurrenz (Alb-Bote) übte die Zeitung z.B. weitgehend Zurückhaltung bei der Übernahme antisemitischer Propaganda, „jüdische“ Themen behandelte man so weit es ging neutral. Ebenfalls im Mai 1933 druckte das Tagblatt einen Text ausgerechnet des polnischen Kardinals August Hlond ab (später aufgrund seiner Rolle bei der Rekatholisierung der von deutschen Nazis befreiten Gebiete Lieblingshassfigur deutscher Rechter) – der allerdings ziemlich ernüchternd ist und zeigt, dass auch in Polen bereits moderne ekklesiologische Irrtümer auf dem Vormarsch waren. Katholischer Widerstand gegen kollektivistische Ideologie konnte in der jüngeren Generation offensichtlich

nur Stückwerk bleiben. Hlond will in dem Beitrag die Pfarrei nicht mehr als zufällige, „lose Gruppe von Menschen“ bzw. als „kirchlichen Verwaltungskreis“ betrachtet wissen (in Wahrheit ist sie genau das und sonst gar nichts), sondern als „organische Gemeinschaft“ mit eigenen „Rechten und Tätigkeiten“. Aus diesem Gemeindegott erwächst ein entsprechendes Liturgieverständnis: der Kardinal wünscht sich Gläubige, die nicht einfach (wie bisher) „als Hörer“ in der Heiligen Messe sind, sondern als „Volk“ den Pfarrer bei der Liturgie „begleiten“, z.B. mit Gesang und gemeinsam gesprochenen „Antworten“⁴³³. Schon im Februar des Jahres der NS-Machtübernahme hatte ein Pater Richard aus dem Benediktinerkloster Beuron⁴³⁴ in Waldshut einen Vortrag über Liturgie und Kirchenmusik gehalten, dem etliche Geistliche aus den Dekanaten Waldshut, Klettgau und Stühlingen beiwohnten. Sie lernten von dem Referenten, der angebliche „Gemeinschaftscharakter“ der Heiligen Messe sei im Unterricht über die Liturgie „besonders zu betonen“, die

⁴³² Vorbild für den Dienst an Gott ist, wie Jesus in Seiner Menschheit den Willen des Vaters erfüllte, nämlich: Ihn liebte (nur Liebe kann Gott etwas „bringen“); Sein Opfer ist daher der Gottesdienst schlechthin.

⁴³³ In der NS-Zeit war dank „dynamischer“ Kreise die Auffassung weitverbreitet, die Liturgie sei „Volkswerk“ (so wäre es im Altertum gewesen), der Zelebrant nur „Sprecher der Gemeinde“; z.B. würde das „Amen“ der Gemeinde erst die Gebete, gar das Opfergeschehen „besiegeln“. Erzbischof Gröber, längst entschiedener Gegner der Nazis und des grassierenden Nationalwahns, kritisierte all diese zeittypischen Thesen (auch den Wunsch nach deutscher Sprache) in einem ausführlichen Schreiben 1943 – in welchem er auch darauf hinwies, dass sein „Märtyrerfreund Dr. Heinrich

Feurstein“ im Oberrheinischen Pastoralblatt Juni/Juli 1941 ebenfalls die lateinische Kultsprache verteidigt hat.

⁴³⁴ Die dortige Kunstschule verabscheute insbesondere den um Realismus bemühten Barock und erhob das Fache: die gerade Linie, geometrisch-flächige „Schlichtheit“, entindividualisierte („idealisierte“) Gestalten mit emotionslosen Fratzen; die Bevorzugung „heimatlicher“ Heiligenfiguren und deutschsprachiger Inschriften vervollständigte das Bild. Bei besagtem Priester dürfte es sich um Richard Beron handeln, der auch in den Erinnerungen des Nazigegners Dietrich von Hildebrand in ähnlichem Zusammenhang und, natürlich, als fanatischer Nazi-Anhänger (der NS sei „Gottes Wille“) erwähnt wird.

„aktive Teilnahme“ zu fördern, Chorleiter hätten die Aufgabe, das „Volk“ zum Singen der Choräle zu bewegen, damit es „wieder tätigeren Anteil am Gottesdienst“ nehme (wie es angeblich „früher“ gewesen sein soll)⁴³⁵. Bei soviel für sich selbst sprechender Volksvergötzung ist unnötig, zu erwähnen, dass Beuron seinerzeit ein ernsthaftes Naziproblem hatte; Damasus Zähringer⁴³⁶, aus dem Landkreis Waldshut gebürtig und später zur Zeit der Liturgiereform Erzabt, war damals Teil einer nazifreundlichen Clique, welche die Ablösung des NS-kritischen Vorstehers Walzer („Man macht mit dem Teufel kein Konkordat!“, auch stand Walzer in Opposition zur offenen Faschismusbegeisterung in Maria Laach⁴³⁷) betrieb. Er war, wie der Referent, Protagonist der Volksliturgischen Bewegung, wünschte sich einen „männlicheren“ Katholizismus und verachtete z.B. „unerträglich verzuckerte“ Herz-Jesu-Bilder. Damit war er ganz auf der Linie des Modernistengurus (und ebenfalls Nazibejublers) Karl Adam, der einen „männlichen“

⁴³⁵ Eher scheint es ihre natürliche Aufgabe zu sein, bestmöglich das Gotteslob des Himmels erklingen zu lassen (ideal: schwebende, ineinander verwobene Stimmen), die Engel, welche beim Opfer Christi anwesend sind und es von der transzendenten Welt aus begleiten.

⁴³⁶ Am „Blutfreitag“ 1933 predigte er in Weingarten über das (nach Monaten intensiver Judenverfolgung natürlich sehr „passende“) Thema „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“, TvO vom 3. Juni 1933.

⁴³⁷ Abt Herwegen lobte dort 1933 den neuen Staat, weil der seiner organiszistischen Vorstellung von der Kirche so sehr ähnelte – im Vorwort zur Schrift „Vom Geiste der Liturgie“ des lebensreformerisch geprägten Romano Guardini begründete er auch den „gemeinsamen Kult“ der Kirche mit dem „organischen“ Charakter der Kirche, welcher dem bösen Individualismus entgegengestellt sei, Liturgie war ihm eine „Schule“ zur Ausbildung des Gemeinschaftsgedankens. Der Kult der Kirche ist in Wahrheit, ganz im Gegenteil, allgemein, weil jeder Einzelne Zugang finden soll, ohne sich erst einer Gemeinschaft unterordnen zu müssen. Herwegen wusste, dass seine Gemeinschaftsfantasien kein Fundament in der Tradition hatten und beschwor daher die Antike (in die sich bekanntlich alles hineinprojizieren lässt), klagte gar im Stile deutschnationaler Bejammerer der Unverständigkeit des realen „Michels“ über „germanischen“ (wilden) Subjektivismus im Mittelalter, welcher der Erfüllung durch „antiken“ (objektiv-ordnenden) Geist bedurft hätte.

⁴³⁸ „Schönheit“ liegt zwar im Auge des Betrachters, aber für Christen ist es seltsam, wenn sie etwas gegen Himmelsassoziationen (Mannigfaltigkeit, Unmenge an Eindrücken, Unüberschaubarkeit...) und Schöpfungsnachbildung (in der Komplexität, dem Detailreichtum, der Fülle an Farben und Formen liegt

und „heroischen“ Christus wünschte – eine dumpf-völkische Einstellung, die sich auf die deutsche „Kirchenkunst“ (und Kirchenarchitektur) bereits der 1920er Jahre niederschlug⁴³⁸, als generell gerade die Herz-Jesu-Verehrung („verweichlicht“, zu „gefühlbetont“) am Absteigen war. Diese begünstige eine rein individualistische Frömmigkeit, wogegen doch der neuentdeckte „Gemeinschaftscharakter“ mehr zu fördern sei – so die damalige Kritik⁴³⁹.

Umso erstaunlicher mutet an, dass ausgerechnet Papst Franziskus (in dessen Orden die Herz-Jesu-Verehrung freilich besondere Tradition hatte) während der zweiten Runde der Synodalsynode 2024 eine Enzyklika über diese scheinbar so „überholte“ Frömmigkeitsform veröffentlicht hat, *Dilexit nos*. Freilich nutzte er auch diese Gelegenheit, um gegen jene auszuteilen, denen er „schändlichen jansenistischen Dualismus“ unterschob (DN 87)⁴⁴⁰, gegen „Religiosität der bloßen Pflichterfüllung“ (DN 114), gegen

der „Fingerabdruck“ des Schöpfers, dem nie die Ideen ausgehen) haben; gerade nicht menschliche „Ideale“ spielen im Barock eine Rolle, sondern das Wahre. Funktioniert: noch im ungeschönsten Leiden eines geschundenen Menschen (als wunderbarem Höhepunkt der Schöpfung) strahlt in dieser Kunst ganz natürlich die Schönheit der göttlichen Tugenden hindurch.

⁴³⁹ Noch John Henry Newman hingegen nahm den katholischen liturgischen Kult als eine Befreiung wahr – das ätzende protestantische „Gemeinschaftserlebnis“ ist ja auch unsagbar bedrückend. Newman berichtete 1846 über seine Eindrücke in der Mailänder Kathedrale, lobte den dort erfahrenen Pluralismus und Individualismus: jeder gehe „seinen eigenen Angelegenheiten nach“, manche beteten vor Reliquienschreinen, andere vor einem der zahlreichen Altäre, wo auch gleichzeitig verschiedene Messen gelesen wurden, während im Chor die Kanoniker ihre Gebete verrichteten. „Jeder gibt sich der eigenen Sache hin und überlässt den anderen sich selbst“ (Wilfrid Ward: *Life of Cardinal Newman*, Vol. I). Was für moderne Katholiken skandalöses Durcheinander, „heilsegoistisch“, war damals gerade die Ausflucht aus der Enge des protestantischen Gemeindeglaubens.

⁴⁴⁰ Als solche betrachtete er offenbar alle, die einer „rigoristischen Moral“ (DN 114) anhängen, aus Verachtung gegenüber dem Leib; Jansenisten freilich, als Kryptoprotestanten (den freien Willen leugnend und die Erfüllung der Gebote als unmöglich erachtend), jammerten zwar viel über die Sünde, glaubten aber nicht, man könne es besser machen – Erlösung sei reine Gnade (daher ging man z.B., von Natur aus ja so „unwürdig“, nur einmal im Jahr zu Kommunion). Rigorismus (eine verurteilte Häresie) meint gerade nicht „Strenge“, sondern Defätismus; der rechtgläubige Katholik hingegen, die Gebote für erfüllbar haltend, war insofern „streng“, als er sich ernsthaft zwang, nach

„Moralisten, die sich anmaßen, die Barmherzigkeit und Gnade zu kontrollieren“, gegen „einige Kreise“, die „den Heiligen Geist in ein Schema pressen wollen, um alles unter der eigenen Kontrolle zu behalten“ (DN 137). Herz-Jesu-Verehrung als Gegenbild zu christlicher Gesetzestreue und christlichem Streben nach Gerechtigkeit gegenüber Gottes Geboten, als reines Vertrauen auf Barmherzigkeit? Diesem zur Passivität gegenüber der Sünde aufrufenden Antinomismus wird (um auch dem so furchtbar individualistischen Wunsch nach „religiösen Empfindungen“ oder gar „prunkvollen Ritualen“ etwas viel „Wichtigeres“ gegenüberzustellen, DN 205) die Forderung nach aktivem Liebesdienst am Nächsten beigegeben, Treue und Liebe werden somit, wieder einmal, gegeneinander ausgespielt. Wie im Protestantismus erscheint in dem Text die persönliche Sünde als Übermacht, der ohnehin nicht beizukommen sei, ja gerade die eigene, tugendlose moralische Schwäche sei zu lieben, damit man (im grenzenlosen Vertrauen darauf, dass ein kleiner „Seufzer der Liebe“ schon alles gut mache – allein solches „Lieber-Opa-Gott“-Vertrauen führe überhaupt erst zur Gottesliebe) die „bedingungslose“ Liebe Gottes umso besser fühlen könne (so seine Auslegung von Theresia von Lisieux, DN 136ff). Für diese wahrhaft widerwärtige Antimoral würden, wenn sie denn katholisch wäre, linke Religionskritiker die Kirche völlig zu Recht hassen. Man wähnt sich in einer Lutherexegese, bei dieser endlosen Niedermacherei von „moralischer Pflichterfüllung“ (DN 138), von „menschlicher Anstrengung“, „eigenen Verdienste[n]“, „Darbringen von Opfern“, um „sich den Himmel zu verdienen“ (DN 139), vom „Beharren auf der göttlichen Gerechtigkeit“ (als sei „das Opfer Christi unvollständig“ und „Seine Barmherzigkeit genüge nicht“, DN 195 – das reine Vertrauen, aller Werke zum Trotz schon gerettet zu sein, ist lutherisches Wunschdenken). Nicht fehlen darf bei einem Franziskus-Text natürlich auch die Mahnung an Missionare, „keinen Proselytismus“ zu betreiben, „die Worte des Liebenden“ hätten nirgends zu „stören“ (!), niemand solle sich „besonders anstrengen müssen, um Ihn zu lieben“ (DN 210); „liebende“ Missionare würde es schmerzen, „Wahrheiten und Regeln aufzuerlegen“ (DN 209), als sei es ein Widerspruch, den katholischen Glauben (vom dem Franziskus anscheinend ein nicht allzu positives Bild hatte) zu

diesen zu leben; allerdings lebte er mit ihnen, als Anti-Rigorist, auch deutlich entspannter (im Gegensatz zu Protestanten und Jansenisten zwischen schwerer und lässlicher Sünde unterscheidend).

lehren und zugleich die Liebe zu wecken. Gott wolle seit dem „einen Erlösungsoffer“ einfach „Seine Wellen unendlicher Zärtlichkeit in diese Welt hinein ausbreiten“ (DN 197), was offenbar nichts mit klar definierbaren Glaubenslehren (und erst recht nicht irgendwelchen „Ritualen“) zu tun haben dürfe. Das Abhängigmachen der eigenen Gottesliebe von der Bedingungslosigkeit Seiner Barmherzigkeit verstellt natürlich einer Herz-Jesu-Verehrung, die sich wirklich verschenken will, den Weg. Das ist schade, auch, weil die Enzyklika (zumindest in ihrer ersten Hälfte) stellenweise durchaus schöne und fromme Gedanken enthält. Sie hebt mit Bonaventura hervor, dass der verstandesmäßige Glaube, auch das Befolgen des Wortes unvollständig wären: aus Erkenntnis müsse notwendigerweise Affekt (Liebe) werden; die Betrachtung des Herzens Jesu als Quelle der Gnaden und der Sakramente lädt zur persönlichen Beziehung mit dem liebenden Herrn ein (DN 26, 106f). Genau das scheint mir der entscheidende Punkt dieser Übung zu sein: die Vollendung einer Beziehung, die mit dem Glaubenswissen beginnt, über die treue Praxis vertieft und durch das Beisammensein ganz natürlich erfüllt und gekrönt wird. Die ersten beiden Stufen zu überspringen macht dabei aber eben keinen Sinn.

Die Liebe zum Herzen Jesu sollte naturgemäß zum *Altarsakrament* führen, sie drängt zum Messopfer, denn sie drängt dazu, Gott gefallen, etwas geben zu wollen, damit auch: *noch mehr* Sein Gesetz zu lieben. Der Glaube wird intimer, persönlicher, damit aber eben auch „individualistischer“, ein reines Ich-Du-Verhältnis, das tendenziell *weg* vom Kult um die Gemeinde führen muss (das Kultopfer bekommt wieder eher alttestamentarischen Charakter, es geht um Gott und den Einzelnen). Franziskus zitiert John Henry Newman, der das Herz Jesu im Altarsakrament anbetete (DN 26) und sich damit des innigen Zusammenhangs des Ersteren mit Sakrament und Opfer bewusst zeigte, und Ignatius, der mit dem leidenden Christus mitfühlen will (DN 159) – was ja wohl am meisten Sinn in dem Moment macht, wenn Er auf dem Altar real für uns Seine Hingabe aktualisiert und erneuert. Sein Liebeswerk geschieht im Verborgenen, daher bedürfen wir der bildlichen Vorstellung. Die Passion zu betrachten, Jesus am Kreuz zu verehren, leidend, verletzt, ist dem Auferstandenen, im Himmel Thronenden natürlich überaus genehm: am Kreuz brachte Er ja Seine Liebe zu uns⁴⁴¹ und zum

⁴⁴¹ Selbst für Judas hätte sie gereicht; weder war vorherbestimmt, dass er zum Verräter werden würde, noch war er zum Suizid gezwungen – Gott hätte auch

Vater in Perfektion und Vollendung zum Ausdruck, ist sie uns sichtbar und erspürbar geworden. Wir ehren Seine große Liebe am meisten, wenn wir seines größten Liebeswerks gedenken. Die schmerzvolle Betrachtung Seiner Leiden hat aber als Ziel nicht nur das Teilen der „Erinnerung“ mit dem „vollkommen glücklichen“ (DN 154) Auferstandenen, sondern entspringt auch dem Verlangen, Ihm beizustehen, wie er gerade die Tilgung der fortdauernden Sünde, die den Himmel nach wie vor betrübt, in Ganzhingabe sakramental erneuert – wir sind ja aufgefordert, Sein Sterben mitzuvollziehen, die Erinnerung daran ist also auch für unseren eigenen Heilsweg wichtig. Die Herz-Jesu-Verehrung dient der betrachtenden Einswerdung mit dem Herrn; die Betrachtung Seines Herzens ruft die Seele dazu auf, sich Seine Gefühle, Seine brennende Liebe zum Vater⁴⁴² und den Menschen zueigen zu machen (und zugleich lässt sie Seine Liebe am eigenen Leib erspüren). Einheit mit Christus ist, mit Seinem Herzen verbunden zu sein – zu lieben, was Er liebt, zu fühlen, wie Er fühlt. Sein Herz ist dabei aber nicht einfach nur „Symbol für Seine Liebe“ – es stellt eine mystische *Realität* dar, macht das Abstraktum „Liebe“ konkret. Gegenstand der Herz-Jesu-Verehrung ist tatsächlich Sein lebendiges Herz, Zentrum der Menschheit Jesu, im himmlischen Leib, welcher die Menschennatur mit zum Vater genommen hat; darin erlebte sich wesentlich die Liebe des menschengewordenen Logos (Sein Menschenleben stellte nicht nur den größten Liebeserweis gegenüber den Menschen, sondern auch gegenüber dem Vater dar), darin besteht die anhaltende Verbindung mit dem Menschengeschlecht – dieses Herz (Seiner Menschheit „Feuerherd“) ist immernoch dasjenige, welches Ihn gnädig und barmherzig stimmt und die Verbindung zu Maria (der Mutter der Kirche) auf ewig erhält; Jesus war von der göttlichen Liebe in Sich gedrängt, ein „Gefühlsmensch“, all Seine

ihm vergeben, aus ihm hätte ein zweiter Paulus werden können.

⁴⁴² Auch diese thematisiert Franziskus in DN 70ff – Jesu Wandel auf Erden war geprägt vom Ruf Seines Herzens, zum Vater zu gehen.

⁴⁴³ Franziskus betont bei diesem Thema einseitig das Fleisch als Ursache der Emotionen in Christus (z.B. DN 60) – bereits die rein geistige Gottheit aber erscheint im Alten Testament ausgesprochen „emotional“, das Fleisch bildet dies ab. Schließlich sind auch die göttliche und die menschliche Liebe des Sohnes faktisch nicht zu trennen (DN 67).

⁴⁴⁴ In Christi Blut finden wir den Heiligen Geist; die Sakramente (Kanäle der Erlösergnade) nehmen uns auf in Christi „Blutkreislauf“. Die geöffnete Seite wurde

Werke kamen „von Herzen“⁴⁴³, ihre Betrachtung geht insofern nicht ohne das Nachfühlen von Emotionen (die sich aus Seinen göttlichen Tugenden ergeben und Sein Herz bewegen). Die Betrachtung der Passion, aber auch von Menschwerdung, Einsetzung des Altarsakraments, letztlich allen Seinen Werken, hat als Mittelpunkt das Innenleben des Menschgewordenen, die Herzenswallungen, wobei das Herz den Ort der Verbindung zur Seele darstellt und damit zum Heiligen Geist, der zum himmlischen Vater trägt und zugleich dessen Liebe ist. Ort unserer Seele, wenn wir uns mit Christus verbinden, ist Sein himmelfahrender menschlicher Leib, sind wir doch durch Seine Wunden (in die „einzugehen“ eine klassische Frömmigkeitsübung ist⁴⁴⁴) in mystischer Weise eingelassen, in Seinem Blut zum Herzen geführt⁴⁴⁵, zu jenem Ort, wo wir im irdischen Leben dem himmlischen Vater am nächsten sind (die Herz-Jesu-Litanei spricht von der „Pforte des Himmels“); andersherum gesagt: wenn wir Ihm so nah wie möglich sind, ist der konkrete Platz unserer Seele beim Herzen Jesu, jenem Übergangsort, dem bestmöglichen vor dem schlussendlichen Eintritt in den Himmel⁴⁴⁶. Ein Herz, das allein vom Heiligen Geist (aus Seiner von diesem ganz ausgefüllten Menschenseele) bewegt wird, wie wir es für unser eigenes Herz im Himmel wünschen. Die Verehrung Seines Herzens ist unser Liebeserweis – Ihm, der Sich für uns ganz hingab, soll unsere Seele so nah wie möglich kommen, unser Herz sich dem Seinen angleichen, um mit Ihm vereint Gott zu lieben mit „ganzem Herzen“. In der Herz-Jesu-Verehrung berühren sich somit fruchtbringend menschliches und göttliches Handeln.

Wenn vom Pontifikat des Franziskus irgendetwas Positives bleiben kann, dann sein Aufruf zur Pflege dieser Frömmigkeitsübung – wie es sich generell empfiehlt, Traditionen katholischer Mystik wiederzuentdecken⁴⁴⁷. Die katholische Kirche war

stets auf die dem Gottesvolk angekündigte „offene Quelle“ (Sach 12,10) bezogen, die Herzensliebe wird uns dadurch zugänglich, die Vereinigung möglich (Franziskus zitiert in dem Zusammenhang Bernhard und Johannes vom Kreuz).

⁴⁴⁵ Das Tor zum Herzen ist neben den Wunden das Heilige Antlitz; es zu verehren ist gleichfalls Freude über die Menschwerdung Christi, wie Er sich uns gleich machte und zugleich Seine göttliche Güte, Seine Tugenden zeigte, als Erlöser verehrbar und ansprechbar wurde, was uns durch die Bilder geblieben ist.

⁴⁴⁶ Auch Franziskus nennt das Herz Jesu den „besten Ort“, zu dem Jesus uns ruft (DN 43).

⁴⁴⁷ Nicht im charismatischen oder „ostkirchlichen“ Sinn, wo z.B. lebendige Personen für ihr „gutes Leben“

immer eine betrachtende⁴⁴⁸. Bereits der kirchliche Festkalender mitsamt der Ordnung der Perikopen ermöglicht ihr das Verschmelzen mit dem ganzen Christus, wie Er im Laufe Seines Erdenlebens heranwächst und wirkt – gleichsam als Hilfe für das betrachtende Beten und die bestmögliche Jesusverehrung⁴⁴⁹. Durch die liturgische Feier des Kirchenjahres bewegen wir uns spiralförmig Richtung Himmel, führen uns individuell die Erlösungsgnade zu, indem wir durch das Leben Jesu mitgehen, wie es durch das jeweilige Messopfer erneuert wird (unsere individuelle Erlösung müssen wir selbst erwirken, vollbracht ist lediglich die allgemeine Erlösung der Menschennatur: ein Angebot). Alles kann während der persönlichen Messandacht betrachtet werden, denn alles geschieht real. Durch die Wandlung des Brotes erneuert Christus Seine Menschwerdung (beides durch den Heiligen Geist bewirkt), denn in Seiner *Menschennatur* vollzieht Er das Opfer für die Menschheit; wenn die Messe dieses Opfer ist, ist der geopferte Leib Christi menschlicher Leib (die Materie von Christi transzendierter Menschennatur angeeignet), auch wenn die äußere Erscheinung dies nicht erkennen lässt. Dennoch erneuert Er zugleich Seine Geburt, Sein sichtbares Erscheinen für die Welt, wenn auch Seine Menschennatur für die Schauenden ähnlich verborgen ist wie für die damaligen Seine Göttlichkeit – im Glauben verehren wir Sein Kommen nicht anders als die Hirten von Bethlehem. Wie Christus damals zu den Menschen im Heiligen Land gekommen ist, kommt Er in der Messe zu den Anwesenden. Dort erneuert Er gleichsam im Schnelldurchgang Sein Leben; von den Gläubigen wird Er verehrt, gebeten, erhält Dank⁴⁵⁰ (und von den Ungläubigen Gleichgültigkeit oder Ablehnung); der Priester hingegen führt an Seinem Leib die Opferhandlungen durch, er erhebt

(als Zeichen angeblicher Gottesnähe) wie Gurus oder Sufimeister verehrt werden (katholische Heilige werden verehrt, weil sie heilig sind, Fürsprecher im Himmel, und bewundert für ihr gutes Sterben bzw. ihre Treue zur wahren Lehre). Mystik, das Wandeln mit Gott, ist der unmittelbare Umgang mit Ihm (untrennbar mit dem Altarsakrament verbunden), nicht Unterwerfung unter Scharlatane. Auch ist Ziel katholischer Mystik nicht „Weisheit“, sondern Gottesliebe.

⁴⁴⁸ Heute wird in Deutschland maximal die skurril anmutende (aber natürlich total „urchristliche“...) Meditation über irgendwelche Worte gepriesen – für katholische Bilderverehrer liegt sicher näher, über Bilder bzw. Szenen zu meditieren.

⁴⁴⁹ Selbst die Verehrung der Märtyrer (nicht als „arme Opfer“, böse Täter beklagend, sondern als starke

Ihn zum Vater und spricht die Gebete, die durch Ihn den Vater bewegen sollen; Christus erneuert somit in der Messe Sein Beten für die Sünder (wie Er es besonders am Kreuz vollzog – nun für die Anwesenden), Sein barmherziges Flehen zum gerechten Vater – ein innergöttlicher Dialog, in den die Menschheit hineingenommen ist. Schließlich erneuert Christus in der Messe Sein Leiden und Sterben, wie es durch die Trennung von Leib und Blut sinnfällig wird (es findet also ein tatsächliches, wenngleich virtuelles, Blutvergießen statt) – die Schlachtung des Lammes. Die Seite Christi ist wahrhaft geöffnet, für uns, die wir geistig mit Ihm vereinigt sind und der Auferstehung mit Ihm harren⁴⁵¹.

Mit den Reformen von Cluny war ein besonderer Aufschwung der Meditation und Kontemplation einhergegangen. Man betrachtete intensiv insbesondere die Szenen der Passion, erstrebte die geistige Vereinigung mit dem Gekreuzigten, bis hin zu buchstäblichem „Nachfühlen“ der Schmerzen. Auch Bernhard von Clairvaux sollte im 12. Jahrhundert die Vereinigung der Seele mit Christus auf dem Wege der Meditation über die Passion lehren. Insbesondere viele heilige Benediktinerinnen durchlebten letztere damals in mystischer Weise; der heilige Franziskus hatte dann im 13. Jahrhundert eine so große Liebe für das Kreuz und die Wunden Christi, dass er mit den Stigmata begnadet wurde. Für intensive Betrachtung und daraus folgende Visionen berühmt wurden im 14. Jahrhundert in seiner Nachfolge etwa Angela von Foligno oder Birgitta von Schweden (deren an Stätten im Heiligen Land durchlebte Visionen gar die christliche Kunst beeinflussen sollten). Die Verehrung des Herzens Jesu wurde bereits bei den Benediktinerinnen in Helfta geübt. Im 15. Jahrhundert folgte die *devotio*

Bekenner gegenüber einer sich „normal“ verhaltenden gefallenen Welt) ist letztlich eine Form der Anteilnahme am Blutopfer Christi, welchem die Heiligen ihrerseits sich angeschlossen hatten, aus freier Liebe (die Vorbilder liegen wiederum im Alten Bund).
⁴⁵⁰ Wenn auch das betrachtende Gebet die höchste Form ist, kommt ein Gebet ohne Betrachtung aus, nie aber ohne direktes Ansprechen Gottes (bzw. der Engel oder Heiligen).

⁴⁵¹ Im Sinne der Förderung dieser Mystik wurde etwa das Singen von Liedern direkt nach der Elevation (seit dem 13. Jahrhundert übliche Opfergeste mit dem realen Leib und Blut Christi) von Martin von Cochem als Unsitte gebrandmarkt, da es die Andacht stört, die Betrachtung und Nutzbarmachung des Geheimnisses, die Anbetung Jesu auf dem Altar.

moderna, deren Vertreter Thomas von Kempen hatte wiederum Einfluss auf Ignatius, in dessen Exerzitien nun ganz systematisch das Leben Jesu betrachtet wird. Und während im „Heiligen“ Reich die Reformatoren Bilder zerschlugen, sprach Gott in Spanien durch ein Bild des leidenden Jesus ins Herz Teresas von Avila (für welche die Passionsbetrachtung Ausgangspunkt ekstatischen Liebesgefühls war): sie war von dem Anblick so sehr getroffen, dass alle ihre Zweifel über ihren geistlichen Weg wie weggefeigt waren. In Spanien war das hierzulande so unselige 16. Jahrhundert eine Hochphase der Mystik, etwa mit Johannes von Avila, dem freilich eigenwilligen Johannes vom Kreuz (radikaler Auslöter spiritueller Selbstöffnung, deren Christlichkeit in der Nicht-Auslöschung der Seelenidentität besteht⁴⁵²), im frühen 17. Jahrhundert den Jesuiten Luis de la Puente und (in Südamerika wirkend) Alvarez de Paz. In Frankreich waren es Heilige wie Jean Eudes oder Marguerite-Marie Alacoque⁴⁵³, die den Menschen eine tiefe Verbindung zum Herzen Jesu begreiflich machten⁴⁵⁴. Paul vom Kreuz wiederum, Gründer der Passionisten (mit dem Herz Jesu als Ordenssymbol), erhob die mystische Anteilgewinnung an der Passion Christi (in deren Zentrum nun das Herz steht) im 18. Jahrhundert zum Ordenszweck. Paul verbrachte täglich mehrere Stunden mit Meditation und Kontemplation. Auf diese Weise sollte sich die (in der Taufe begonnene) Neugeburt der Seele in Christus vollziehen. Die Passion Christi war ihm höchster Ausdruck der

göttlichen Liebe: durch das Mitfühlen dieser Liebe wird die Passionsbetrachtung das Mittel zur vollkommenen, innigsten Vereinigung mit dem geliebten Gott. Die verliebte Seele möchte gemeinsam mit dem Bräutigam am Kreuz sterben – eigentlich eine geradezu natürliche Reaktion des Christen auf die Liebe des Erlösers. Sich vom Leiden Jesu selbst durchdrungen zu fühlen, war für Paul Zeichen der Liebe zum Herrn⁴⁵⁵. Der Gläubige wird damit wahrhaft zur Frucht der Passion, das Leiden Jesu behält seinen Sinn.

Ausgehend von der benediktinischen Passionsbetrachtung war die Kirche über die franziskanische Wundenbetrachtung immer mehr ins Zentrum, hin zur jesuitischen Herz-Jesu-Betrachtung gekommen. Hier ist geradezu der nicht mehr zu steigernde Höhepunkt katholischer Frömmigkeit zu sehen. Ja, diese Frömmigkeit ist „individualistisch“. Und genau darin liegt ihr Vorzug: der in seinem Wesen protestantische Gemeinde- und Gemeinschaftskult kann gar nicht anders, als den Einzelnen von Gott wegzuführen, von den erklommenen Höhen hinab in die Niederungen des keinen Frieden gebenden Geschaffenen. Wie unrecht hatten jene Benediktiner, Franziskaner, Jesuiten, die im 20. Jahrhundert mit ihren Ordenstraditionen so radikal brachen; wer das Herz Jesu nicht mehr liebt, folgt dem Bauchgefühl der Menschen noch in den größten Wahnsinn. Wir sehen, in welche Abgründe sich die eingangs genannten Verächter der angeblich so „verzuckerten“ Barockfrömmigkeit verirrt haben.

Iesu, mitis et humilis corde, fac cor nostrum secundum cor tuum.

⁴⁵² Angestrebt ist nicht die fernöstlich-monistische Selbstauflösung, sondern die asketische Erfahrung geschöpflicher Leere und Verlorenheit soll Gott, dem die ganze Sehnsucht gilt, immer mehr Raum geben. Das Geschöpfliche ist auch für Johannes göttlicher Liebeserweis, aber zur Gewährwerdung bedarf es der sich ausliefernden Vereinigung mit Gott, dessen Transzendenz alle Betrachtung ansonsten unvollkommene Begierde bleiben lässt.

⁴⁵³ Zu ihr hatte Franziskus natürlich ein gespaltenes Verhältnis, da ihre Äußerungen „dazu verleiten könnten, zu sehr auf die eigenen Opfer und Gaben zu vertrauen“ (DN 126).

⁴⁵⁴ Das Herz Mariens wiederum ist Sitz der vollkommenen menschlichen Christusliebe, an der wir kindlichen Anteil gewinnen wollen. Seine Betrachtung ist eng verbunden mit ihren sieben Schmerzen und sieben Freuden. Hier ist die perfekte menschliche Liebe zum Logos realisiert. Die Liebe zwischen Jesus und Maria war und ist so groß, dass ihre Verehrung nicht zu trennen ist. Die Betrachtung des Herzens Jesu führt zu Maria – und umgekehrt.

⁴⁵⁵ Der Orden brachte einige Heilige hervor, die sich durch intensive Betrachtung auszeichneten, auch Gemma Galgani (die immer wieder die ganze Passion, alle Schmerzen des Herrn durchlebte) gehört in diese Tradition.